This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

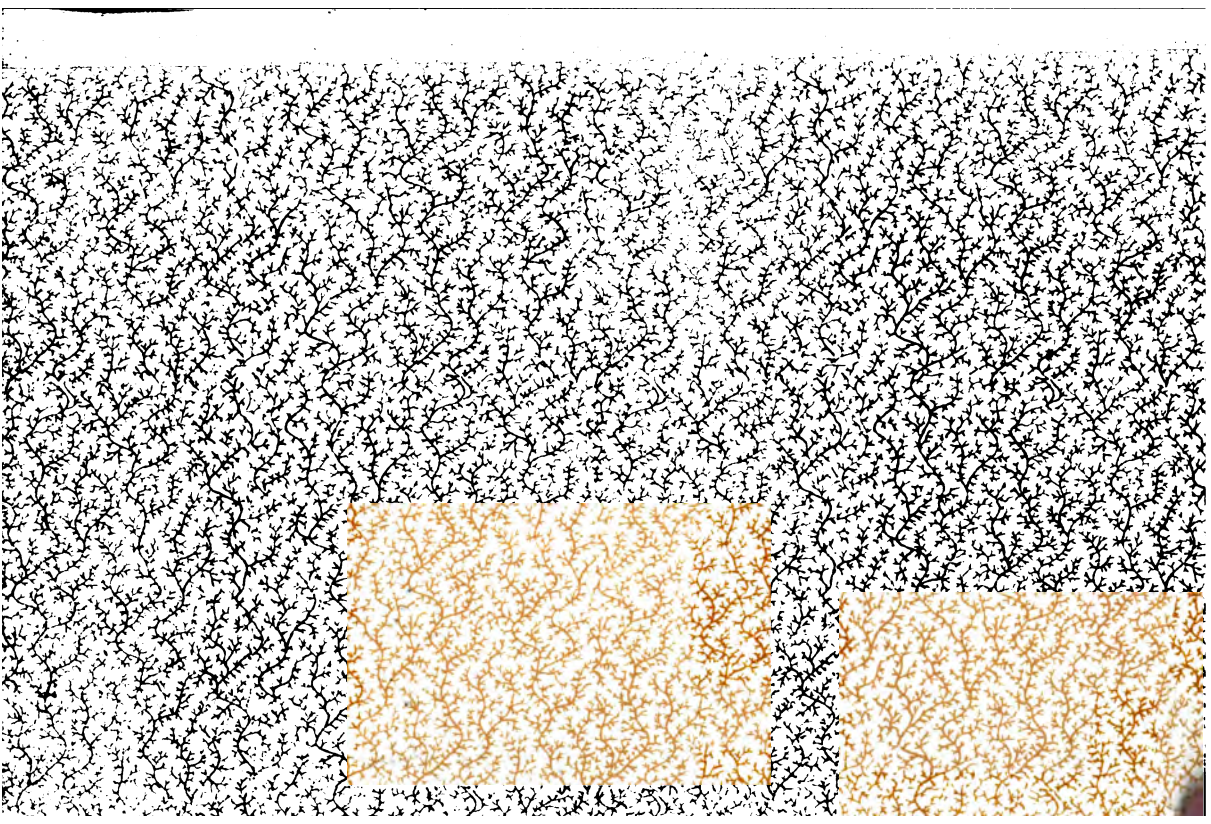
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



(Reinsberg-Düringsfeld

(Reinsberg-Düringsfeld)

N.H.P

Von der Schelde bis zur Maas.

Das geistige Leben
der
Vlaminge n

seit dem Wiederaufblühen der Literatur.

Biographien, Bibliographien und Proben

von

Ida von Düringsfeld.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK

Erster Band.

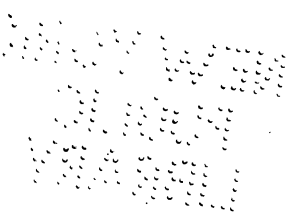
Leipzig.
Ad. Lehmann.

Brüssel.
Fr. Claassen.

1861.

Den Vlamingen.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY



Vorwort.

Indem ich dieſes Buch den Vlamingen widme, gebe ich ihnen nur, was ihnen gehört. Sie haben mir den Stoff zu meiner Arbeit geliefert, mitten unter ihnen habe ich ſie begonnen, mit ihrem Beiſtand fortgeführt, begleitet von ihrer lebendigen Theilnahme beendigt.

Den erſten Gedanken dazu faßte ich in Antwerpen im April 1856, wenigſtens drängte ſich mir während der Tage, welche ich damals mit vlämiſchen Schriftſtellern und Künſtlern verlebte, die Pflicht an das Herz, etwas Ernſtliches für dieſe uns ſo eng verwandte Literatur zu thun. „Es iſt ſelten, daß Deutſchland uns einen Abgeſandten ſchickt," ſagte mir damals J. A. De Laet. Ich kam allerdings auch nicht von Deutſchland geſandt, ſondern ganz einfach aus eigenem innern Antrieb, nichtsdeſtoweniger dünkte es mir, ich wäre für Deutſchland den Vlamingen gegenüber verantwortlich und verpflichtet. Das Gefühl dieſer Nothwendigkeit verließ mich nicht auf einer Reiſe in das Vaterland, nur überlegte ich noch immer, wie ich ihr gerecht werden ſollte. Selbſt nach meiner Rückkehr nach Belgien währte dieſe Ungewißheit noch mehrere Monate fort, und erſt im Februar 1857, als ich zu Mecheln in der Bibliothek des Herrn Van Meldebeke zum

ersten Mal ungefähr überschaute, was Vlämisch bereits vorhanden sei, wurde dieses Buch in seiner jetzigen Gestalt beschlossen und in den ersten Tagen des Frühlings begonnen.

Wie es nun nach drei Jahren anstrengender und ernstlicher Arbeit vorliegt, übergebe ich es zugleich den Vlamingen und den Deutschen. Den Ersteren soll es als Erinnerung an viele gute gemeinschaftlich verlebte Stunden und als Ergebniß eines treuen gemeinsamen Strebens, den Letzteren als Mittel dienen, ihre vlämischen Verwandten besser kennen und hoffentlich in ihrer Richtung und ihrem Ringen schätzen zu lernen.

Wenn ich in der Einleitung, „die vlämische Bewegung," diese nur in ihrer großen germanischen Bedeutung aufgefaßt habe, ohne irgendwie in ihre speciell belgischen Beziehungen einzugehen, so werden das meine vlämischen Freunde hoffentlich als richtig anerkennen. Alles was Partei ist, sei es nun unter den Vlamingen selbst, sei es den Wallonen gegenüber, kann nur augenblicklich und vorübergehend sein. Der letzte große Zweck allein bleibt, mich für ihn Antheil zu erwecken, durfte ich mich einzig und allein an das allgemeine germanische Gefühl wenden.

Ebenso habe ich es nicht für nöthig erachtet, ein abschließendes Endurtheil über die vlämische Literatur an und für sich auszusprechen. Es wäre das den deutschen Lesern vorgegriffen gewesen. Ihrer Empfindung nach, ihren Eindrücken gemäß sollen sie urtheilen: die Gelegenheit dazu ist ihnen auf die mannichfachste Weise gegeben.

Daß mein Buch noch nicht ganz vollständig werden konnte, wird jeder billige und unbefangene Beurtheiler einsehen. Wo von Biographien noch so gut wie gar Nichts vorhanden ist, wo, um so zu sagen, auch kein Buchhandel existirt, da wird eine Gesammtbehandlung der Literatur für einen Einzelnen fast immer eine kaum zu überwältigende Auf-

gabe sein. Auch wäre mir, selbst soweit wie es mir gelungen, sie zu lösen, unmöglich gewesen, hätte ich nicht guten Willen zur Hülfe gefunden. Selten nur ist man meinen Bitten oder den Bemühungen meiner Freunde mit Gleichgültigkeit oder gar mit Unfreundlichkeit begegnet. Wo es der Fall war, da ist die Folge eben Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit. Im Allgemeinen jedoch, wie schon gesagt, habe ich nur zu danken. Die meisten Schriftsteller sandten mir ihre Werke, wo Bibliotheken waren, standen sie mir zur Verfügung. Herzlichen Dank Allen, welche mir auf diese Weise meine mühsamen Bestrebungen erleichtert und es mir überhaupt möglich gemacht haben, das Buch zu schreiben. Was die noch schwerere und noch mühsamere Arbeit betrifft, die Biographien zu sammeln, so trage ich mit Freuden meine Schuld der Erkenntlichkeit einigermaßen ab, indem ich folgende Namen hier niederschreibe:

In Antwerpen die Herren Frans De Cort, Du Mont, Génard, Hansen, Sleeckx, Desiré Van Spillebeck und Vleeschhouwer.

In Brügge die Herren Delphin Gaillard und Herreboudt.

In Brüssel die Herren Dautzenberg, Dodd, Nolet De Brouwere, Karl Stallaert und Seraphin Willems.

In Gent die Herren De Potter und Heremans.

In Mecheln die Herren De Wulf und Van Melckebeke.

Alle diese Herren haben mir Biographieen von ihren Freunden theils verschafft, theils selbst gesandt. Gedruckte Quellen für einige wenige waren das „niederdeutsche literarische Jahrbüchlein," der „Sprachverband" und die „vlämische Schule." Die Bibliographie ist bis auf das, was ich theils brieflich empfangen, theils selbst gesammelt habe,

aus dem vortrefflichen Werke des Professor Snellaert genommen.

Möge mein Versuch, die Deutschen näher mit den Blamingen zu befreunden, ein nicht gänzlich mißlungener sein.

Prag, den 8. September 1860.

Ida von Düringsfeld.

Die vlämiſche Bewegung.

Die Bekanntmachung der vlämiſchen Literatur iſt der Zweck des vorliegenden Buches, die vlämiſche Bewegung iſt der vorläufige Zweck der vlämiſchen Literatur.

Erſt wenn die vlämiſche Bewegung zu ihrem Ziel gelangt iſt und des Beiſtandes der Literatur nicht mehr bedarf, kann dieſe ſelbſtſtändig auftreten und vom rein kritiſchen Standpunkt aus betrachtet werden. Für den Augenblick, vielleicht für lange Jahre noch, iſt ſie im Dienſte der volksthümlichen Sache, und darum iſt es unumgänglich nöthig, einen klaren Ueberblick der ſprachlichen und ſtaatlichen Verhältniſſe in Belgien zu gewinnen, bevor man den literariſchen Hervorbringungen der germaniſchen Belgier ſeine Theilnahme zuwendet.

„Ueber Urſprung, Zweck und Mittel der vlämiſchen Bewegung herrſchen noch viele unrichtige und unklare Begriffe," ſagt Friedrich Oetker.*) „Man hat ſich viel mit der vlämiſchen Bewegung beſchäftigt; man hat ihr Weſen und ihren Zweck deutlich dargelegt, man hat ihre Geſchichte ausführlich geſchrieben," ſagt Langlois.**) Der Deutſche und der Bel-

*) De vlaemsche Taelstryd door Friedr. Oetker, vertaeld door Dautzenberg. Gent 1857.

**) Le mouvement flamand au point de vue politique, par J.

gleich der Gegenwart, aber, wenn nicht alle germaniſche Hoffnungen trügen, ſchöner als ſie. Ein neues Ueberfluthen der romaniſchen Macht iſt, geſchieht nicht bald gänzlich Unvorgeſehenes und Unerwartetes, mit Gewißheit vorauszuſehen, doch iſt ebenſo ſicher anzunehmen, daß es nur ein augenblickliches ſein werde, aus welchem dann ein neuer niederdeutſcher, folglich im ächteſten Sinne ein germaniſcher Boden auftauchen dürfte. Die Bürger, die Dichter, die Staatsmänner des neuen Niederdeutſchlands zu ſein, iſt höchſt wahrſcheinlich die Aufgabe der Vlamingen, wenn ſie, aus ſich ſelbſt und durch ſich ſelbſt erſtarkt und entwickelt, ſich ihrer würdig zeigen.

Inhalt.

Seite

Beernaert (Adolf Auguſt) 1
Nachtgeſang vergeſſener Mädchen. Gedicht . . . . —
Bergmann (Antoon) 3
Eine gute Partie. Skizze . . . . . —
Biereau (S.) 11
Der echte Sinjoor. Charakterbild 12
Bilck (F. G.) 20
Ein ſchlechtes Buch betrachtet als eine Verführung. Gedicht 21
Blommaert (Ph.) 23
Krimhildens Traum. Fragment aus der Bearbeitung des Nibelungenliedes 25
Hochzeitslied 26
Boone (Felix Alphons) 28
Die ſchöne Frau auf dem Feldball. Novelle . . . 29
Boucquillon (Bruno Joſeph) 57
Die letzten Blumen. Gedicht . . . . . —

Seite

Brouwenaer (J. F.) 59
Fragment aus der Dichtung: Ludwig XIV. in den Niederlanden . . . . . —

Brouwers (Johan) 60
Fragment aus dem Roman: Arm Trienken 62

Capelle (Jan) 64
'Siſt beſſer was als Nichts. Lied 67

Carrein (Frans) 68
Lied aus dem Stück: Eliſa, die Spitzenklöpplerin . . 69

Cauwenbergh (Jozef) 70
Vanitas!! Skizze . . . . . —

Conscience (Hendrick) 84
Der Pilgrim in der Wüſte 96

Courtmans (Frau, geborene Joanna Deſideria Berchmans) 125
Drei Röschen. Gedicht 126
Romanze 128

Dautzenberg (Johann Michael) 130
Vaterländiſch Lied 135
Heimweh. Gedicht . . . . . —
Ein altes Neujahr. Erzählung 137

David (L. J.) 147
Sommerfäden. Gedicht . . . . . —

David (Frau, geborene Mathilda Van Peene) . . 148
Ich lieb' das Blau. Gedicht 149

De Clercq (Karel) 150
Stiefelchen. Novelette . . . . . —

De Cort (Frans) 170
Die Blume des Feſtes. Lied 171
Bei dem Gang durch's Abendduſter. Lied 172
Ich lieb' dich noch. Lied 174

Seite

De Gehter (Jan) 176
Belgiens Schickſale ſeit 1830. Gedicht 178
Zwei Schweſtern. Gedicht 185

De Hoon (Judocus) 187
Mütter. Gedicht . . . . . —

De Laet (Johan Jakob) 188
Doktor Van Droomenveldt. Novelle 192

Delcroix (Deſiré) 220
Fragment aus dem Roman: Morgen, Mittag und Abend 221

De Marteau (Willem) 227
Die Schätze der Armen. Gedicht 228

De St. Genois (Jules, Baron) 229
Arm, blind und alt. Erzählung 230

De Vos (Frans) 238
Ein Luſtſpiel von Arioſto. Luſtſpiel 239

De Wulf (Leo) 279
Das kranke Mägdlein. Gedicht 280
An den Beijaerd. Gedicht 282

Dodd (Guillaume Jean) 284
Die Tochter der Blumen. Novelle 287
Großmutter. Gedicht 293
Jahre der Jugend. Gedicht 294
Schneefall. Gedicht . . . . . —

Du Cajn (Jan Jaek) 295
Willkommen — wann gehſt du? Poſſe 296

Du Mont (Chriſtian Pieter) 325
Willem. Erzählung 326

Duvillers (Conſtantinus Fidelis Amandus) . . . 338
Maiabendliedchen . . . . . —

Seite

Duyvemaardt (Hendrik Willem) 339
Eine Kirmeß. Skizze 340

Ecrevisse (Pieter) 345
Der Sachwalter. Charakterbild 347

Eelma (O. J.) 358
Die Schildwache. Romanze 359

Beernaert (Adolf August), geboren den 13. Dezember 1825 zu Evergem bei Gent, wo sein Vater, Eugen, Notar ist. Seine Mutter, Rosalie Lippens, „gute und fromme Frau," ist todt. Adolf machte seine Studien hauptsächlich auf Vlämisch; Gedichte von ihm erschienen im „Sprachverband," in der „Eintracht," in der „Vlämischen Schule" und im „Niederdeutschen Jahrbüchlein," aus dessen zweiundzwanzigsten Jahrgang das Lied genommen ist, welches ich mittheile. Eine Uebersetzung des „letzten Tag eines Verurtheilten" von Victor Hugo brachte das Feuilleton der „Bruderminne," eine andere vom „Claude Gueux" desselben Verfassers wurde in der Genter Zeitung abgedruckt. Seinem Beruf nach ist Beernaert Notar zu Alveringhem in Westvlandern, seiner Neigung nach scheint er es nicht zu sein. Er schildert mir in seinem Briefe humoristisch wehmüthig, wie seine arme, ausgeschlossene Muse bisweilen am dunklen Abend schüchtern an das Fenster klopft und dann erschrocken entflieht, wenn in demselben Augenblick ein Klient an der Thür läutet. „Aber ich mußte leben," schreibt Beernaert, „ich mußte zuerst Brod haben." Diese Worte enthalten das Leben der meisten vlämischen Dichter. Die vlämische Poesie kann ihre Jünger noch nicht nähren, und so werden sie, was sie können, um zuerst Brod zu haben.

Nachtgesang vergessener Mädchen.

Hört, wie die traur'gen Mädchen singen,
Die ungeliebt gestorben sind

Laßt euer Herz ihr Lied durchdringen,
Ihr klagend Lied im nächt'gen Wind.
Auf seinem flatternden Gefieder
Da irren wir, getrennt, vereint,
Und schweben auf die Stellen nieder,
Wo eh'mals wir umsonst geweint.

Wenn dann der Mond mit bleichem Lichte
Auf eingeschlaf'ne Wälder schaut,
Dann schweifen wir durch's laub'ge Dichte,
Uns ist ein jeder Pfad vertraut.
Und wenn der Wand'rer längs des Weges
Im Buschholz etwas rauschen hört,
Wir sind es, die das Laub bewegen,
Wir sind es, die er aufgestört.

Und wenn in Blättern, welche fallen,
Man geisterhaft es wirbeln sieht,
Das ist ein Tanzen von uns allen
Zu unserm leisen Trauerlied.
Und seht ihr blasse Schatten treiben,
Wo Nebel dampfen über's Land,
Da wisset, daß wir dorten bleiben,
Bis uns der Sonne Strahl verbannt.

Gedenkt an uns beim vollen Leben,
Gedenkt an uns bei Lieb' und Lust;
Uns ward die Liebe nicht gegeben,
Wir haben Nichts vom Glück gewußt,
Und ihr, die ihr, gleich uns vergessen,
Nicht wißt, wie Liebe selig macht,
Ihr werdet unser Weh ermessen,
Wir haben einst gleich Euch gewacht.

Verlaten Veldbloemen. Gent 1851.

Bergmann (Anton), gebürtig aus Lier, wo sein Vater, ein geschätzter Liberaler der Provinz Antwerpen, Bürgermeister ist, und wo er selbst sich 1858 verheirathet und als Anwalt niedergelassen hat. In dem Genter Studentenalmanache zeichnete er sich unter dem Pseudonym Tony durch Skizzen aus, in denen die Realität frisch, wenn auch noch nicht immer fest angefaßt ist. Die von mir gewählte steht im vierten Jahrgang dieses akademischen Büchleins.

Eine gute Partie.

I.

Ein guter Oheim.

Mein Roman beginnt, wo alle andern endigen.

Ich bin seit gestern verheirathet.

Zu einem Roman ist sonst Liebe nöthig, und vielleicht denkt Ihr mit vielen unmoralischen Schriftstellern, die Ehe sei das Grab der Liebe. Das ist möglich bei Andern, aber bei mir ist es falsch. Um ein Grab zu haben, muß die Liebe doch erst gelebt haben, und ach, bei mir soll sie noch geboren werden!

Es ist wahr, ich habe meiner Frau bei Mond und Sternen (ich glaube, so steht's im Programm) geschworen, daß ich sie liebe, aber es war abscheulich gelogen.

Ich hab' ihr auch gesagt, sie wäre schön, aber das war noch abscheulicher gelogen. Ihr solltet sie nur sehen!

Also zwei Todsünden! Doch ich hoffe, sie sollen mir vergeben werden, denn ich habe sie nicht aus freiem Antrieb begangen.

Ich bin, glaub' ich, als Waise geboren. Von Vater

und Mutter hab' ich nie etwas gewußt. Sie müssen da gewesen sein, das ist sicher, aber das ist auch Alles, was ich versichern kann.

Ein Oheim nahm mich an, und gab mir einen Kittel, jeden Sonntag einen Cent und alle Tage, um mir die Tugend einzuprägen, Schläge, das Alles, bis ich zwölf Jahre alt war und meine erste Communion gemacht hatte. Dann sagte mein Oheim: „nun seid Ihr kein Kind mehr," und vierzehn Tage nach meinem Menschwerden befand ich mich auf einer Kostschule, wo ich drei Jahre lang das Opfer der Großen war und dann drei andere Jahr den Tyrann der Kleinen spielte, bis endlich die Hochschule mir ihre Thore aufthat.

„Studirt nur fleißig, damit Ihr bald fertig werdet, Willem, denn Ihr müßt es immer im Auge behalten, daß Ihr auf Alles, was ich Euch gebe, nicht den geringsten Anspruch habt, sondern Alles lediglich meiner Güte dankt."

So schrieb mein Oheim alle Monate.

Hatte ich ein Examen gut bestanden, so hieß es: „nun ja, es ist recht gut so, aber es kostet mir auch Geld genug."

Und bei jeder Gelegenheit und zu Jedermann sprach mein guter Oheim: „das ist mein Neffe, ich hab' ihn groß gezogen, ich hab' ihn auf meine Kosten studiren lassen; jedes Jahr kostet er mir zweitausend Franken, wovon ich nie einen Heller wiedersehen werde."

Gewiß handelte mein guter Oheim sehr schön, und gewiß war ich ihm auch auf das Höchste dankbar, indessen er warf mir so oft vor, was er für mich gethan hatte, daß ich ihn zuletzt trotz aller Dankbarkeit nicht mehr ausstehen konnte.

Inzwiſchen beendigte ich meine Studien, und der Vorſitzer der Jury hatte Willem van den Berghe zum Doktor der Medicin ausgerufen.

Ich wohnte bei meinem Oheim, der mir in einem Anfall von Edelmüthigkeit erlaubt hatte, ein Plättchen an ſeine Thür zu ſchlagen; auch fehlte zu meinem Glücke Nichts mehr als Kranke.

Ich wartete mit Geduld einen Monat, zwei, drei Monate, that haſtige Gänge durch die Stadt, um glauben zu machen, daß ich viel gerufen würde, ſpannte Alles an, um heraufzukommen. Ich war jung, und ich wartete mit Geduld vier und fünf Monate, aber die Geduld iſt nicht die Tugend aller Sterblichen.

Eines Nachmittags ſaß ich in Ruhe auf meinem Studirzimmer und dachte an Liebe und an Kranke — woran ſoll man ſonſt denken, wenn man dreiundzwanzig Jahre alt und Doktor der Medicin iſt? — Da ließ ſich die barſche Stimme des Oheims hören:

„Zieht Euch an, Willem; Euern beſten Rock und Handſchuhe," klang es, und Willem gehorchte.

Wir gingen miteinander zur Thür hinaus, durchzogen zwei oder drei Straßen, und hielten dann endlich vor einem altfränkiſchen Hauſe mit einer doppelten Treppe vor der Thür an, wo wir ſchellten.

„Nun ſeid nur recht artig gegen die Jungfrau," befahl der Oheim, während eine Magd, ſo altfränkiſch wie das Haus, uns in eine Stube brachte, welche ſchlecht erhellt war und ſehr dumpfig roch.

Dort ſaß hinter einem Tiſch, eine Mütze mit rothen

Bändern auf dem Kopfe, und eine Katze auf dem Schooß, Frau Boedaart. Ich dachte, ich müßte gleich ohne Weiteres artig sein und wollte eben anfangen, als Jungfrau Boedaart erschien, deren Mütze noch röthere Bänder hatte, als die der Mutter. Dazu trug sie ein Kleid, welches einer hübschen Frau vielleicht gut gestanden haben würde, ihr jedoch ganz abscheulich stand. Ihr Alter schätzte ich auf siebenundzwanzig; da sie erst sechsundzwanzig und ein halb zählte, machte der Oheim die Bemerkung, daß ich doch immer das Schlechteste annähme.

Ich war so artig wie ich konnte, und Jungfrau Anna Boedaart schien zufrieden. Frau Boedaart nannte mich stets: Herr Doktor, und ich hörte sie gegen meinen Oheim äußern, daß ich ihr so ziemlich anstünde.

„Was für häßliches Weibervolk!" dachte ich bei mir selbst, als wir wieder in der Straße waren. Aber ich habe die schlechte Angewohnheit, öfter laut zu denken, und ich that das jetzt wieder.

„Häßliches Weibervolk!" wiederholte der Oheim mit Entrüstung. „Wißt Ihr wohl, daß die Jungfrau zweimalhunderttausend Franken zu erwarten hat, und das nennt Ihr häßlich?"

Es war zum ersten Male in meinem Leben, daß ich hörte, man müsse Jemand wegen zweimalhunderttausend Franken schön finden.

Als wir wieder zu Hause waren, sagte mein Oheim: „Willem, das Lediglaufen hat nun lange genug gedauert, Ihr müßt nun heirathen."

„Ja, Oheim," antwortete ich, „aber um heirathen zu

können, muß man eine Frau haben, ſo wie man Kranke braucht, um ein Doktor zu ſein."

„Nun, und Jungfrau Boedaart?" ſprach mein Oheim mit einem Lächeln, das ſchlau ſein ſollte. „Das wäre ſo was für Euch. Ich glaube, daß ſie Euch nicht ungern ſieht, und Ihr, Junge, wäret mit einem Male oben d'rauf."

„Ja aber, die iſt doch ein bischen allzuhäßlich," wandte ich ſchüchtern ein, denn ich war nicht gewohnt zu widerſprechen.

„Zu häßlich?" ſchnauzte der Oheim mich an. „Sie hat zweimalhunderttauſend Franken, und ich bin es müde, Euch zu ernähren. Ihr habt mir bereits Geld genug gekoſtet, und Ihr ſeid noch immer Euer Geld nicht werth."

Darauf ließ ſich Nichts antworten, ich mußte mich leiten laſſen, und geſtern ſprach ich das Jawort aus.

„Euer Glück iſt gemacht, junger Herr," ſagte mir dieſen Morgen ein Mann von vierzig Jahren und vieler Erfahrung.

In der That hab' ich eine Frau, ein Haus, zwei Hunde, eine Katze (meine Frau mußte ſie mitbringen, ſie hing ſo daran) und zweimalhunderttauſend Franken zu erwarten.

II.

Ein Jahr ſpäter ſagte Mutter Boedaart, wenn ſie von ihrem Schwiegerſohne ſprach: „er iſt ein ganz anderer Menſch geworden; ich hab' es wohl geſagt, daß er ſich ändern würde." Und in der That war Willem ein anderer Menſch geworden, ein Mann ganz nach dem Sinne ſeiner Frau.

Töchter und Mütter pflegen häufig über die Ehe zu

sprechen. Die Boedaarts hatten Zeit genug dazu gehabt, auch waren sie sehr tief in den Gegenstand eingedrungen.

„Ein guter Mann, Kind lieb," hatte Mutter Boedaart gesagt, „ist schwer zu finden; ein Mann, der gesetzt ist, bei seiner Frau bleibt, ein tugendhaftes und christliches Leben führt, das ist ein Schatz auf Erden." Und Kind Boedaart hatte darüber nachgesonnen, was für Eigenschaften ein solcher guter Mann haben müsse, hatte sich einen Modellmann eingebildet, und Willem Van den Berghe war der Unglückliche, der dieses Modell verwirklichen mußte.

Gleich die erste Woche wurde seine Kleidung reformirt. Jungfrau Anna hatte immer einen besondern Abscheu vor Leichtfüßen gehabt, und die hatte sie sich unveränderlich mit einer Mütze auf dem Kopf, in einem kurzen Rock, einem Paar hellen Beinkleidern und einem bunten Halstuch vorgestellt. So wurde denn Willems Mütze einem Gassenbuben geschenkt, seine übrigen Kleidungsstücke schmückten den Gärtner und den Bäckerjungen, und er bekam einen langen Ueberrock, eine buntgeblümte Weste, einen großen Hut, eine dicke Taschenuhr und ein weißes Halstuch. So angethan durfte er des Sonntags mit seiner Frau in die Messe, in das Lob und in die Vesper gehen.

Nun sah er doch wenigstens wie ein Doktor aus, bemerkte Mutter Van Boedaart; die leichtfertige Tracht die stand ein für alle Mal nicht.

Willem machte sich nicht gerade gern lächerlich, indessen da es hiedurch Frieden im Hause gab, hatte er „in Gottesnamen" das weiße Halstuch umgethan. Aber was einen andern Punkt betraf, da leistete er länger Widerstand. Es

war dies die Gesellschaft seiner jungen Freunde, in deren Kreis er einige Zerstreuung fand und bisweilen auf Stunden noch fröhlich sein konnte. Vom Morgen an freute er sich auf den Abend, den er mit ihnen zubringen sollte.

Die Frau hatte sich im Anfange nicht sehr dawider gesetzt, aber es war „aufgeschoben und nicht aufgehoben."

Allmählich fand man, daß der Mann zu spät nach Hause käme, und von da an zog Willem pünktlich um halbzehn hauswärts.

Dann hieß es: „ach, Ihr könnt auch nicht einen einzigen Abend daheim bleiben," und wenigstens ein Mal in der Woche mußte Willem seiner Gesellschaft entsagen.

Endlich wurde er gar eines Tages zu Mutter Boedaart gerufen.

„Seht, Willem," redete sie ihn in einem feierlichen Tone an, „als ich Euch meine Tochter gab, habt Ihr gelobt, daß sie glücklich mit Euch werden sollte."

„Ja, Mutter," antwortete Willem.

„Nun wohl, thut Ihr Alles, um ihr das Leben süß und angenehm zu machen? Habt Ihr Euch Nichts vorzuwerfen?"

„Nein, Mutter," entgegnete Willem, und er hätte ihr die Cigarre, die er aufgegeben, und das weiße Halstuch, das er umgethan, anführen können, doch er wollte das Ungewitter lieber abwarten.

„Dann muß ich es Euch nur gerade heraus sagen," fuhr die Mutter mit Entrüstung fort, „daß es eine Schande ist, Eure Frau so allein sitzen zu lassen, während Ihr in

den Kaffeehäusern herumlauft, und daß Ihr das arme Mädchen noch in's Grab bringen werdet."

Willem erschrack, daß er ein so großer Bösewicht sein sollte und stammelte: „aber, Mutter, ich sitze ja den ganzen Tag bei ihr."

„Aber Ihr seht sicher nicht, wie blaß und mager Eure Frau wird, und wie sie von Tag zu Tag vergeht."

Davon sah Willem freilich Nichts, aber was ihm bevorstand, das sah er recht gut.

Er ging nach Hause; seine Frau empfing ihn mürrisch. Er ging am Abend aus; als er zurückkam, war seine Frau krank zu Bett gegangen. Als er am nächsten Abend ausgehen wollte, war das Essen noch nicht fertig. So ging's fort, und immer sah seine Frau grimmig aus, und unaufhörlich predigte seine Schwiegermutter. — Willem gab es auf, seine Freunde zu sehen, und jetzt lebt er den Wünschen seiner Frau gemäß.

Alle Morgen steht er um acht Uhr auf und treibt sich bis um zwölf in seinem Schlafrock herum. Dann ist es ihm erlaubt, ein Mal auszugehen, aber Schlag Eins muß er wieder zu Hause sein, denn seine Frau hat den Grundsatz, nie mit dem Essen zu warten.

Nachmittags darf er thun, was er will, nur nicht ausgehen, denn sonst sitzt seine Frau allein, nicht lesen, denn sonst spricht er nicht mit seiner Frau, und nicht schlafen, denn dazu ist er noch viel zu jung. Außerdem kann er thun, was ihm ansteht, z. B. das Garn halten oder auf den Ofen Acht geben.

Die Abendausgänge sind ein für alle Mal abgeschafft,

und arbeiten, das hat er ja doch wohl nicht nöthig! Alle vierzehn Tage giebt's eine Gesellschaft von alten Weibern und Jungfern, wo den ganzen Abend Lotto gespielt wird.

Der Oheim, der ihn von Zeit zu Zeit besuchen kommt, obwohl „Mevrouw" *) all' das fremde Volk nicht im Hause haben kann, klopft ihm wohl auf die Schulter und sagt: „Ihr seht's wohl, Junge, daß der Oheim kein Dummkopf war. Das ist ein Leben, nicht wahr? Nichts zu thun brauchen, sein Brod verdient haben, sobald man des Morgens aufsteht — ja, Freundchen, das ist so ein Partiechen, die man mit der Laterne suchen kann. — Ihr seid wahrhaftig mit einem Helm geboren **)."

In der That hat Willem eine Frau, eine Schwiegermutter, ein Haus, zwei Hunde, zwei Katzen (seine Frau hat noch eine mehr angeschafft — sie hat ja keine Kinder!) — und zweimalhunderttausend Franken zu erwarten. Der glückliche Junge!

Blereau (S.), gebürtig aus Antwerpen, jetzt Notar in Cappellen. Einer von den Bescheidenen, die es einem schwer machen, eine vollständige Literaturgeschichte zu liefern. „Mon bagage littéraire," schrieb er mir, „est de

---

*) Madame, gebräuchlich als Anrede, besonders bei Vornehmen, auch häufig in der dritten Person angewendet.

**) Mit einem Helm, d. h. mit einer Kappe geboren sein, bedeutet ein Glückskind sein. Der Helm schützt nicht bloß, wie in England der cowl, vor dem Ertrinken, sondern auch vor allen andern möglichen Gefahren und giebt zugleich Macht über die Menschen und über das Glück.

trop peu d'importance, pour que j'ose demander une place dans un recueil biographique. Recevoir des actes et noircir du papier timbré, telle est désormais ma profession, et c'est encore un moyen de faire passer mon nom à la postérité.“ Und dann noch viele Dankſagungen und — weiter Nichts.

In der Zeit, wo Blereau auch noch auf ungeſtempeltem Papier ſchrieb, war er mit Conscience und De Laet an dem durch Van Kerckhoven redigirten Nordſtern thätig. Die Skizze, welche ich mittheile, ſteht im erſten Jahrgang des Antwerpner Muſenalbums. Um ſie zu erklären, muß ich hinzufügen, daß die Antwerpner den Spitznamen „Sinjoors“ trugen und wohl noch tragen, wenn gleich der Antwerpner Bürger nicht mehr ganz das ſein mag, was er im Jahr 1843 war.

Der echte Sinjoor.

Der Antwerpner Bürger iſt zwiſchen Vierzig und Funfzig. Er iſt etwas über Mittelgröße, wir könnten ſogar ſagen: ziemlich lang. Sein Haar iſt faſt immer dunkelbraun und fängt ſchon an zu ergrauen. In ſeiner Kleidung hält er es keineswegs mit der Mode, denn ſeine Alltagstracht beſteht aus einem langen, braunen oder broncefarbenen Rock, einer grauen Weſte, einer kurzen Sammethoſe, wollenen Strümpfen und hohen Schuhen. Auf dem Kopf trägt er entweder eine Tuchmütze oder einen hohen runden Hut mit breitem Rande. Der Hut hat allerdings ſchon einen rothen Schein, wird aber darum deſto mehr von dem Bürger geachtet, der ſchon ſeit funfzehn Jahren ſein Eigenthümer iſt.

Welches Gewerbe der Bürger von Antwerpen eigentlich ausübt, kann ich wahrhaftig nicht ſagen, denn den ganzen Tag iſt er auf der Straße zu finden. Sein liebſter Spazier-

gang ist das Werft, dort ist er sowohl Morgens wie Abends zu sehen, nur gegen Mittag macht er sich ein wenig in die Stadt und kommt auf den Kirchhof*), um der Wachtparade beizuwohnen. Wenn man ihm begegnet, scheint er stets in Gedanken zu sein, denn er wandelt nie anders als die Hände auf dem Rücken und das Haupt gesenkt, aber laßt Euch nicht täuschen, seine Augen sind überall, und Nichts entgeht seiner Aufmerksamkeit. Er weiß Alles, was sich in der Stadt zuträgt, denn er ist immer der erste dabei; es wird keine Leiche aus der Schelde aufgefischt, ohne daß er nicht wartet, bis die Polizei sie abgeholt hat. Genug, er ist eine lebende Chronik, und sein größtes Vergnügen ist, alles von ihm Erlebte und Geschehene lang und breit und mit den nöthigen Vergrößerungen und Verschönerungen zu erzählen. Hiernach sollte man meinen, er sei ein Schwätzer, ein Klatschmaul, aber glaubt das ja nicht. Stellt ihn auf die Probe, vertraut ihm ein Geheimniß an, er wird es unverbrüchlich bewahren, aber mißtraut ihm, sucht ihm was es sei zu verbergen, und er verfolgt Euch, und er umstrickt Euch, und er legt Euch tausend Schlingen, und hat er dann entdeckt, wonach er spürte, dann läuft er ohne Erbarmen in der ganzen Nachbarschaft umher und erzählt es Freund und Feind.

Aber was sag' ich: Feind! Hat der Antwerpner Bürger Feinde? Unmöglich. Stets bereit, Dienste zu leisten, wenn sein Vortheil dabei nicht zu kurz kommt, wird er von Jeder-

---

*) Der grüne Kirchhof oder der Kirchhof kurzweg heißt der große Platz, nach welchem die Fremden immer als Place verte fragen, ein Name, den man überall eher versteht, als in Antwerpen.

mann geliebt und geachtet. Und der Mann wäre auch unglücklich, wäre es anders. Er kann nur zufrieden sein, wenn er rechts und links Hände zu drücken hat, und wenn besonders des Nachbars Tochter ihm freundlich zulacht, denn er hat immer die Schönheit geliebt, darum hat er auch früh geheirathet. Wie wäre das für ihn keine Nothwendigkeit gewesen? Hätte eine Magd ihm sein können, was ihm seine Frau ist? Jetzt mag der Mann von seinem Morgengang getrost zurückkommen, sein Mittag wird auf ihn warten; er wird nicht genöthigt sein zu fasten, weil die Magd, während sie mit ihrem Schatz plapperte, die Suppe anbrennen oder die Kartoffeln zu Brei kochen ließ. Nein, das kann nie vorkommen, denn in seinem Hause geht Alles nach der Uhr, einen Tag wie den andern. Unnöthig wäre es zu sagen, daß der Antwerpner Bürger Vater ist, ja, sogar Vater von vielen Kindern. Der gute Mann erklärt euch rund heraus, daß seine Kinder seinen Reichthum, sein Glück und seine Lust ausmachen. Nichts schmeichelt seinem Stolz so, als wenn er Sonntags die Kleinen in die Kirche führt und dann hier und da sagen hört: „Seht doch, was für liebe Kinder, was für ein hübsches Mädchen, was für ein derber Junge!" Stellt Euch den Mann bei diesen Lobeserhebungen vor, und Ihr werdet Euch denken können, wie glücklich er als Vater und als Gatte sein muß.

Wir sagten so eben, daß unser Bürger in die Kirche geht, und warum nicht? Wundert Euch das? Denkt Ihr vielleicht, er versäume seine Christenpflichten? Da irrt Ihr höchlichst. Er wohnt jeden Sonn- und Festtag nicht nur der Predigt und der großen Messe, sondern auch dem Lob bei.

Habt Ihr ihn noch nie, in der Hand eine große Kerze, woran ein silbernes Schild prangt, in der Prozession ziehen sehen? Wißt Ihr nicht, daß er „Prefekt" von der Bruderschaft der „Bedrückten Mutter" ist? Ja, ja, der Mann ist gottesfürchtig, sehr gottesfürchtig, und das hindert ihn doch nicht, Mitglied einer Gesellschaft für vlämische Schauspielkunst zu sein. Das ist sein Vergnügen, seine Erholung — er, der nie in das französische Theater geht, sollte er denn Nichts haben, worüber er Abends in der „Goldenen Pforte" oder in der „Eisernen Schuit" bei einem Spielchen und einem Glase Gerstenbier schwatzen kann? Denkt jedoch nicht, daß er ein Spieler sei — nein, es ist nur, um die Zeit hinzubringen, daß er die Karten in die Hand nimmt; nie wird er die Partie höher spielen als einen Cent, und dann muß er noch vorher erst die Zeitung gelesen haben. Sobald er in die Schenke tritt, bringt ihm die Wirthin auch schon seine lange Pfeife und den „Postillon"*). Er nimmt Beides, begehrt ein Schwefelhölzchen, steckt langsam die Pfeife an und durchblättert ebenso langsam das Tagesblatt. Wehe dann dem Zeitungsschreiber, wenn er irgend einen Vorfall anders erzählt, als unser Bürger ihn zu wissen glaubt; er wäre im Stande, ihm seine Entrüstung zu erkennen zu geben. Damit will ich nicht sagen, daß er bis zu Thätlichkeiten gehen könnte, denn obgleich der Antwerpner Bürger keine Memme ist, so geht er doch, vorsichtshalber, eine, auch zwei Straßen

*) De Postryder, eines von den drei Blättern, welche damals in Antwerpen erschienen. Der geistvolle Bleeschhouwer schrieb mir darüber: le „Postryder" se bornait à donner les nouvelles, lorsque tout le monde les avait oubliées.

um, wenn er auf seinem gewöhnlichen Wege in eine Schlägerei gerathen könnte.

Der Antwerpner Bürger hängt mit Herz und Seele an seinem Geburtsort. Antwerpen ist für ihn die erste, die schönste Stadt der Welt. Kann sich Brüssel wohl damit vergleichen? Die Senne — was ist sie gegen die Schelde? Ein elender Graben, über den man ohne Springstock hinüber kann. Kommt ihm doch, um Gottes willen, nicht mit solchen Dingen; er antwortet Euch nicht erst, sondern zuckt geringschätzig die Achseln.

Ich habe gesagt, daß unser Bürger keine Memme ist, denn als die Umwälzung von 1830 losbrach, nahm er entschlossen sein Gewehr in die Hand und wollte seine Schuld an das Vaterland abtragen gehen. Aber seine Frau hielt ihn fest und sagte: „na, Pier, was willst Du denn? Dich todtschießen lassen oder vielleicht einen Arm oder ein Bein einbüßen, was noch schlimmer wäre?" Der Mann fand, daß seine Frau Recht hätte und blieb ruhig zu Hause sitzen. Doch als am folgenden Tage die Stadt vom Kastell aus beschossen wurde und unser Bürger seine besten Sachen im Keller bergen mußte, da gerieth er in Zorn und rief voll Entrüstung: „Verfluchter Chassé!" Einen Augenblick war er Willens, sich unter den Trümmern seines Hauses zu begraben, aber seine Frau bat und jammerte so sehr, daß er endlich beschloß, zu seinem Butterbauer in St. Job im Goor*) zu flüchten. Dies waren die schlimmsten Tage im ganzen Leben des Mannes. Alle seine Gewohnheiten verändern

*) Sint Job in't Goor.

müſſen — er verdorrte wie ein Stock, bis er in die Stadt zurück konnte. Da kam er allmählich wieder in ſeinen früheren Zuſtand, aber es dauerte lange.

Man hat dem Antwerpner Bürger beſtändig vorgeworfen, daß er die Fremden nicht liebe und ſchwer mit ihnen Bekanntſchaft mache. Das iſt wahr, aber ſagt mir, ob er Unrecht habe? Unſer Land hat von jeher den Glücksrittern und Bankerotiers von allen Nationen als Zufluchtsort gedient, ſo daß er in jedem Ausländer einen Robert Macaire vermuthet, und aus Furcht, betrogen zu werden, Nichts mit ihm zu thun haben will. Dennoch wird er, wenn er erſt ſieht, daß man ſich gut und ordentlich aufführt, allmählich ſeine Furcht überwinden und nicht mehr anſtehen, den Fremden als Freund zu begegnen.

Unſer Antwerpner Bürger iſt auch ein großer Freund der ſchönen Künſte. Er begiebt ſich öfters in Unſere liebe Frauenkirche oder in das Muſeum, um Rubens, Quinten Metſys (Maſſys) und andere unſerer großen Meiſter zu bewundern. Die größten Gemälde findet er am ſchönſten und bleibt am längſten vor ihnen ſtehen. Den Namen Rubens führt er ſtets im Munde. Stellt irgend ein Maler ein großes Stück aus, ſo iſt es für unſern Bürger ein Stück von Rubens; denn Alles was groß iſt, muß von Rubens ſein. Was er dagegen nicht leiden kann, worüber er ſtets ſeine Unzufriedenheit äußert, iſt die nachläſſige Kleidung und der große Bartreichthum unſerer jungen Künſtler. „Mit all' dem Haar könnte man bequem eine Matratze ſtopfen," ſagt er, „und es iſt wahrhaftig kein Unterſchied zwiſchen einem Schneidergeſellen und einem Künſtler."

Unser Freund ist auch ein Liebhaber von starken Gemüthserschütterungen. Den dreimonatlichen Sitzungen der Assisen wohnt er Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend bei, und ist die Sitzung aus, so bleibt er noch eine halbe Stunde auf dem Kirchhof stehen, um einem Dutzend Wißbegieriger die Sache auseinander zu setzen, die Vertheidigung zu loben oder zu tadeln, und früher als die Geschworenen ein Urtheil zu fällen. Oftmals werdet Ihr den Mann in einer solchen Gruppe gesehen und dann für denselben erkannt haben, den Ihr in den ersten Jahren der Umwälzung so manches Mal an der Ecke des Quais Van Dyk im „Congreß der Politiker" stehen sahet.

So lange es Sommer ist, geht unser Mann schon früh am Nachmittag vor die Stadt und begiebt sich auf den Kattenhof in Borgerhout, wo er Kugeln spielt. In der Woche darf seine Frau nie mit ihm ausgehen, aber Sonntags führt er seine ganze Familie spazieren, wohlverstanden, wenn das Lob vorüber ist. Dann muß man ihn in seinem schönsten Staat sehen! Sein schöner blauer Rock, der ihm bis auf die Hacken hängt, ist aus dem Schranke geholt worden, er hat eine neue gestreifte Weste angelegt, und seine Vatermörder gehen ihm bis über die Ohren. An seiner linken Seite hängt ein großer geräucherter Plattfisch, der in graues Papier gewickelt ist, und unter dem Arm trägt er einen Regenschirm, der sorgfältig mit dem Ueberzug umhüllt ist. Haltet deswegen nicht etwa das Wetter für unsicher, unser Bürger nimmt seinen Regenschirm nicht etwa gegen den Regen mit. Und göss' es vom Himmel, er würde sein „Dach" nicht aufmachen, denn — es ist noch nie naß gewesen, er

trägt es nur aus Gewohnheit, wie ein Anderer seinen Spazierstock.

Zur Kirmeß geht er andere Wege, da führt er seine Familie zur „Dicken Mie", bewirthet sie mit Butterschnitten von Plattekaas*) und einem Gläschen Diesterschen Bier, und kommt so zwischen neun und zehn an den Garten der Harmonie, um das Feuerwerk mit anzusehen. Nachdem er sich an den Raketen, Feuerrädern und Schwärmern höchlichst ergötzt hat, kehrt er zufrieden nach Hause zurück, legt sich zur Ruh und schlummert mit dem Bewußtsein, daß er seinen Tag nicht verloren hat, friedlich ein.

So bringt der Antwerpner Bürger sein Leben hin. Seine häusliche Ruhe wird nicht durch ungewöhnliche Begebenheiten gestört, seine Tage verfließen in Frieden, und in Frieden endigt er seine Laufbahn in dem Alter von zweiundsiebzig Jahren, sechs Monaten und zehn Tagen, nachdem er alle seine Kinder verheirathet und jedem eine gute Aussteuer mitgegeben hat. Auf seinem Grabe trägt kein prächtiges Grabmal die Inschrift, daß er ein guter Sohn, ein zärtlicher Gatte und ein braver Vater war, aber Frau und Kinder betrauern bitter seinen Verlust, und seine Freunde werden lange noch seiner gedenken. Ist solch ein Tod nicht der eines Gerechten, und muß der, welchem solche Trauer folgt, nicht ein rechter, echter Mann gewesen sein?

Und ist es nicht recht Schade, daß man nicht mehr solche Skizzen mit dem Namen Blereau unterzeichnet findet?

---

*) Der frische weiße Käse, in Schlesien Quarch genannt, im Sommer zum vlämischen Dessert unerläßlich.

Moed en Geduld. Noordstar, 1ste jaerg. 1840.
De Dood van Filips de Tweede. Phantastisch tafereel. Noordstar, 1ste jaerg. 1840.
Eene zedenschets. Noordstar, 2de jaerg. 1841.
Het geluk eener Konigin. Een historisch verhael. Noordstar, 2de jaerg. 1841.
De dooden spreken niet meer. Verhael (1669.). Noordstar, 3de jaerg. 1842.

Blieck (F. G.), geboren den 24. December 1805 zu Werwick, blieb bis zum 19. Jahre in seinem Geburtsort, wo er bei einem Notar arbeitete. Da jedoch seine Eltern fanden, daß seine Erziehung noch der Nachhülfe bedürfe, wurde er auf zwei Jahr in die Kostschule von St. Anna zu Kortryck gesandt, in welcher Stadt er dann als Schreiber bei einem Notar eintrat. Nach funfzehn Jahren, die er abwechselnd zu Kortryck, Wevelghem, Brüssel, Beurne und Werwick zugebracht hatte, wurde er zum Notar in Ysegbem ernannt. Jetzt hat er seinen Abschied genommen und lebt in unabhängiger Zurückgezogenheit mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde, einem Mädchen von zwölf Jahren.

Blieck schreibt mir, daß er erst mit fünfundzwanzig Jahren begonnen habe, Verse zu machen und zwar auf Andringen eines seiner Freunde in Kortryck, „eines jungen Dichters, der nicht mehr lebt." Er bringt nicht ohne Mühe hervor; von sechs Versen, die er entwirft, läßt er kaum einen stehen. Dafür haben seine Verse auch den Ruf klassischer Reinheit.

Er liebt den Alexandriner, wie er denn überhaupt zu der Gruppe der Belgischen Dichter gehört, die ausschließlich „niederdeutsch" geblieben sind. Auch in seinen Gesinnungen hält er fest am Bestehenden; 1845 machte er „An das Jahrhundert" ein Gedicht, in welchem er dem Jahrhundert nicht eben viel Schmeichelhaftes sagt. An Heremans, der ihm im Sprachverband dieses Stehenbleiben vorgeworfen, hatte er

ſchon einige Monate früher eine Epiſtel in demſelben Sinne gerichtet. Die Sprache, in welcher er dieſe Meinungen ausdrückt, iſt kräftig, die Art ironiſch-pathetiſch. In ſeiner Balladenanfaſſung erinnert er mich an Goldſchmith, wohl auch ſonſt an engliſche Dichter aus jener Periode. Sehr befreundet war er mit Ledeyanck, der an ihn das Gedicht über das Grab ſeines Vaters richtete. In ſeinem Gedicht „An Antwerpen" ſagt Blieck:

Du, prangend mit der letzten Blume
Des Dichters, der dem Land zum Ruhme
Gelebt, an deſſen Grab es jetzo weint.

Daß mit „der letzten Blume" Ledegancks ſchöne Dichtung auf Antwerpen in den „drei Schweſterſtädten" gemeint iſt, brauchte ich, ſchriebe ich nur für Vlamingen, nicht erſt zu ſagen.

Bliecks Gedichte erſchienen unter dem Titel: „Vermiſchte Poeſie" 1839 zu Kortryck. Einen zweiten Theil hat 1850 die Geſellſchaft für Sprache und Literatur „die Freundſchaft" zu Rouſſelaere herausgegeben, deren Ehrenpräſident Blieck iſt. Bekrönt wurden von ihm: den 24. Juni 1838 zu Aſſenede „die heilige Dymphna," 1835 durch „Spracheifer und Bruderliebe" zu Brügge „die Belgier," 1835 zu Kortryck im Preiskampf der Geſellſchaft von Rhetorika „die Kreuzbrüder," ein Gedicht „Auf das Ableben des Herrn Hofman," und am 28. Auguſt zu Oſtende: „Die Foltern eines böſen Gewiſſens." Im nationalen Dichterſtreit über den „Triumph von des Landes Unabhängigkeit", ausgeſchrieben den 21. Juni 1834 vom Miniſterium zu Brüſſel, erhielt Blieck den zweiten Preis.

Ein ſchlechtes Buch
betrachtet als eine Verführung.

Der einſt den Wahn gehegt, Gott ſelber zu beſiegen,
Fährt unermüdet fort die Erde zu bekriegen.
Allein, durchtrieben jetzt, weil er durch Stolz verloren,
Hat er die Feder ſich zu ſeiner Waff' erkoren.

Mit jedem Morgen bringt ein Buch er an das Licht,
Ein neues Prosawerk, ein herrliches Gedicht.
Wie reich gedacht, wie fein gefühlt, wie voll Natur!
Wie farbig dargestellt! Vom Teufel keine Spur!
O nein, er hütet sich! Die Feder, die er braucht,
Die kommt von einem Schwan und scheint in Licht getaucht.
Auch wird ihm überall das höchste Lob gesungen,
Auch wird von aller Welt sein köstlich Buch verschlungen,
Die Jugend nimmt es mit zu Tische und zu Bette,
Es ist kein Reisender, der's nicht gelesen hätte,
Dem Handelsjuden selbst muß als Gesell es dienen,
Und dem Verleger erst ersetzt es Silberminen.
Und Satan, und der Mann, der dieses Wunder schuf,
Was wird er für die Welt? Ein Mann vom größten Ruf,
Ein Schooßkind und ein Held, dem Bilder sich erheben,
Dem jeder neue Tag als neuer Sieg gegeben.

O Mutter, deren Kind beim Buche stets zu finden,
Liebst du es denn nicht mehr? Ward'st kalt du? Nein, es binden
Die Banden der Natur dich an der Tochter Herz,
Ihr Glück ist noch dein Glück, ihr Schmerz ist noch dein Schmerz,
Du willst, daß süß der Welt die Blüte duften soll,
Die du erzogen hast — da steht sie anmuthsvoll
Und unabläßig ruht dein forschend Aug' auf ihr,
Du siehst, du wehrest ab, was drohen könnte ihr,
Und wär's ein Staub, ein Nichts! dagegen siehest nicht
Den Geist des Uebels du, das hölliſche Gesicht,
Das ihrem Blick erscheint. Sieh, wie er sanft sie rührt
Indeß' er schmeichelnd leis die süße Rede führt.
Sie trinkt sein Wort, sie lauscht den honiggleichen Lügen,
Sie saugt Verderbniß ein gleich lautern Nektarzügen —
O rette schnell dein Kind, vertreib den bösen Geist,
Der, eilst du nicht, mit sich es in den Abgrund reißt.
Du denkst: es ist ein Buch! Ein Buch, o blinde Mutter,
Doch in dem Buch ist Gift, das Buch ist Höllenfutter.

De triomf der nationale onafhankelijkheid. Het lot des vaterlands. Dichtstuck met den gouden eerpenning te Brussel bekroond, in september 1834. Kortrijk, 1834.

De knagingen van een boos geweten, bekroond met den gouden eerpenning door de Koninklyke maetschappy van vaterlandsche tael- en dichtkunde, te Oostende, in haren letterstryd van den 28 oogst 1836. Kortryk, 1836.

Mengelpoezy. Kortryk, 1839.

2. deel. Rousselaere, 1850.

Proeve van vertaling in vrye dichtmaet van het Psalmboek. Antwerpen, 1854.

Blommaert (Ph. Jonkherr), geboren zu Gent 1808, ſtudirte auf dem Athenäum und auf der Hochſchule ſeiner Vaterſtadt und promovirte 1829 als Doktor der Rechte. Dabei verſuchte er ſich unter der Anleitung von d'Hulſter und Schrant, deren Lehrgängen über die niederdeutſche Literatur er mit Vorliebe folgte, bereits frühzeitig in der Dichtkunſt und bearbeitete damals ſchon die alte Sage von Liederik van Buck, die Cid- und Ximeneſage von Blandern, welche 1834 erſchien.

Nach Vollendung ſeiner Studien reiſte er längs des Rheins und durch die Schweiz nach Italien. In Deutſchland knüpfte er mit mehreren Gelehrten und Schriftſtellern Beziehungen an.

„1830," ſchreibt er in dem Briefe, welcher vor mir liegt, „wehte ein Südwind über unſer Land, und die franzöſiſche Sprache wurde überall in der Verwaltung, und bei den Gerichtshöfen eingeführt. Wie nachtheilig das auf die geiſtige Entwicklung wirken muß, brauche ich nicht anzudeuten, wie unrechtmäßig es iſt, ſpringt in die Augen. 1832 gab ich unter dem Titel: „Ueber die Verwahrloſung der niederdeutſchen Sprache in Belgien," eine Schrift gegen dieſes Syſtem heraus, und 1840, als man ein allgemeines Petitionnement beſchloß, hatte ich die Ehre, an der Spitze der Commiſſion zu ſtehen."

In demselben Jahre veranlaßte er die Stiftung einer Vereinigung, welche es sich zum Ziele setzte, merkwürdige Urkunden durch den Druck zu verbreiten. Bis jetzt hat die „Gesellschaft der vlämischen Bibliophilen," deren Sekretär Blommaert ist, bereits über fünfundzwanzig Bände herausgegeben.

Blommaerts persönliche Thätigkeit auf dem Felde der alten vaterländischen Literatur ist sehr groß. 1841 gab er drei Theile: „Altvlämische Gedichte," 1858 eine zweite Ausgabe von „der rührenden Geschichte Theophilus" heraus, eben so in zwei Theilen das Leben des H. Amand, den Grimberg'schen Krieg u. a.

Auch in seinen eigenen Gedichten finden wir diese Liebe für die Vergangenheit in der Wahl der Stoffe. Außer Liederik begegnen wir einer romanzenhaften Bearbeitung vom ersten Theil des Nibelungenliedes, welcher die erste von mir mitgetheilte Probe der Dichtungsweise Blommaerts entnommen ist, weiter giebt der Dichter uns „Biewolf" (angelsächsisch 1815 in Kopenhagen erschienen), „Hilda," aus dem Gudrunlied genommen, den „Falkenhof bei Nymwegen," „Boudewyn den Eisernen," „Blauvoet und Ingerijt" u. a. m. Der Cid fehlt auch nicht und aus dem Lateinischen von Justus Rijkius haben wir das Lob der Gentschen Dichter. Die Behandlung ist überall, auch in den „vermischten Gedichten," aus welchen ich das „Hochzeitlied" übersetzte, so klar und ruhig, wie es sich von einem Dichter erwarten läßt, der so ziemlich alle Literaturen kritisch durchgearbeitet hat.

Denn auch im Norden ist Blommaert daheim, wie vielfache Uebersetzungen bezeugen. Im „Kunst- und Literaturblatt" erschien in Prosa die der Edda. „Wenn meine Geschäfte es mir zulassen," schreibt Blommaert, „werde ich trachten eine besondere verbesserte Ausgabe der beiden Edda's zu veranstalten." Von seiner „Alten Geschichte der Belgier oder Niederdeutschen" wird der zweite Theil, welcher die Handelsgeschichte im Mittelalter umfaßt, binnen Kurzem druckbereit sein.

Blommaert, der als Mensch ebenso verehrt, wie als Schriftsteller hochgestellt wird, lebt des Winters in Gent, des Sommers auf dem Lande Diesem letzteren Umstande habe ich es zuzuschreiben, daß ich nicht den Genuß seiner persönlichen Bekanntschaft hatte.

Krimhildens Traum.

Lieder aus vergang'nen Zeiten
Melden Dinge glaubbar kaum,
Liebesthaten, Heldenkämpfe,
Welche gleichen einem Traum.
Aber größere Geschicke,
Schmerz, wie selten man ihn sieht,
Grauf'ge Rache sollt ihr lesen
In dem Nibelungenlied.

Als Fürst Günther in Burgundien
Stützte stark des Kaisers Thron,
Und zu Worms, der starken Hauptstadt,
Ruhmreich trug die Königskron',
Blühte seine liebe Schwester
In dem prächt'gen Schloß am Rhein;
Frau Krimhilde schien auf Erden
Engel mehr als Maid zu sein.
Einst zur frohen Zeit des Sommers
Bei der schwülen Mittagsglut
Saß Krimhild mit ihrer Mutter
In dem Schatten an der Flut.
Dort in Schlummer hingesunken,
Schwebt' ein Traum der Jungfrau vor,
Der ihr so die Brust bedrängte,
Daß sie angstvoll fuhr empor.
Denn sie sah den schönen Falken,
Aufgenährt von ihrer Hand,
Durch zwei starke Adler wüthend

Angefallen, übermannt.
Und das grauſenhafte Traumbild,
Das mit Aengſten ſie erfüllt,
Schildert bebend ſie Frau Uten,
Welche ihr den Sinn enthüllt.
„Dieſer Falke, den zwei Adler
So verräth'riſch fallen an,
Deutet, woll' ihn Gott behüten!
Eures Gatten Ende an."
„„Mutter, ſprecht mir nicht von Liebe,
Stürzt mich nicht in ſolchen Schmerz;
Keines Mannes Auge, hoff' ich,
Wird gewinnen mir das Herz."""
„Sprecht ſo raſch nicht, meine Tochter,
In dem ird'ſchen Jammerthal
Muß man Gottes Stimme folgen,
Oder Alles wird zur Qual.
Wo iſt echtes Glück zu finden,
Als in Gattenzärtlichkeit?
Gott, ſo hoff' ich, wird Euch ſegnen,
Segnen ihn, der einſt Euch freut."

Hochzeitslied.

An meinen Bruder.

19. Auguſt 1846.

Lieb' iſt eine ſeid'ne Feſſel,
Die zwei Seelen eng umſchlingt,
Beide ſie zu einem Wunſche
Und zu einem Willen zwingt:
Liebe dient als Stern dem Herzen,
Der das Leben ſanft umſtrahlt
Und als Paradies die Erde
Mit den reichſten Farben malt.
Eines neuen Lenzes Wärme

Wallt erquickend um Euch her,
Euch umſchatten grüne Bäume,
Bald von Blüth' und Früchten ſchwer,
Und befreit von allen Sorgen
Durch ein immer ſelig Land,
Sollt ihr überglücklich wandern
Seit' an Seite, Hand in Hand.

Aenmerkingen over de verwaerlozing der nederduitsche tael. Gent, 1832.
Landtael van België. Gent, 1834.
Liederik de Buck in drie zangen. Gent 1834.
Theophilus, gedicht der XIV. eeuw, gevolgd door drie andere gedichten van hetzelfde tydvak. Gent, 1836.
Beknopte geschiedeniss der Kamers van Rhetorica te Gent. Gent, 1838.
Oudvlaemsche gedichten der XII., XIII. en XIV. eeuwen. 1. deel. Gent, 1838; 2. deel. Gent, 1841; 3. deel. Gent, 1851.
De Kempenaere (Ph.). Vlaemsche Kronyk of dagregister van al hetgene gedenkweerdig voorgevallen is binnen de stad Gent, sedert den 15 july 1566 tot 15 juny 1585; onderhouden in 't latyn, overgezet door J. P. van Male, pastor van Bovekerke, thans voor de eerste mael uitgegeven door Ph. Blommaert. Gent, 1839.
Kronyk van Vlaenderen van 't jaer 580 tot 1467. Gent. Uitgegeven door Ph. Blommaert en C. P. Serrure voor de Vlaemsche Bibliophilen.
Het beleg van Gent ten jare 965. Gent. Uitgegeven door Ph. Blommaert voor de Vlaemsche Bibliophilen.
Het beclach van joncheer Jan van Hembyze, gedicht der XVI. eeuw. Gent 1839. Uitgegeven door de Vlaemsche Bibliophilen.
Gedichten van Jacob van Zevecote, voor de eerste mael verzameld uitgegeven. Gent, 1849.
Over de ambachtgilden of neringen. Gent, 1840.
De Jonghe (Bernaert) predicheer van het convent van Ghent.
Het leven van Philippus den Stouten, hertoch van Borgonien, ende van Margerita van Male, gravinne van Vlaenderen, byeen vergadert uyt verscheiden gheloofweerdighe autheurs ende oude ge-

schreven memorien ende monumenten. Gent. (Uitgegeven door Ph. Blommaert voor de Vlaemsche Bibliophilen.)

De Jonghe (Bernaert). Het leven van Joannes den Onbevreesden, hertoch van Borgondien, graef van Vlaenderen. Gent. (Uitgegeven door Ph. Blommaert voor de Vlaemsche Bibliophilen.)

Iwein van Aelst (1128). Gent, 1842.

Knopjes en bloemen. Liederen en andere kleine gedichten, in den hoog-en nederduitschen tongval ter vergelyking beider nevens elkander gesteld. Nevens eenige bemerkingen over verschiedenheiden derzelve. (Ph. Blommaert en Van Vogt.) Gent, 1842.

Geschiedeniss der rederykkamer de Fonteine te Gent, gesticht den 9. december 1448. Gent, 1847.

Aloude geschiedeniss der Belgen of Nederduitschers. Gent, 1849.

Einhard. Leven en wandel van Keizer Karel-de-Groote. Voor de eerste mael in het nederduitsch uitgegeven door Ph. Blommaert. Antwerpen, 1849.

Volu-Spa of voorzegging der Priesterin. Antwerpen, 1851.

Hilda. Antwerpen.

Levensschets van Lucas D'Heere, kunstschilder te Gent (XVI. eeuw). Gent, 1853.

Gedichten. Gent, 1853.

Chronologische handleiding van de geschiedeniss der nedersaksische letterkunde. Borgerhout. 1855.

Petrarcha's reize naer België. Gent, 1855.

Boone (Felix Alphons), geboren den 8. März 1821 zu Gent, wo sein Vater, Alphons, einen Laden hatte. Seine Mutter hieß Antoinette Debbaut.

Bis zu neun Jahren besuchte er die Schule der Brüder des christlichen Unterrichts, dann zwei Jahre die Gemeindeschule. Mit elf Jahren wurde er Schlosserlehrling, blieb jedoch nur zwei Jahre bei diesem Handwerk, dann vertauschte er es mit der Typographie. Um sich in dieser zu vervollkommnen, ging er, funfzehn Jahre alt, nach Brüssel, wo er die Lieder Berangers auswendig und dadurch französisch lernte, zugleich entwickelte sich aus seiner Begeisterung für den Dichter seine eigene politische Ueberzeugung, welche er

ſeit 1850 als Hauptredakteur der „Bruderminne," eines der liberalen Blätter von Gent, ausſpricht und vertheidigt.

Boone iſt ein thätiger Vlaming. 1848 in der großen Verſammlung der Typographen zu Brüſſel, war er es, der die erſte vlämiſche Rede hielt, und ſeinem Einfluſſe iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben, daß jetzt auch in Gent bei allen öffentlichen Verſammlungen ebenſo gut Vlämiſch wie Franzöſiſch geſprochen wird.

Seit 1846 iſt er mit Maria Van Campen verheirathet. Von ſeiner perſönlichen Art kann ich nur das Beſte rühmen.

Bekrönt wurde Boone 1847 in dem Preiskampf der „Vlämiſchen Geſellſchaft" zu Gent für ſein ernſtes Gedicht „die Trauerweide" und für das beſte Stück in der „launigen Proſa" und 1848, ebenfalls zu Gent, aber dieſes Mal durch die Fonteiniſten, für ſeinen „Zannequin", ein geſchichtliches Drama in fünf Aufzügen und ſieben Bildern. Die Novelle, welche ich mittheile, erſchien zuerſt im „Sprachverband."

Die ſchöne Frau auf dem Feldball.

I.

Wißt Ihr wohl, liebe Leſer und Leſerinnen, daß es ſchlimm iſt, den Teufel im Leibe zu haben? Ihr habt das ſicher bereits erfahren, denn Ihr ſeid doch wenigſtens einmal verliebt geweſen, es wäre denn, daß Ihr Euer funfzehntes Jahr noch nicht erreicht hättet. Nun, Freunde, ich bin vom Schreibteufel beſeſſen, und will Euch etwas von einigen guten und einigen ſchlechten Menſchen erzählen. Lange habe ich nach welchen geſucht, die weder gut noch ſchlecht wären, aber dergleichen giebt es nicht, und ſo daran: Roſa Denys war ein taubſtummes Mädchen.

Sie war gerade 1815 geboren, als auf dem Schach-

brett von Waterloo um Europa und einige andere Dinge gespielt wurde. Ihre Mutter bezahlte das Leben ihres kleinen Mädchens mit dem ihrigen, und fünf Jahre später trug man auch ihren Vater zu Grabe. Das ist kurz genug erzählt, nicht wahr?

Doktor Van Daele, Rosa's reicher Verwandter, brachte sie in ein Taubstummeninstitut. Als sie achtzehn Jahr alt war, nahm er sie heraus, und sie kam bei ihm wohnen.

Wir werden nun das Mädchen aus ihren Briefen näher kennen lernen. Der Kürze wegen theile ich nur die Stellen mit, welche unumgänglich nöthig sind, um meine Erzählung zu erklären.

Rosa Denys an Nathalie Enckhof.

Gent, Januar 1833.

Liebste Freundin!

Ich bin bei meinem Pflegevater sehr freundlich aufgenommen worden. Frau Van Daele sieht außerordentlich Schwester Martha gleich, die so für uns sorgte, auch liebe ich sie bereits so viel ich es vermag. Eduard, des Doktors Sohn, sieht mir so etwas aus, als könnte er nicht lange ein und dasselbe wollen — ich meine das, weil er ganz die Art und Weise unserer verstorbenen Freundin Ada hat, und Ihr wißt wohl, wie veränderlich das gute Mädchen war — dennoch bin ich sehr gern mit ihm zusammen. Am Tage meiner Ankunft hatte er mich bei Tische mehrmals verstohlen betrachtet, und ich sah, daß er zu seiner Mutter einige Worte sprach, worauf diese ihm lächelnd zunickte.

Des Abends war ich mit Frau Van Daele allein und frug sie auf meiner Schiefertafel, was der junge Herr von mir gesagt habe? „Daß Ihr schön seid," schrieb sie mir zur Antwort und lachte so herzlich, als sie mir die Schreibtafel zurückgab. Ich wurde roth bis über die Ohren: das ist sonderbar.

Gent, Februar 1833.

Nein, Liebste, es geht in der Welt nicht so zu, wie wir es uns vorstellten. Die Menschen achten größtentheils nicht aufeinander, es scheint als lebte Jeder für sich. Diese Gleichgültigkeit wird Euch recht sonderbar vorkommen, und noch seltsamer wird es Euch scheinen, daß man die Menschen erzürnen kann, ohne ihnen etwas gethan zu haben. Unlängst kam ein häßliches Fräulein von etwa zwanzig Jahren zu uns zum Besuch, als sie in's Zimmer trat, stand ich auf sie zu grüßen — wohl, ich las in ihren Blicken so viele Geringschätzung, daß ich beschämt die Augen niederschlug. Einen Augenblick später kam Frau Van Daele herein und gab dem Fräulein zu verstehen, daß ich weder hören noch sprechen könne. Und, wie sonderbar, ich sah, wie das dem häßlichen Mädchen Vergnügen machte. Sie näherte sich mir und gab mir durch Zeichen zu erkennen, daß sie meine Freundin zu werden wünsche. Warum wünschte sie das nicht, bevor sie mich noch unglücklich wußte? O Natalie, ich beginne zu glauben, daß Schwester Martha Recht hatte, wenn sie von der Unbegreiflichkeit des menschlichen Herzens sprach. Eduard kann ich wohl leiden, aber ich weiß nicht, warum er mir immer so gerade in die Augen sieht.

Gent, März 1833.

Vorgestern spielten wir Karten. Ich weiß nicht, ob Eduard es mit Absicht that, aber so oft ich einen Stich nehmen sollte, streckte er die Hand aus, um es selbst zu thun, und dann drückte er mir die Finger. Ich wage nicht mehr ihm in die Augen zu sehen.

Gent, April 1833.

Also habt Ihr auch den Ort verlassen, wo wir unsere Jugend so sorglos hinbrachten? Nun, fahrt denn wohl, Liebste, und obgleich ich nicht unglücklich bin, so wünsch' ich Euch doch ein besseres Loos als das meine. Ihr würdet mich nicht wiederkennen, Freundin, denn ich kenne mich selbst nicht mehr. Ich begreife nicht, was in mir vorgeht. Alles, was mich umgiebt, ist sich gleich geblieben, und ich bin so ganz anders. Vielleicht kann ich Euch ein Mal in Emden besuchen.

Gent, Juni 1833.

Ihr bittet mich, Euch doch ein Mal wieder zu schreiben, Nathalie, aber in meinem Kopfe ist eine solche Verwirrung, daß ich kaum denken kann. Ach, warum können wir überhaupt denken, wir, die wir als Verstoßene der Natur durch das Leben irren müssen und keine einzige von seinen Freuden genießen können? Ja, Freundin, erst jetzt nun ich sehe, welch eine Entfernung uns von allen andern Geschöpfen scheidet, erst jetzt empfinde ich was wir sind.

Ich bin gestern mit Eduard auf einem Feldball gewesen. Alles, was ich dort sah, kam mir narrenhaft vor, und doch hab' ich geweint, weil ich an den Narrheiten nicht Theil

nehmen konnte. Eduard wirbelte in wüstem Drehen mit einer schönen Frau über den Rasen und gab keine Achtung auf mich. Ich bin der schönen Frau nicht gut.

Liebste, ich habe Gott um die Sprache oder um den Tod gebeten.

Gent, Juni 1833.

Heute hab' ich mit Eduard einen Spaziergang gemacht. Wir verstehen einander schon so gut. Aber es geht etwas Sonderbares in mir vor — sobald ich ihm den Arm gebe, klopft mein Herz mit stärkerem Schlage, und ich vergesse, daß ich nicht sprechen kann.

Wir waren im Felde, die lieben Vögelchen hüpften von Zweig zu Zweig, neben dem Weg, auf einer weichen Wiese, lief eine Stute und wie ein spielluſtiges Kind sprang ihr Füllen hinter ihr her — einige Kühe wandelten mit abgemessenen Schritten durch das üppige Gras, sie streckten von Zeit zu Zeit den Kopf in die Luft und man sah dabei ihren fetten Hals wackeln — Eduard zeigte mir, daß sie brüllten — es war doch traurig, daß ich es nicht hören konnte. Liebe Nathalie, nie hab' ich einen angenehmern Spaziergang gemacht. Eduard ist doch ein guter Junge, daß er seine Zeit so mit einem taubstummen Mädchen verliert. Ich bin ihm auch in der Seele dankbar dafür.

Gent, Juli 1833.

Eduard ist nun Advokat. Es kommen viele Fräulein in's Haus, er wird nun wohl recht bald eine Wahl treffen. Die schöne Frau, mit welcher er auf dem Feldball so wild

herumwalzte, ſcheint ſeine beſte Freundin zu ſein. Auf mich achtet er nicht mehr. Warum that er das nicht von Anfang an?

Gent, Auguſt 1833.

Ich erzählte Euch von der ſchönen Frau vom Feldball. Nun, ſie kommt täglich zu uns und macht faſt einen Theil von der Familie aus. Gott vergebe mir's — ich habe ihr ſchon den Tod gewünſcht!

Eduard hat nicht gut an mir gehandelt. Warum ſchrieb er einſt auf meine Schiefertafel, daß er mich liebe? Doch es war nur zum Zeitvertreib, wie ſollte er ein Geſchöpf, wie ich bin, lieben können?

Liebſte, ich denke daran, wie ſtill es im Grabe ſein muß.

Gent, October 1833.

Binnen Kurzem wird er die ſchöne Frau vom Feldball heirathen. Möge er nur glücklich mit ihr werden! Eine Zeit lang ließ er mich in einer ſüßen Täuſchung verkehren — ich war einen Augenblick glücklich — der Himmel belohne ihn dafür! Jetzt iſt Nichts mehr was mich an dieſe Stadt bände, ich bin eine arme Waiſe, die nur Laſt verurſacht — ich will fort. Ich werde wohl ein Stück Brod finden und fänd' ich's auch nicht — für mich iſt leben ja doch nur todt ſein. Nathalie, ich komme zu Euch. Ihr werdet Eure Roſa nicht mehr wiedererkennen. Ja, ich will Euch noch ein Mal ſehen, denn vielleicht mach' ich es nicht mehr lange.

II.

Jan der Leiermann war ein Menſch von etwa funfzig Jahren, er war lang von Geſtalt und dermaßen mager, daß ein Genter Maler ihn mehr als ein Mal für den Tod ſitzen ließ, dabei ſchielte er ſo drollig, daß man ihn nicht anſehen konnte ohne zu lachen, und damit es ihm an Nichts fehlen möchte, hatte er eine dicke Naſe, die krumm war. Genug, er hatte ein häßlich Angeſicht und ein ſchönes Herz.

Aber ſo brav er auch war, er hatte ſeine Grillen. Er wohnte eine halbe Stunde vor dem Brügger Thore. Abends um zehn verließ er die Stadt, nie früher, und dann ſpielte er, mocht' es nun ſchönes oder ſchlechtes Wetter, mocht' es mondhell, oder ſtockdunkel ſein, ſo lange auf ſeiner Leier, bis er an ſein Häuschen kam. Nur kam es auf ſeine Stimmung an, was er ſpielte. Hatte er viel Centen eingeſammelt, ſo ließ er einen luſtigen Walzer in die Nacht hinaus klingen, waren die Genter karg gegen ihn geweſen, ſo hörte man die traurigen Klänge von „Napoleon auf St. Helena" aus der Leier emporſteigen und in der Ferne verhallen.

An einem Herbſtabend war abſcheuliches Wetter, es regnete gewaltig, der Donner krachte durch den Nebel und über das ziſchende Waſſer des Brügger Kanales ſpielte der Blitz. Es war pechfinſter und man hätte denken ſollen, daß die Bäume heulten, aber es war nur der Sturm, der die gelben Blätter abſchüttelte.

Jan hatte wenig bekommen und ſpielte daher ſein Trauerlied. Ohne ſich um das Ungewitter zu bekümmern, ſtellte er philoſophiſche Bemerkungen über die Hartherzigkeit der Menſchen im Jahrhundert der Aufklärung an, und ſo war er

einige hundert Schritte vorwärts gekommen, als er an der Seite des Weges etwas ſchreien hörte. Er ging dem Geſchrei nach und fand — ein kleines Kind.

„Armes Geſchöpfchen!“ ſagte Jan, und ohne ſich zu beſinnen, nahm er das Kleine auf und legte es unter die Wachsleinwand, welche ſeinen Leierkaſten gegen den Regen ſchützte.

Der Findling ſchrie weiter, und Jan wußte nichts Beſſeres zu thun, als ein Stückchen zu ſpielen. Er that es, und das Kleine wurde ſtill. Und nun war der gute Menſch ſo ſtolz auf ſein Inſtrument, daß er es am liebſten geküßt hätte.

Er ſpielte jetzt nicht mehr „Napoleon auf St. Helena,“ ſondern ſeine ſchönſten Tanzſtückchen. Sie klangen ſeltſam genug mit der Begleitung der Donnerſchläge.

Etwa funfzig Schritte noch war Jan von ſeinem Häuschen entfernt, als plötzlich ein blendender Blitz herabfuhr und faſt in demſelben Augenblick ein furchtbarer Schlag fiel.

Jan blieb mit der Hand am Dreher ſeiner Leier ganz betäubt ſtillſtehen. Aber nicht nur die Heftigkeit des Schlages hatte ihn entſetzt, bei dem Schein des Blitzes hatte er eine weibliche Geſtalt am Ufer des Kanales taumeln und in die Strömung fallen ſehen.

Im nächſten Augenblicke ſtand der Leierkaſten auf dem Boden und Jan war im Waſſer.

Er war ein guter Schwimmer und würde die Frau mit weniger Anſtrengung, als es ihn koſtete, gerettet haben, wenn er ſich nicht beim Hereinſpringen in's Waſſer am Fuße verletzt hätte.

Das Mädchen lebte noch, aber kein Wort konnte Jan von ihr heraus bekommen. Er nahm alle seine Kräfte zusammen und trug sie auf den Weg. Aber nun stand er auch da, ohne zu wissen, was er anfangen sollte: ein schreiendes Kind auf dem Leierkasten, eine ohnmächtige Frau in den Armen, über und über naß und mit einem beschädigten Fuße.

Zum Glücke kam ein ihm bekannter Bauer des Weges und den rief er zum Beistand herbei.

„Was, Jan," sagte der, „wo habt Ihr das Alles aufgelesen?"

„Das Kind hab' ich gefunden, und um die Mutter, denn ich vermuthe, daß sie es ist, hab' ich gegen den Wasserteufel gerungen."

III.

Es ist Mitternacht; in St. Jacobs-Neustraße ruft die Nachtwache: „Bewacht Euer Feuer, das Licht wohl aus, die Glocke ist Zwölfe."

Es ist sehr schlechtes Wetter gewesen, man hört noch das eintönige Geräusch der Regentropfen, welche von den Dächern fallen.

Seht Ihr jenes Licht aus dem einen Fenster jener reichen Wohnung schimmern? Dort schläft in einem heimlich eingerichteten Gemache auf einem weichen Lager ein wunderschönes Mädchen.

Sie träumt.

„Marianna," sagt sie, „Marianna, gebt mir mein Kind. Kommt her, mein Liebchen, lacht mir zu. Seht, Fe-

dinand, es kann noch nicht sprechen, aber nicht lange mehr und es wird Vater sagen."

Sie schwieg, doch bald veränderte sich ihr ganzes Gesicht und drückte einen heftigen Schrecken aus.

„Nein, nein!" rief sie, „tragt mein Kind nicht fort!"

Dann wurde sie wach und richtete sich auf. Ihre Augen hafteten starr am Ende des Bettes, große Thränen fielen wie Perlen auf ihren Busen. Plötzlich besann sie sich und hörte auf zu weinen. „Ich mag das nicht mehr träumen," murmelte sie.

Eine Kammerjungfer kam hereingeeilt.

„Habt Ihr gerufen, Fräulein?"

„Es ist Nichts — schlaft nur, Eliza."

Die Mutter hatte geträumt, die Frau der großen Welt, welche ihren Namen zu bewahren hatte, war es, die erwacht war. Dieses Mädchen war die einzige Tochter des reichen Banquiers Van Vlierhove und wurde die schöne Clotilde genannt.

Am nächsten Morgen war sie mit ihrer Frühtoilette beschäftigt, als ihr Herr Eduard Van Daele angemeldet wurde.

„Ist Papa schon auf?" frug sie.

„Er ist bereits vor Fünfe weggefahren, Fräulein," war die Antwort.

Clotilde war bald fertig und kam zu Eduard. Vor vier Monaten war sie aus Brüssel zurückgekommen, wo sie einige Zeit zugebracht hatte. Zwei Tage später hatte Eduard sie auf dem Feldball gesehen, und seitdem liebten sie sich.

Kaum war Clotilde einige Augenblicke bei ihrem Verlobten gewesen, als man ihr einen armen Mann anmelden

kam, der, wie er angab, Fräulein Clotilde wegen einer Sache von großer Wichtigkeit zu sprechen habe. „Ich habe ihn," fügte das Mädchen hinzu, „in das Zimmer hier nebenan geführt."

„Bettler könnt Ihr ein andermal im Vorsaal lassen. Eduard, ich bin gleich zurück."

„Unterdessen werde ich an Euch denken, liebste Clotilde."

Ein liebliches Lächeln war die Antwort des schönen Mädchens. Eine Thür führte aus dem Zimmer, wo sie sich befanden, in das, wo der Fremde wartete.

Clotilde erblickte beim Eintreten einen Mann von einem sehr ärmlichen Aussehen, der dreißig Jahr alt schien. Er trug einen verschossenen blauen Kittel, auf dem Kopf hatte er eine schlechte Mütze, um den Hals ein carrirtes Halstuch, an den Füßen schmutzige Socken; seine Holzschuhe standen vor der Thür. Es war kein Zweifel daran, daß er der niedrigsten Schichte der Gesellschaft angehörte, und dennoch lag in seinem Gesichte etwas, das vermuthen ließ, er habe sich nicht immer in einem solchen armseligen Zustand befunden. Aber seine hohlen Wangen und seine tiefliegenden Augen verriethen auch ohne seinen scheuen Blick deutlich genug, wie es jetzt mit ihm stehe.

Clotilde wollte, als sie ihn sah, befremdet zurück. „Bleibt," sagte er, und in diesem „Bleibt" lag ein solches Bewußtsein von Macht, daß Clotilde, gleichsam sich selber zum Trotz, stehen blieb.

„Was wollt Ihr?" frug sie, und versuchte umsonst, gebieterisch zu fragen.

„Was ich will, sollt Ihr sogleich hören. Doch zuerst

will ich Euch sagen, mit wem Ihr es zu thun habt. Ich bin Schreiber, Soldat, Quacksalber und Sträfling gewesen; jetzt bin ich Sackträger und bei Gelegenheit Bettler. Ich will aber nicht länger weder Sackträger, noch Bettler sein, ich will trinken, immerfort trinken. Ist das offen genug gesprochen?"

„Ich versteh' Euch nicht," stammelte Clotilde und wollte abermals fort.

„Bleibt, bleibt, liebes Kind — Ihr seht ja doch, daß ich kein Dummkopf bin, also könnt Ihr Euch denken, daß ich nicht ohne guten Grund mich an Euch gewandt haben würde."

„So erklärt Euch denn."

„Ich will sogleich beim Eigentlichen anfangen. Seht, mein Fräulein, ich habe hier ein Contraktchen aufgesetzt, welches Ihr unterzeichnen werdet. Dadurch verpflichtet Ihr Euch, Nikolas Simon jährlich eine Summe von siebenhundertdreißig Franken zu bezahlen."

„Mann, seid Ihr toll?"

„Sicher nicht, bestes Fräulein. Siebenhundertdreißig Franken des Jahres das macht zwei Franken den Tag. Wenn ich täglich für Essen und Schlafen einen halben Frank ausgebe, so bleiben mir noch anderthalb Franken zum Vertrinken übrig. Ihr müßt zugeben, daß es nicht zu viel ist, aber ich will auch nicht unvernünftig sein."

Clotilde starrte den Bettler an; er rückte sich noch behaglicher in dem weichen Sessel zurecht, in welchem sie ihn gefunden hatte. Im Nebenzimmer hörte man singen: **ma belle, je t'adore.**

„Ach, das ist wahrscheinlich der Herr Eduard Van Daele," sagte Simon. „Wir wollen leiser sprechen."

„Aber um Gottes willen, was verlangt Ihr von mir — was — wißt Ihr?"

„Alles, sogar mehr als Ihr. Diese Nacht wurde ein Kind ausgesetzt."

„Schweigt!" flüsterte Clotilde und trat dem Bettler näher.

„Oh, Euer Liebster kann uns nicht hören, er singt ein Liebesliedchen. Dieses Kind wurde in Brüssel zur Welt gebracht und einer Bäuerin anvertraut, die Bäuerin starb und die vergangene Woche brachte man das Kind nach Gent."

„Sprecht nicht so laut, ich bitt' Euch!"

„Nun wußte man nicht, was mit dem Kinde anfangen, denn man wollte sich verheirathen, und so nahm man seine Zuflucht zu einer Kartenlegerin, mit der man früher bekannt gewesen war."

„Stille, stille!"

„Die Kartenlegerin, welche das Kind aussetzte, war meine Liebste, und die Mutter seid Ihr."

Clotilde fiel vor dem Bettler auf die Kniee. „Gnade!" flehte sie.

„Ja, aber das ist nur der erste Akt der Komödie. Um für immer sicher zu sein, gab man der Kartenlegerin ein Glas Wein zu trinken —"

„Haltet inne — ich will Alles unterzeichnen."

„Die Kartenlegerin ist todt, aber wenn ich Nichts vermuthe, wird keine Leichenöffnung statt finden."

„Gebt, ich will unterſchreiben, aber ich bitt' Euch auf meinen Knieen: ſchweigt."

„Stumm wie das Grab. Sagt' ich was, ſo wär' es allerdings mit Euch aus, aber wer zahlte mir denn dann meine Penſion?"

Clotilde unterzeichnete und gab dem Bettler ihre Börſe. Simon ging auf den Zehen an die Thüren und ſchob die Riegel vor. Clotilde zitterte und blickte ihn angſtvoll an.

„Jungfrau," ſprach der Bettler, indem er dicht vor ſie hintrat, „nun hab' ich noch ein Anſuchen, dann geh' ich. Es iſt nun ſchon viele Jahre her, daß ich eine ſo ſchöne Frau wie Ihr nicht von Nahem geſehen habe. Kaum kann ich noch von Zeit zu Zeit mit genauer Noth an eine Krugmagd herankommen — gebt mir einen Kuß — einen einzigen."

„Niemals!" ſtöhnte Clotilde.

„Einen Kuß!" wiederholte Simon, die Stimme erhebend.

Sie näherte ſich ihm ſchaudernd. Eduard ſang mit heller Stimme: Ma belle je t'adore.

Er mußte noch ziemlich lange auf ſeine Geliebte warten. Aber wie zärtlich küßte er ſie auch, als ſie zu ihm zurückkam!

IV.

Roſa Denys an Nathalie Enckhof zu Eecloo.

Mariakerke bei Gent, Dezember.

Meine einzige Freundin!

Dieſes Mal, hoff' ich, wird die Feder mir nicht entfallen — ſchon mehrere Male wollte ich Euch ſchreiben und

vermochte es nicht. Gutes Mädchen, Ihr werdet ſicher ſehr beunruhigt geweſen ſein, weil Ihr mich nicht ankommen ſaht. Ich war faſt ſchon aus der Welt heraus — warum muß ich noch d'rinnen bleiben? Um in einen neuen Abgrund der Schmerzen zu ſtürzen. —

Ich nehme den Brief wieder vor, denn dieſen Morgen konnte ich nicht weiter. Nicht daß ich zu heftig bewegt geweſen wäre, denn ich bin bereits an mein Unglück gewöhnt, aber weil ich noch zu matt bin. Ich ſchrieb Euch, nicht wahr, daß Eduard ſich mit der ſchönen Frau vom Feldball verheirathen würde, und daß ich es bei Doktor Van Daele nicht mehr aushalten könne? Den Abend des Tages, an welchem ich Euch das mittheilte, befand ich mich in einer ungemeinen Gemüthsaufregung; mein Haupt glühte und ich fühlte gleichſam eine Hand, die mich mit Gewalt aus dem Hauſe drängte.

Ich verließ das Haus von meines Vaters Freund, mit dem Gedanken, daß ich zu Euch wollte, oder vielmehr, ich dachte an Nichts, ſondern eilte mechaniſch wie eine Sinnloſe fort und war, ohne zu wiſſen wie, aus dem Brügger Thor gelangt. Es war furchtbares Unwetter, es regnete und blitzte unaufhörlich — ich eilte und eilte — es war, als bewegte ſich mein Körper ohne meinen Willen vorwärts — endlich verlor ich das Bewußtſein und es kam mir vor, als ſänke ich dahin, ohne zu wiſſen wohin.

Als ich in's Leben zurückkehrte, war es heller Tag, ich lag in einem reinlichen Zimmer auf einem Bett und ſah vor mir einen Prieſter und eine alte Frau ſitzen.

Der Diener des Tempels ſchien Fragen an mich zu

richten. Ich machte ihm begreiflich, daß ich taubstumm wäre. Darauf frug er mich schriftlich, wer ich wäre, woher ich käme und wie ich in das Wasser gefallen. Nun erst begriff ich, was mit mir vorgegangen war.

Ein Leiermann hatte mir das Leben gerettet, eine alte Jungfer hatte mich aufgenommen. Gott vergebe mir, daß ich meinem Retter nicht dankbar sein konnte.

Man brachte mir jetzt ein allerliebstes Kind und frug, ob ich dessen Mutter sei. Natürlich schrieb ich eine verneinende Antwort. Bald darauf kam Doktor Van Daele mit seiner Frau — man hatte sich an sie gewendet. Die guten alten Leute baten mich mit Thränen, ihnen doch die Gründe meiner Flucht anzugeben. Wie hätt' ich das gekonnt! Auch zu ihnen zurückzukehren hab' ich mich geweigert, obgleich Doktor Van Daele seine Rechte als Vormund geltend zu machen drohte. Ich will zu Euch und von meiner Hände Arbeit leben. "Sie werden mich bald vergessen, ich war ja doch nur eine Fremde für sie.

Mariakerke bei Gent, Dezember.

Ich bin jetzt ruhiger, Nathalie; das übermäßige Weh hat mich gleichsam gefühllos gemacht, oder lieber die Traurigkeit ist mein eigentlicher Zustand geworden. Ich bleibe bei der alten Jungfer wohnen, die mich aufgenommen hat, sie zieht auch das Kind auf, welches an demselben Abend, wo ich beinah um's Leben kam, von meinem Retter auf der Straße gefunden wurde. Darum glaubte man eben, ich sei seine Mutter. Ich pflege das kleine Geschöpf und mir dünkt, daß

mein Elend in dem Maaße abnimmt, wie ich dem verlaſſenen Kinde Gutes thue.

Eduard lieb' ich noch wie immer, und täglich wein' ich über ſeine Heirath mit der ſchönen Frau vom Feldball. Eine Unſelige wie ich darf das Glück ſelbſt nicht träumen.

V.

An einem rauhen und düſtern Dezemberabend des Jahres 1833 um neun Uhr ging ein Mann durch das Schäppenhausgäßchen zu Gent. Beinah war er am Ende desſelben, da blieb er plötzlich ſtehen, ſah Einem nach, der einige Schritte vor ihm ging und rief dann: „Patriot, ſeid Ihr es nicht?"

„Ja, ich," antwortete der Mann.

Und zurückkommend ſagte er in dem Tone eines Säufers, der kein Geld hat: „kuk', unſer guter Simon."

„Kommſt mit zu 'ner Pint?"

„Ja, ich."

Die beiden Freunde gingen ſchwatzend durch das Serpentgäßchen und dann vom Freitagsmarkt in ein kleines Gäßchen, wo ſie in einen kleinen Krug traten.

Stellt Euch den Krug vor, gute Leſer. Den grünangeſtrichenen Schenktiſch, auf welchem eine Anzahl Pinten und Genevergläschen ſtehen, fünf oder ſechs lange Tiſche mit etwa zehn Stühlen um jeden her, dazu eine dicke häßliche Bazin*) und eine geſchminkte Magd, die außerhalb des Schenktiſches ſtand.

Es ſaßen bereits einige Gäſte beim Trinken.

---

*) Wirthin.

„Aha, da iſt Simontje," ſagte die Bazin, als ſie die neuen Kunden eintreten ſah.

Jemand, der die Geldſprache gut verſtanden hätte, würde dieſe Worte der Wirthin alſo überſetzt haben: „aha, da kommen einige Franken."

Simon nahm die geſchminkte Magd am Kinn und ſagte: „ein Lieter Uitzet"*).

Nachdem ſie einige Lieter geleert, ſagte Patriot zu Simon: „Ihr ſeid doch ein ſchlauer Kunde. Vor ein paar Monaten hattet Ihr keinen Cent, um Tabak zu kaufen, und jetzt habt Ihr ſo viel Geld, wie ich noch nie beiſammen geſehen habe. Ich glaub', daß Ihr irgendwo eine alte Jungfer im Verſchluß habt."

Simon lachte.

„Seht," ſprach ein zweiter Trinker, „ich begreife ſehr wohl, daß wir, die wir von Jugend auf arme Teufel geweſen ſind, arm bleiben müſſen, aber daß Simon, der ſicherlich einſt ein Herr war, gemein geworden iſt, das kann ich nicht begreifen."

Simon hatte die Bemerkung ſeines Genoſſen unbeantwortet gelaſſen und ließ einen Lieter nach dem andern vollſchenken. Inzwiſchen kamen noch ſo an zehn andere gute Bekannte dazu und ſetzten ſich an denſelben Tiſch, denn Simon hatte den „vollen Hans**)."

So tranken ſie wohl eine Stunde lang, während welcher Zeit die geſchminkte Magd unaufhörlich auf eine Weiſe

---

*) Blandriſches Bier.

**) Schenkphraſe für „viel Geld."

lachte, welche ihr sieben Jahr früher durch eine Krugbazin gelehrt worden war. Plötzlich riefen alle zugleich: „ein Leierkasten!“

In der That hörte man einen Leierkasten das Gäßchen entlang klingen. Simon lief hinaus und kam mit dem Leiermann zurück, der Niemand anders war, als Jan.

Man gab ihm eine Pinte Bier, dann faßte Simon die geschminkte Magd um den Leib, ein Zweiter umschlang die häßliche Bazin, und so tanzten sie beim Klang des Leierkastens, während die Andern sangen und sprangen und der Lärm im Kruge bald so groß wurde, daß Euch Hören und Sehen vergangen wäre.

Die Trunkenheit war mehr und mehr gestiegen, und Simon kreischte: „aber, wollen wir nicht nach der Neubrücke?“

„Ja, aber der Leierkasten muß mit,“ war die allgemeine Antwort.

„Nein, Freunde,“ sagte Jan, „es ist ein Viertel vor Zehn, und will ich das Stadtthor offen finden, muß ich fort.“

„Was, habt Ihr je so einen Dummkopf von Leiermann gesehen!“ fragte Simon, vorgebogen und einen Schritt seitwärts taumelnd. „Meint Ihr, daß wir Euch nicht bezahlen werden? Da sind fünf Franken, und nun vorwärts.“

Hierauf wußte Jan Nichts einzuwenden, denn so viel konnte er in mehreren Tagen nicht einsammeln. Er zog also spielend aus dem Krug auf die Straße, und gegen ein Dutzend Besoffener zogen tanzend und singend hinter ihm her über den Freitagsmarkt, vorbei an der Skt. Jakobskirche in die Neustraße.

Hier war in einem prächtigen Hause Ball. Das Licht aus den Fenstern strömte auf die weiße Mauer des gegenüberliegenden Hauses, an welcher die Schatten der Tanzenden hintereinander herflogen.

„Schau, schau!“ rief Simon, seine Genossen anhaltend, „das Haus kenn' ich, wahrlich, ich kenn' es, da haben sie Plezier. Ich muß hinein.“ Und den einen Fuß vor den andern schiebend, wollte er vorwärts.

„Simontje,“ sagte einer seiner Kameraden, „das ist kein Bissen für unsern Schnabel.“

„Kein Bissen für unsern Schnabel? Wollt Ihr mitkommen?“

„Ja, aber —“

„Kommt, Jungen, wir gehen alle zusammen. Leiermann, voraus — ist die Thür nicht offen, klingelt.“

„Nein, für den Teufel nicht,“ antwortete Jan, „ich hab' keine Lust, diese Nacht im Mammelokker*) zu schlafen.“

„Nur hinein, sag' ich Euch; was davon herauskommt, nehm' ich auf mich,“ fuhr Simon fort.

„Wenn er's auf sich nimmt, so geht doch,“ sagte einer der Kielmänner**), sich, um nicht zu fallen, an einen Kameraden haltend, der auch nicht sehr sicher auf den Füßen war.

„Seht, ich will mit Euch einen Akkord machen,“ sagte Simon zu Jan; „da habt Ihr ein Goldstück, so viel habt Ihr noch nie in den Händen gehabt; leiht mir Euern Leierkasten, und ich bring' ihn Euch wieder hier zurück. Wollt

---

*) Das Stadtgefängniß in Gent.

**) Blousenmänner.

Ihr nicht, so nehmen wir ihn mit Gewalt, nicht wahr, Jungens?"

„Ja," antworteten Alle.

VI.

Was ist ein Ball? Mein Gott, was für eine Menschenkenntniß wäre nicht nöthig, um diese Frage richtig und vollständig zu beantworten!

Da ist Clotilde Van Vlierhove. Was ist sie schön! Sie trägt ein himmelblaues Kleid und eine silberne Gürtelschnur, welche mit schweren Quasten bis auf den Boden herabfällt. Keine Juwelen hat sie an, ausgenommen eine Stahlnadel, welche in ihrem dunklen Haar wie ein kostbarer Diamant glänzt. Obwohl so einfach gekleidet, ist sie dennoch die Perle des Festes.

Ein junger Mann steht in ihrer Nähe und sieht sie an, als wollt' er weinen. Es ist ihr Verlobter, Eduard Van Daele. Er liebt sie zum Rasendwerden. Er kann es nicht ertragen, daß man sie ansehe oder mit ihr spreche — von Zeit zu Zeit hat er die größte Lust, einem oder dem andern Freunde den Hals zu brechen.

Plötzlich hörte man einen gewaltigen Lärm und, den Leierkasten umgehangen und darauf spielend, kam Simon herein. Seine Kameraden taumelten singend hinter ihm her, drei Bediente und ein Wächter im langen, grauen Mantel mit einem Pilgerhut auf, suchten sie vergebens draußen zu erhalten.

Alles im Saal stand erstaunt. Anfangs glaubte man, es sei ein Scherz, aber bald sah man, daß diese betrunke-

nen Kerle wirklich waren, was sie schienen, nämlich arme Teufel. Alles, was ihnen im Wege stand, stießen sie um und fielen mit ihren schmutzigen Kleidern auf die zierlichen Tänzerinnen. Alles war in Aufruhr. Einige Gäste eilten den Bedienten und dem Wächter zu Hülfe, während Andere nach der Polizei liefen.

Endlich wurden die Trunkenbolde bis an die Thür gedrängt, aber dort riß Simon sich los und rief: „Ihr verteufelten Kerls, nicht Euertwegen komm' ich her! Wo ist Jungfrau Clotilde? Sie muß ich haben."

„Ja, ja, Jungfrau Clotilde müssen wir haben!" riefen die Kielmänner, die da sahen, daß die Worte ihres Gefährten Eindruck hervorbrachten.

„Schau, dort ist sie!" rief Simon, und Alles zurückstoßend, was ihn umgab, eilte er vorwärts.

Aber Clotilde war verschwunden, und einen Augenblick später erlöschte im ganzen Hause das Gaslicht.

Die Finsterniß verbreitete noch größeren Schrecken unter den Gästen. Die, welche die Trunkenbolde gefaßt hatten, ließen sie los, hier wurde ein Mädchen, dort ein Möbel umgerannt, Kopfputz, Armbänder, selbst Liebesbriefchen wurden unter die Füße getreten.

Und Simon, der durch diesen wunderlichen Vorfall etwas zu sich selbst gekommen war, fühlte wie eine Frau ihn bei der Hand nahm und ihm zuflüsterte: „folgt mir."

„Sehr gern," antwortete Simon.

Er wurde quer durch den Saal und dann durch eine Anzahl Zimmer geleitet, deren Thüren hinter ihm geschlossen wurden. Endlich blieb seine Führerin stehen und sagte:

„wartet hier einen Augenblick — ich bin sogleich zurück.“ Und er stand ganz allein.

„So, was bedeutet dies Alles?“ murmelte Simon. „Sollte ich mich in eine Mausefalle haben locken lassen?“

Er ging tastend in die Runde, mit seinem Leierkasten bald gegen einen Stuhl, bald gegen einen Tisch stoßend. Plötzlich rief er: „wer ist da?“ denn es kam ihm vor, als sähe er in der Dunkelheit, etwas sich bewegen.

Niemand antwortete. Trotz seiner Trunkenheit gerieth Simon in Furcht. „Sie könnten mich hier auf eine nette Weise abthun,“ fuhr er fort, „laßt uns ein Stückchen auf dem Leierkasten spielen.“

Kaum hatte er angefangen, so hörte er heftig klopfen und rufen.

„Ist das an der Thür oder am Fenster?“ fragt er, taumelt nach der Seite zu, wo er das Geklopfe hört und ruft: „ich komme, ich komme.“

Während er sich vorwärts tappt, wird er gepackt und empfängt einen gewaltigen Stoß auf den Riemen, an welchem der Leierkasten ihm über die Brust hängt.

„Mord, Mord!“ ruft er, stürzt mit ausgestreckten Händen vorwärts und fährt mit so viel Gewalt durch zwei Fensterscheiben, daß die äußern Laden aufspringen.

Das Mondlicht fiel in das Gemach und zeigte Clotilde, in der einen Hand einen Dolch, in der andern ein Pistol haltend. Außerhalb des Fensters stand Jan; er hatte den Ton seines Leierkastens gehört und sich an die Laden geklammert, um ihn wieder zu haben.

„Meinen Leierkasten!“ schrie er, „meinen armen Leierkasten!“

Mit Blitzesschnelle steckte Simon ihm ein Stück Papier in die Hand, in demselben Augenblick krachte ein Pistolenschuß los, und mit einer Kugel durch den Kopf stürzte der Betrunkene zusammen.

„Ha, hier ist noch einer," sagte ein Polizeiagent, während er Jan packte, der auf das Fenster geklettert war. Ein zweiter Polizeiagent kam dem ersten zu Hülfe, und Jan, der noch immer das Papier in der Hand hielt, wurde in den Mammelokker gesteckt.

Simon, betäubt durch den Trunk, hatte die feste Einbildung im Kopfe, daß er ungehindert den Ball unterbrechen dürfe, weil er ein Geheimniß besäße, das Clotilde zu Grunde richten könnte. Der Bösewicht erinnerte sich, daß er Macht über sie habe, aber er vergaß, daß er von ihr das tägliche Brod bekam. Wenn man satt ist, vergißt man leicht, daß man Hunger gehabt hat und wieder haben kann.

Als Clotilde Simon hereindringen sah, stand sie still und erbleichte; als sie ihren Namen rufen hörte, mußte sie sich an einen Lehnsessel festhalten, um nicht zu fallen. Doch sie bezwang ihre Erschütterung, ging in ein Nebenzimmer und drehte den Schlüssel vom Gasometer zu, so daß es im ganzen Hause finster wurde. Bevor Licht gemacht werden konnte, hatte sie Simon gesucht und ihn in jenes entfernte Zimmer geleitet.

Am nächsten Tage sprach alle Welt von dem unterbrochenen Ball, und Jeder bewunderte den Muth Clotildens, welche einem Diebe den Kopf zerschmettert hatte, als er eben im Begriff gewesen war, einen seiner Gesellen durch das Fenster hereinzulassen.

VII.

Wenn ich hier die Feder niederlegte, ſo würde ich ein ächt klaſſiſches Ende zu meiner Geſchichte haben. Das beſte Bild, um einen klaſſiſchen Gang anzudeuten, iſt ein Hügel, welchen zwei Leute hinanklimmen, und auf welchem, wenn Beide den Gipfel erreicht haben, der eine durch den andern um's Leben gebracht wird — das iſt die Entwicklung. Aber obwohl klaſſiſch, kommt ſie mir doch mangelhaft vor, denn der Ueberlebende kann auf dem Hügel nicht bleiben, ſondern muß wieder herunter. Wandern denn auch wir den Hügel hinab, und da es bergunter immer raſcher geht, als bergauf, ſo werdet Ihr, unzufriedene Leſer, nicht lange mehr zu kritteln haben.

Roſa Denys an Nathalie.

Mariakerke bei Gent, Ende Dezember 1833.

Was für furchtbare Vorfälle!

Die ſchöne Frau vom Feldball iſt geflüchtet, Niemand weiß wohin. Ihr Vater hat ſich, nachdem er ein Portefeuille mit ſeinem Vermögen verbrannt hatte, eine Kugel vor den Kopf geſchoſſen. Niemals, liebſte Freundin, ließ Gottes Hand ſich ſtärker fühlen.

Und der arme Leiermann, welchen ich als einen Engel des Herrn auf meinem Wege fand, rettete zuerſt mir das Leben und verhinderte dann, daß der Mann, den ich ſo zärtlich liebe, eine verbrecheriſche Frau zu ſeiner Gattin macht .... denn das Papier, welches ihm aus dem Fenſter zugeſteckt wurde, war ein Contrakt, durch welchen Clotilde Van Vlierhove ſich zur Bezahlung eines Jahrgeldes an einen

Mann verpflichtete, welcher wußte, daß ſie eine entartete Mutter, ja eine Mörderin war.

An dieſelbe.

Gent, Januar 1834.

Heute bin ich in das Haus von Doktor Van Daele zurückgekehrt. Mevrouw ſelbſt hat mich abgeholt. Ich habe aus Dankbarkeit geweint, als ich von der guten Jungfer Abſchied nahm, die mich, das unbekannte, hülfloſe Mädchen, mit ſo vieler Liebe aufnahm und verpflegte.

Eduard hat Jan, den Leiermann, in Dienſt genommen. Der wunderliche Menſch hat ſich nur unter dem Vorbehalt dazu verſtanden, daß er Morgens und Abends ſein Stückchen auf dem Leierkaſten ſpielen dürfe. — Freunde, wenn Ihr Unglückliche antrefft, ſagt ihnen doch, daß ſie nicht verzweifeln dürfen. — Eduard liebt mich, und ſagt, daß es auf ewig iſt.

IX.

Die Liebe von Eduard und Roſa war die ächte, — denn ſie wußten nicht, warum ſie einander liebten.

Zwölf Jahre waren ſeit ihrer Verbindung verfloſſen und noch waren ſie gleich glücklich; ein Kuß, ein Händedruck ſeiner ſtummen Roſa dünkte Eduard beredtſamer, als die wohllautendſte Frauenzunge.

Advokat Van Daele war ein anſehnlicher Bürger, ſeine Gattin eine ſtattliche Hausfrau geworden. Drei muntere Knaben ſpielten um Roſa herum, und obſchon der älteſte

eine Waiſe war, ſo wurde er doch nicht mit minderer Sorge erzogen, als wäre er ihr eigenes Kind.

Das Jahr 1846 war gekommen, und mit ihm neues Unheil über das alte Blandern.

Ein verpeſtender Wind war über unſere Felder gezogen und hatte ihre koſtbarſte Frucht vernichtet. Das Brod des Armen, die Kartoffel, war dahin, und der Landmann erntete auf dem Acker, wo er ſeine Hoffnung geſät hatte, die Hungersnoth ein. In Maſſe ſah man die Kinder von dem alten Land der Freiheit auf offener Straße dahinſinken und ſterben.

An einem Abend dieſer Jammerzeit gegen 10 Uhr ſaß Roſa in einem wohlgeheizten Zimmer bei einer Nätherei. Eduard, der eben erſt aus der Geſellſchaft der Concorde nach Hauſe gekommen war, hatte ſich neben ſein Frauchen geſetzt und rauchte eine Cigarre, Jan, der jetzt ein heiterer Greis war, putzte die kupfernen Buckelchen an ſeinem Leierkaſten blank, und neben dem Feuer ſaß das Waiſchen und las in einem Buche.

Es wurde geſchellt, und Jan ging ſchleppend an die Thür, um ſie zu öffnen. Da ſah er eine alte Frau, und die ſagte: „ach, Meinherr, in meinem Keller liegt eine Frau auf dem Tode, und ich habe Nichts, um ihr zu helfen.“

„Frau,“ ſagte Jan, „ich werde gleich kommen,“ und wenige Augenblicke, nachdem er im Zimmer das Gehörte gemeldet, trat Eduard mit ſeiner Gattin, gefolgt von dem Waiſchen und von Jan, der einen Korb trug, in einen Keller in der kurzen Ritterſtraße.

„Es iſt zu ſpät,“ rief eine Stimme ihnen zu, als ſie in den Keller traten.

Dieſer ſchien, feucht und kalt wie er war, ſich eher zu einem Aufenthalt für Thiere, als für Menſchen zu eignen. Er war durch eine irdene Lampe halb erhellt, und in der Düſterheit ſahen die Beſucher auf einem armſeligen Bett eine weibliche Geſtalt liegen.

„Dieſe Frau," ſagte der alte Schuhflicker, der mit ſeiner Thekla ſeit zwanzig Jahren den Keller bewohnte, „lag vor Hunger ohnmächtig auf der Straße. Wir haben ſie hereingeſchafft, aber es iſt Nichts mehr zu thun, der Todeskampf hat begonnen."

Roſa nahm die Lampe und hielt ſie vor das Antlitz der Sterbenden, aber kaum hatte ſie die Unglückliche einige Augenblicke betrachtet, als ſie heftig bewegt zurück trat, Eduard bei der Schulter faßte und ihm Zeichen machte.

Eduard näherte ſich ſeinerſeits der Sterbenden und ließ das fahle Licht der Lampe auf ihr abgezehrtes Antlitz fallen, aber er ſchüttelte das Haupt und murmelte: „ich kenne ſie nicht."

Roſa begriff ſeine Bewegung, nahm ihr Schreibtäfelchen, ſchrieb haſtig einige Worte hinein und gab es ihrem Manne.

Eduard las: „es iſt die ſchöne Frau vom Feldball."

Ein kalter Schauer durchlief ſeine Glieder, und auf's Neue betrachtete er die Unglückliche. Dann nahm er das Waiſchen bei der Hand und ſprach mit Nachdruck: „Joſeph, kniet und bittet Gott, daß er dieſe Frau in Gnaden empfange."

Der Knabe kniete, faltete die Hände und betete, während die arme Frau den letzten Athem aushauchte. Nie er-

fuhr das Kind, daß es für seine verbrecherische Mutter gebetet hatte.

Myn eerste blik in de wereld. Gent, 1847.
De schoone vrouw van het veldbal. Antwerpen; 1848.
Zannequin, historisch'drama in vyf bedryven en zeven tafereelen. Bergenkruize. 1849.
De arme Jongen. 1850.

Boucquillon (Bruno Joseph), geboren zu Kortryk den 2. April 1816, Sohn von Pierre Jacques Joseph und Marie Jeanne Descamps, studirte die Malerei auf der königlichen Akademie zu Antwerpen, wo er sich am 5. Juni 1849 mit Marie Anna Maximiliane Hendrickx verheirathete. Er gab fast in alle Zeitschriften und Jahrbücher Gedichte; einige seiner Romanzen wurden componirt, und populär. Das folgende Gedicht ist aus dem „Niederdeutschen Jahrbüchlein" für 1847.

Die letzten Blumen.

Umsonst war süßes Roth auf ihren zarten Wangen,
Umsonst erklang ihr Wort so sanft wie je ein Wort,
Umsonst war wie von Duft von Anmuth sie umfangen,
Umsonst riß sie die Seelen fort.

Umsonst las Jugend man auf ihrem Angesichte,
Umsonst die reine Seel' im Auge groß und klar,
Umsonst erhob die Kunst sich bis zum höchsten Lichte,
Die ihr zu Theil geworden war.

Auch sie erlag dem Loos, dem Alle, welche ringen,
Erliegen, das da trifft, was sich das Licht erwarb,
Das Schicksal schlug sie schwer — sie sang noch, doch beim Singen
Da neigte sie das Haupt und starb.

Und ich, der nur durch sie Heil auf der Welt gefunden,
Ich, dem sie Alles war, die Liebe und das Licht,
Ich sah sie still vergeh'n in langen bangen Stunden,
Und einen Balsam kannt' ich nicht.

Und hielt ich auch den Schrei zurück in meinem Herzen,
Die Thränen auch zurück im Aug', wenn ich ihr nah,
Sie kannte meine Qual, sie sprach von allen Schmerzen,
Die sie in meiner Seele sah.

„O, nein, Geliebter, nein, Du darfst nicht mit mir gehen,
Der Vater hält allein für mich den Platz bereit,
Hier bleibst Du ohne mich, Noch länger sollst Du sehen
Den Schauplatz unsrer Seligkeit.

„Den grünen Lindenhain, wo einst in Liebesträumen
So oft gesessen wir, zusammen, ich und Du;
Die Vögel nisten noch in den geliebten Bäumen
Und unter ihnen ist noch Ruh!

„Nein, nein, Du darfst mit mir nicht kommen, Du mein Treuer,
Denn wenn Du nicht mehr wärst, wer würde auf mein Grab
Mir weiße Rosen wohl und Tausendschönchen streuen,
Wer pflückte dann mir Blumen ab?

„Doch kommt die Stunde, die mir Dich zurück soll geben,
Werd' ich der Engel sein, der Deine Fessel bricht,
Dann hörst Du meinen Ruf, und dann beginnt ein Leben,
Das Einssein ist im Licht."

Ich bin mit Blumen heut' zu ihrem Grab gekommen,
Die letzten, die der Herbst noch ließ im Garten steh'n,
Ich habe ihren Ruf, den süßen Ton vernommen —
Bald darf mit ihr ich heimwärts geh'n.

Brouwenaar (J. F.), geboren 1815 zu Vlissingen. Er hatte nur den gewöhnlichsten Unterricht genossen, dennoch wurde er zugleich Bildhauer und Dichter, oder doch wenigstens ein vortrefflicher Uebersetzer. Sein vlämischer „Manfred" ist ausgezeichnet. Die Bildhauerei studirte er bei Geefs in Brüssel. Dann ging er nach Amsterdam, wo er sich um den großen Preis bewarb. Leider waren seine geistigen Kräfte dieser letzten und höchsten Spannung nicht gewachsen. Er quälte sich unaufhörlich mit dem Gedanken, daß er den Preis nicht gewinnen könne, war unzufrieden mit Allem was er gemacht hatte, und versuchte mehr als ein Mal, sich das Leben zu nehmen. Als nun der große Preis dennoch ihm zugesprochen wurde, da war es zu spät, er empfing die Nachricht, ohne sie zu verstehen und starb wenige Tage darauf im September 1849 zu Amsterdam, wo er auf dem St. Antonienkirchhof feierlich bestattet wurde.

Die einzige eigene Dichtung Brouwenaars, welche mir vorgekommen ist, „Ludwig XIV. in den Niederlanden" wurde von ihm den 19. April 1846 bei der vierjährigen Jubelfeier der „Sprachlichen und literarischen Gesellschaft" im Christussaal auf dem Stadthaus zu Brüssel vorgelesen und dann in der „Vlämischen Stimme" gedruckt. Sie ist aus dem vorigen Jahrhundert: schwerfällig und emphatisch, doch entnahm ich ihr, um den Namen Brouwenaars unter den Vlämischen Dichtern nennen zu dürfen, zwei Strophen aus dem Triumphliede:

Hebt an den Rettungsjubelsang
O Bato's brave Söhne!
Ihr seht, o Schmerz! Gewalt und Zwang
Im eignen Land' Euch höhnen.
Allein ihr konntet voller Muth
Der fremden gierigen Wölfe Brut
Von ihrem Raub verjagen.

Hebt an! die Geierſchwärme flieh'n!
Man ſieht nach ihren Neſtern ſie zieh'n,
Die Sonne des Heils muß tagen.

Vor Allem, Bato's Söhne, bringt
Dem Herren Lob und Ehre —
Er iſt es, der zum Frieden zwingt,
Er ſchlägt die ſtärkſten Heere.
Er iſt's, der Euch mit hohem Muth
Der fremden gierigen Wölfe Brut
Von ihrem Raub halſ jagen;
Er trieb hinweg der Geier Schwarm,
Er läßt des Heiles Sonne warm
Und Licht Euch wieder tagen.

Het Klockenlied. Vaderland 1845.
Lodewyk XIV. in de Nederlanden. De Vlaemsche Stem 1847.
Manfred, naer Byron. Taelverbond, 1848.
Michael Angelo, naer Chênedolle. Vlaemsche Stem 1849.
Het oprukken van het vereenigde Kruisleger, onder Godfrieds opperbevel naer Jerusalem. Slot des 1. zangs van Tassos „Gerusalemme liberata." Taelverbond 1850.

Brouwers (Johan), als Schriftſteller J. Brouwers Z., geboren den 6. Auguſt 1831 zu Stockheim in Belgiſch-Limburg. Gleich ſeinen Landsleuten Dautzenberg und Ecreviſſe, hat er ein höchſt lebhaftes Heimathsgefühl und ſchildert in der Einleitung zu ſeinem erſten Roman „Arm Trienken" mit vielem Glück den geliebten Geburtsort. Ebenſo ſpielt dort ein zweites Buch von ihm, „Ein Winterabend zu Stockheim," welches einen Prolog und einen Epilog in Verſen und zwei gleichfalls poetiſch behandelte Sagen: „die Katzen von Stockheim" und „das Pferd der Pachterin" enthält. Jetzt iſt Brouwers Cantonal-Inſpektor der Elementarſchulen im 5.

Ressort von Braband, Professor der vlämischen Sprache und Literatur am bürgerlichen Collegium zu Thienen und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, wie des „Stiefmütterchens" zu Löwen und des „vlämischen Mittencomité's" zu Brüssel. 1852 verheirathete er sich zu Thienen mit Jeanette Deckers, und in demselben Jahre trat er mit seinen hübschen „Lenzblümchen" als Schriftsteller auf. Ihnen folgte im nächsten Jahre der „Winterabend" und 1855 eine Uebersetzung des „Lorenz Stark" von Engel. Außerdem übersetzte er „Woldemar" von Körner und die „Kleinstädter" von Kotzebue. Von „Woldemar" las er mir bei meinem Besuche in Thienen einige gute Stellen vor, von den „Kleinstädtern" erschien der erste Akt im „Thiener Neuigkeitsblatt." Seine eigenen Romane möchte ich lieber Idyllen nennen. Auch in ihnen erinnert er im Ton etwas an Dautzenberg, in den Naturbeschreibungen an Ecrevisse. Einen dritten Roman „das Schlachtopfer eines Wucherers" hat er in der Arbeit. Dennoch entschuldigte er sich in einem Briefe an mich, daß er erst so wenig gethan habe, „aber," setzte er hinzu, „Sie sehen auch, daß ich noch jung bin, und so hoff' ich, daß die Jahre, die ich noch vor mir habe, mir gestatten werden, mit mehr Frucht für unsere schöne Sprache und unsere wieder auflebende Literatur zu wirken." Ich hoffe und wünsche es mit ihm und gebe, um seine Empfindungsweise, die mit seiner Schreibweise eins ist, zu zeigen, das Schlafengehen eines Kindes aus „Arm Trinken."

Lieschens Abendandacht.

Acht Uhr erklang von dem Kirchthurm des Oertchens, als das Kind, vom Spielen müde, sich auf den Schooß der Mutter legen kam, die am knisternden Feuer saß.

„Wo ist Vater?" frug es mit leisem Stimmchen. „Liebe Mutter, ich bin schläfrig."

„Vater kommt, mein Kleinchen," antwortete Trienken. „Wenn Du ſchlafen willſt, ſo komm, mach' ein Kreuzchen und ſag' die ſchönen Abendgebetchen, welche die brave Dame Dir gelehrt hat."

Da faltete das engelhafte Kind die Händchen und begann mit ſilberreinem Stimmchen das folgende, wohlbekannte Sprüchlein:

Des Abends, wenn ich ſchlafen geh',
Sind ſechzehn Engelchen in der Näh:
Zwei zu meinem Hauptend,
Zwei zu meinem Fußend,
Zwei an meiner rechten Seite,
Zwei an meiner linken Seite,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich lehren
Den Weg des Herren,
Zwei, die mich weiſen
Nach himmliſchen Paradeiſen.

Nachdem ſie dieſes liebe Gebetchen hergeſagt hatte, entkleidete ſie ſich und ſchlüpfte in das Bett, wo Trienken ſie küßte. Als ſie das ſeligſüße Mutterkreuzchen empfangen hatte, betete ſie alſo weiter:

Ich ſteige in mein Bettelein,
Vom Bettelein in Maria's Schooß;
Maria iſt meine Mutter,
Sankt Johannes iſt mein Bruder,
Gott iſt mein Vater — gute Nacht,
Engelchen, die bei mir Ihr wacht.*)

*) God is myn vader,
Nacht, engeltjes altegader.
Wörtlich unüberſetzbar, und unübertrefflich ſüß und naiv.

Und während das liebe Kind sich sachtchen niederlegte, sprach es leise und andächtig:

Ich will mein Haupt auf das Kissen thun,
Durch Gott den Vater will ich ruh'n,
Mit Gott dem Sohn will ich schlafengeh'n,
Mit dem heiligen Geist hoff' ich aufzusteh'n.

Die Mutter saß neben ihr und verfolgte mit inniger Freude die frommen Empfindungen ihres Kindes. Lieschen fuhr fort, während Trienken in der Stille mitbetete:

Heiliger Engel, Sankt Michael,
Ich befehle dir Leib und Seel';
Heiliger Engel, bewahre mich,
Wolleſt morgen wecken mich,
Nicht zu früh und nicht zu spät,
Wenn der Weiser auf Sechse steht.

„Im Namen U. H. J. C. begeb' ich mich zur Ruh; er wird mich segnen und bewahren und meiner Seele zum ewigen Leben verhelfen, Amen."

Als Lieschen so ihre Abendandacht geendigt hatte, drückte die Mutter noch einen herzlichen Kuß auf den Mund ihres Kindes, segnete es mit den Worten: „Das Kreuz des Herrn wird alles Uebel von dir abwehren," und ließ es dann friedlich einschlafen."

Ich glaube, daß diese kleine Scene genügen wird, einen Begriff von der reinen Lebensanschauung des Verfassers zu geben.

Lentebloempjes. Thienen, 1852.
Een winteravond te Stockheim. Twee berymde volkssagen. Thienen, 1853.
Arm Trienken. Thienen, 1853.
Heer Laurens Stark, eene karakter-schildering, vry naer het hoogduitsch. Gent, 1855.
Schoone Geertrui, zedenverhael. Thienen, 1855.
XXve verjaring van's Konings inhuldiging. Twee Volksliederen. Thienen, 1856.
De Vlekbewooners, Kluchtspel in vier bedryven, vry omgewerkt naer A. von Kotzebues „Deutschen Kleinstädter." Thiensch Nieuwsblad, 1855.

Noch nicht heraus:

Woldemar, geschiedeniss uit den italiaenschen veldtocht des Jaren 1805. Naer het Hoogduitsch van Th. Körner.
Het slachtoffer eens woekeraers.

Cappelle (Jan), geboren den 6. October 1787 zu Brügge, folglich einer der Veteranen aus der alten Zeit der vlämischen Literatur. Daß die Lebensgeschichte eines solchen in der Gegenwart sich kaum anders anhören kann, als eine Elegie ist einfach und erklärlich. Der Greis erzählt sie mit Naivetät in einem Briefe an Karl Stallaert. „Seit meiner früheſten Jugend," sagt er, „hab' ich redlich viel geschrieben und in meinen glücklichen Tagen dachte ich, wirklich ein Dichter zu sein und schöne Verse gemacht zu haben. Später begann ich an meiner Kunst zu zweifeln, und jetzt, nun ich alt geworden bin, komm' ich allmählig zu der Ueberzeugung, daß während meines ganzen Lebenslaufes nichts Gutes meiner Feder entflossen ist, und darum folg' ich dem Vorbild der Schnecke, ziehe meine Hörner ein und begnüge mich in meinen müßigen Stunden am Ofen zu sitzen."

„Ich bin immer ein sehr schlichter Mensch gewesen," fährt der alte Mann fort, dessen Brief ein echtes vlämisches Lebensbild liefert, „das Glück, meine Eltern zu kennen hab'

ich nicht gehabt. Mein unglücklicher Vater wurde im Walde von Senlis durch französische Soldaten beraubt und erschlagen, und meine beklagenswerthe Mutter, welche ihren Händen entronnen war und sich bis Paris geschleppt hatte, starb dort im Hôtel-Dieu."

„Meine Großmutter und eine edle Frau, Charlotte van Stappen, haben mir die Liebe zum Vaterland und für die Muttersprache eingehaucht. Die Letztere hatte eine bedeutende Bibliothek und machte mich mit den besten niederdeutschen Dichtern bekannt. Wären diese beiden guten Engel mir länger geblieben, vielleicht hätte ich wirklich ein verdienstlicher Dichter werden können. Doch ich verlor sie beide — sie hatten in der schweren Zeit zu viel gelitten, und der arme Jan, der nun seinem Oheim zur Last fiel, mußte die Bücher aufgeben und ein Handwerk lernen."

Einige Jahre durfte er noch, Dank seiner Tante, zu den Augustinern lernen gehen, aber dann mußte er im Ernst an das Tapeziererhandwerk, und als nach dem Kriege die Luxusarbeiten nicht so recht gehen wollten, gedachte der Oheim den „armen Jan" sogar zum Eintreten zu bringen. Aber der Soldatenstand war nicht Jan's Sache. „Die Kriegszucht schien ihm eine Sklaverei." Er war von der Gesellschaft „Kunst und Eintracht" als „Schooßkind" behandelt und öfters mit goldenen Ehrenpfennigen belohnt worden, hatte deren auch noch in andern Preiskämpfen gewonnen; die machte er zu Geld, sagte Brügge Lebewohl und ging nach Holland. Als er dort keine Arbeit fand, kam er nach Brüssel und hatte das Glück, bei dem Tapezierer des Königs erster Geselle zu werden. Während der vier Jahre, die er bei seinem Meister blieb, hatte er Muße genug, um ein Gedicht über Waterloo zu schreiben. „Ich hoffte," sagt er, „in dem Lobe des Königs und der Tapferkeit unserer Helden ein Mittel zu finden, um von meinem Handwerk loszukommen. Da ich fast immer am Hofe arbeitete, so wurde es mir nicht schwer, den Fürsten anzutreffen, und ihm mein Gedicht eigenhändig zu überreichen."

Ich stelle mir vor, daß der König nicht wenig erstaunt war. Er frug: welchen Lohn der poetische Tapezierer erwarte? Cappelle bat um eine Stelle als Uebersetzer. Die wurde ihm allerdings nicht, aber bei einer andern Gelegenheit folgte der königliche Lohn einer neuen poetischen Huldigung unmittelbar nach. Die dramatische Gesellschaft „der Weingarten," deren Mitglied Cappelle damals war, forderte ihn auf, ein Stück zu verfassen, welches dem Hofe angenehm sein könne. Er schrieb: „Oraniens Geburtstag oder der Sieg der Tugend und Unschuld." „Weil zwei Kinder drinnen vorkamen, wurde es verworfen." Der Dichter entschloß sich kurz, „nahm das Stück, schlug es in schön Papier ein, schickte es an Wilhelm am Abend vor seinem Geburtstag und empfing am andern Tage des Morgens einen Danksagungsbrief und eine Anweisung auf Hundert Gulden." Aber das war auch der einzige Sonnenblick des Glückes, welcher auf den „armen Jan" fiel, seit er sein Brügge verlassen hatte. Das Ende seines Briefes besteht ganz aus den Klagen, welche wohl jeder Schriftsteller ein Mal ausgestoßen hat, die aber Cappelle, mit mehr Veranlassung dazu, als gewöhnlich vorhanden ist, auf eine eigenthümlich unumwundene und bestimmte Art ausspricht. „Ich habe seitdem noch Vieles zum Zeitvertreib geschrieben," sagt er abschließend, „aber wie ist es mir möglich gewesen, einen Buchdrucker zu finden, der meine Sachen unternommen hätte. Meine dramatischen Arbeiten nun gar — kein Mensch will sie anseh'n, geschweige denn spielen. Ich habe eine vaterländische Dichtung in zweiundzwanzig Gesängen: „Das schöne Mädchen von Antwerpen," ich habe die Widmung desselben mehr als einem vornehmen Herrn angeboten und immer „an Todtenmanns Thür" geklopft. Meine kleinen Gedichte hab' ich, um so zu sagen, Gott und aller Welt an den Kopf geworfen, und Niemand noch hat es der Mühe werth gehalten, sie aufzuheben, ja, aus der Sammlung, welche jetzt in Euern Händen ist, könnt Ihr ersehen, daß sie nicht ein Mal der Ehre würdig erachtet worden sind,

der Wittwe und den Waisen Zetternams einen halben Cent einzubringen."

Wenn es unter solchen Umständen ein Trost ist, wenigstens ein Mal aufmerksam gelesen zu werden, so habe ich ihn dem Greise Capelle gewährt, denn ich habe die Sammlung seiner Gedichte, welche er zum Vortheil der Familie Zetternam herauszugeben wünschte, von Anfang bis zu Ende durchgesehen. Mit gutem Gewissen kann ich sagen: sie hätten ebenso gut gedruckt werden können, wie andere, und eines der kleineren Liedchen will ich geben.

S'ist besser Was als Nichts.

Ich bin nicht reich, ich war es nie,
Und werd' es sicher niemals werden,
Es giebt gewisse Leute, die
Bekommen nicht ihr Glück auf Erden,
Allein gab wenig mir das Loos,
Ich kümmre mich darum nicht groß:
S'ist besser Was als Nichts.

So dacht' ich in der Jugendzeit,
Und oft erfuhr ich's dann im Leben:
Es kann ein Frank mehr Fröhlichkeit,
Als eine ganze Börse geben.
Wahr ist's, nur kurz ist der Genuß,
Doch wenn auch bald er enden muß —
S'ist besser Was als Nichts.

Man sagt: die Zeit steht niemals still,
Und läßt auch nie sich wieder sehen,
Darum, wer fröhlich leben will,
Laß' kein Vergnügen sich entgehen.

Giebt man ihm was, ſo greif' er zu,
Und ſinge dann in guter Ruh:
S'iſt beſſer Was als Nichts.

Lierzang op het ontydige afsterven van Z. E. den heer baron Anton Reinhard Falck. Gent, 1844.

Carreïn (Frans), geboren 1816 zu Eerneghem, einem Dorfe zwiſchen Brügge und Dixmüde. Sein Vater konnte ihn trotz alles guten Willens nur bis zum zwölften Jahr in die Schule ſchicken. Ein Jahr ſpäter ſchon kam er aus dem Hauſe, um das Bäckerhandwerk zu lernen, welches er noch jetzt zu Brügge ausübt. Ich habe ihn zum erſten Mal in ſeiner weißen Handwerkerkleidung geſehen und zwiſchen Pfefferkuchen mit ihm über Literatur geſprochen, welcher er ſich erſt widmete, als er 1845 Mitglied der literariſchen und dramatiſchen Geſellſchaft „Kunſtliebe" wurde. Behuf's ihrer Vorſtellungen überſetzte er viele Stücke aus dem franzöſiſchen und verſuchte ſich dann in eigenen. Sein erſtes Stück „Peter Lanchals" oder „der Aufſtand der Vlamingen unter Maximilian von Oeſterreich" erhielt 1848 im Kampfſtreit der Fontainiſten zu Gent eine ehrenvolle Erwähnung. „Arm und Reich," ein fünfaktiges Drama, welches als ſein beſtes gilt, machte bei der erſten Aufführung ſo lebhaften Eindruck, daß der Bürgermeiſter von Brügge es verbot. Aus einem neuen Stück: „Eliſa, die Spitzenklöpplerin," welches weder aufgeführt noch gedruckt iſt, will ich ein Liedchen überſetzen, welches die mechaniſche Muſik des Spitzenklöppelns nachahmt. Ich laſſe die beiden vlämiſchen oder lieber Brügger Ausdrücke für Klöppel, indem ſie ſich reimen und volksthümlich ſind. Der erſte bedeutet Knüppelchen, der zweite Fläſchchen, dieſer die Form der Klöppel andeutend.

Laßt rollen die Klosjen,
Laßt rollen die Klosjen,
Und webt mit den Fädchen,
So Säumchen, wie Näthchen,
Mit Eil und mit Zier,
Auf's glatte Papier.

Sie fallen und raſſeln,
Sie wirbeln und praſſeln,
Sie gleiten und ſchwirren,
Sie klappern und klirren,
So ſeltſam geſchwind,
Wie Blätter im Wind.

Wenn das ganze Stück ſo viel Phyſiognomie hat, wie dieſes Lied, ſo wird es ein gutes Bild aus dem Volksleben in Brügge geben, wo die Spitzeninduſtrie ſo zunimmt, daß ſelbſt Männer ſich damit zu beſchäftigen anfangen.

Außer „Eliſa" hat Carrein noch „Andreas der Bildhauer," ein Drama in drei Aufzügen, und ein anderes ebenfalls in drei Aufzügen, „Leonard der Schreiber" im Pult. Ein Vortrag über die Erziehung erhielt 1847 den erſten Preis von der Rederykergeſellſchaft: „Schlagt das Aug' zu Chriſti Kreuz auf."

De huiszoeking, tooneelspel in een bedryf, naer het fransch van Daubigné en A. Poujol. Brugge, 1846.

Het onbekend meesterstuck, drama in een bedryf naer het fransch van Lafont, 1846.

De Advokaet Loubet, drama in dry bedryven naer het fransch van Labeche, 1846.

Porta Spada de geluckzeer, drama in vyf bedryven naer het fransch van Malefille, 1846.

De briefdrager, drama in vyf bedryven naer het fransch van Desnoyer, 1847.

De vagabond, volksdrama met zang in een bedryf, naer het fransch, 1847.
De eer myner dochter, drama in dry bedryven naer het fransch van Dennery, 1847.
Randal, drama in vyf bedryven naer het fransch van Malefille, 1847.
Het onbyt en het tweegevecht, vaudeville, naer het fransch, 1847.
De twee slotmakers, drama in vyf bedryven, naer het fransch van F. Piat, 1848.
Pieter Lanchals, of de Opstand der Vlamingen onder Maximiliaen van Oostenryk, historisch drama in vyf bedryven. Brügge, 1849.
Arm en Ryk, drama in dry bedryven en vyf tafereelen. Gent, 1851.

Cauwenbergh (Jozef), geboren den 21. November 1835 in Antwerpen, wo er 1855 seine Studien vollendete und jetzt Beamter ist. Sein Erstlingswerk, eine Sammlung von Novellen unter dem Titel „Tabakswölkchen," wurde sowohl in den vlämischen wie in den belgisch-französischen Journalen sehr günstig kritisirt und verräth in der That eine geistvolle Eigenartigkeit, welche der persönlichen Erscheinung des jungen Novellisten völlig entspricht. Cauwenbergh ist ein Antwerpner Kind mehr, ohne eigentlich der Antwerpner Schule anzugehören. Zum Uebersetzen gewählt habe ich in seinem Bändchen die letzte Novelle:

Vanitas!!

„Sie küßte mich auf die Stirn, auf die Augen, auf die Lippen, sie drückte meine Hand, wie sie noch nie gethan. An der Thür noch fiel sie mir um den Hals und hielt mich lange an ihre Brust gepreßt, als sollten wir für lange Zeit scheiden.

„Ich glaube an Vorgefühle. Dieser Glaube sollte gerechtfertigt werden, Lenorens ungestüme Umarmung sollte ihre letzte sein.

„Als ich auf die Straße trat, blieb ich stehen: in der Ferne hörte ich die falschen Töne der Hörner*) und das tolle Geschrei der Fastnachtsnarren. Trupps von Mädchen und Jungen, in rosa und weißen Percal verkleidet, zogen singend und tanzend vorbei, die Wagen rollten und machten den Grund erzittern, hier und da schlüpften ein Paar Domino's längs der Häuser hin.

„Ich betrachtete das Haus meiner Lenore; wie ruhig stand es inmitten alles dieses Getöses, dieser sittenlosen Freude! Und sie selbst — kein Wort des Verlangens nach dem Vergnügen, das auf allen Seiten sie umrauschte, hatte sie geäußert, sie war zufrieden mit meiner Liebe; was außer uns war, das hörte sie nicht, darum bekümmerte sie sich nicht — Engel! Mein Herz warf ihr einen Kuß zu.

„Auf dem Wege nach meiner Wohnung mußte ich an den Variétés vorbei, der Glanz der Fenster fiel bis auf die andere Seite der Straße; es war, als ob die Verführung einen im Vorübergehen hindern wollte, und die Musik aus dem Saal klang an mein Ohr und flüsterte mir zu: „komm herein." Wagen hielten vor dem Eingang still, Frauen, die Schultern und die Arme entblößt, die Röcke bis an die Knie aufgehoben, sprangen heraus und schlüpften in das Gebäude.

„Wohlan," dacht' ich, „stellen wir nun ein Mal eine Vergleichung an zwischen meiner reinen liebreichen Lenore und den Geschöpfen, die sich ebenfalls den Namen Weib anmaßen, zwischen dem Communismus in der Liebe und der

*) In Belgien bläs't während der Fastnachtstage die Straßenjugend auf Kuhhörnern.

himmlischen Abgeschlossenheit unserer Umarmungen.“ Und ich trat ein und lehnte mich an einen Pfeiler.

„Kaum dort, entwich mein Geist dem Ort, wo ich mich befand; ich hörte weder Musik, noch Tanz, noch Lachen, ich war in Lenorens Wohnung, im Gange; auf dem Treppenpfeiler stand das Licht und warf einen matten Schimmer umher. Sie hing an meinem Halse, und ich flüsterte ihr so süße Worte zu, daß sie jedes davon mit einem Kuß bezahlte.

„Plötzlich stieß Jemand mich an, und ich sah, wo ich war. Ich wanderte umher, ich sah das Hin- und Herwogen mit den Frauen, ich sah, wie der Erste Beste eine umfing, sie Brust gegen Brust drückte, Mund gegen Mund mit ihr schwatzte. Zugleich rief ich mir zurück, wie ich bei der bloßen Berührung von Lenorens Hand zitterte, wie ich eifersüchtig war, wenn ihr Kleid nur im Vorübergehen einen andern Mann streifte, und ich fühlte einen tiefen Widerwillen gegen das, was ich so eben Communismus in der Liebe nannte.

„Während ich so dachte, sah ich dicht vor mir einen meiner guten Freunde. Es war Lenorens Bruder. Er tanzte. Seine Dame hatte einen Domino an Ihre Art sich zu bewegen, kam mir seltsam bekannt vor. Wo hatte ich sie doch gesehen? In diesen Domino's sieht alle Welt sich gleich. Aber die Farbe ihrer Handschuhe — bah, wie viel Handschuhe von dieser Farbe giebt es nicht? Doch jetzt zieht sie einen aus, und an ihrer Hand seh' ich einen Ring, den ich kenne, den ich selbst angegeben, selbst bestellt habe, und diese Hand hatte ich noch so eben geküßt. Versteht Ihr mich?

„Lenore?“

Julius richtete sich auf so hoch er konnte, kreuzte die

Arme über der Bruſt, lächelte teufliſch; dann packte er mich am Arm und brach aus:

„Rechnet auf Menſchen. Zerbrochene Ruthen ſind's — der Menſch iſt die Fleiſch gewordene Lüge.“

Und zwei große Thränen rannen über ſeine Wangen.

— —

Ungefähr zwei Jahre nach dieſer vertraulichen Mittheilung ſah ich Julius in der Straße in einem Fenſter liegen. Ich hatte ihn ſeit jener Erzählung nicht mehr geſehen. Er hätte eine ſeltſame Lebensweiſe angenommen, aus der Niemand klug werden konnte. Dann war er plötzlich verſchwunden. Noch einige Zeit, und man hörte von ihm, er ſei gefährlich verwundet und zwar im Zweikampf für eine berühmte Frau, deren Name mit dem ſeinigen zugleich genannt wurde. Jetzt war er abgemagert, bleich, ſein Geſicht beinah ohne Ausdruck, ich hatte Mühe ihn zu erkennen. Als auch er mich ſah, thaten wir Beide einen Ausruf; wenige Augenblicke ſpäter ſaßen wir miteinander am Fenſter und ſprachen, und er ſprach von ſich und ſagte:

„Wäre mir nicht plötzlich ein ſublimer Gedanke eingefallen, ich hätte mich in einen Winkel gekauert, um ſtill zu ſterben. Die eigentliche Lebensſaite iſt in mir zerſprungen, warum ſollte ich da leben, da eſſen, trinken, ſchlafen u. ſ. w. Schönen Dank.“

„Aber dieſer Gedanke? —“

„Ganz recht, nur let us begin from the beginning, laßt mich Euch ſagen, was mir widerfahren, ſeit wir zum letzten Male mit einander ſchwatzten — ſolltet Ihr glauben, daß

Lenore nach ihrem Streich mir zu ſchreiben wagte, der Bruder hätte ſie verlockt? Daß ſie mich liebte, Niemand jemals lieben würde als mich? —"

„Ich weinte vor Freude bei ihrem Briefe. Zwar konnte ich mich nicht unmittelbar dazu entſchließen, ſie wiederzuſehen, aber ich war doch beruhigt, es lag in meiner Hand, wie ich die Sache wenden wollte, ich war Herr über ihr wie über mein Geſchick, doch Ihr ſollt hören, wie ſeltſam dieſes ſich wenden ſollte.

„Einige Wochen nach Faſtnacht geh' ich die Gerberſtraße dahin, als ich von Weitem Lenore kommen ſehe. Nicht vorbereitet darauf, ihr zu begegnen, wende ich mich ſchnell nach dem Buchladen von Max Korniker und ſehe mir die Bilder vor den Fenſtern an, d. h. ich ſah ſchwarze Flecken vor den Augen, und mit dem Herzen ſah ich Lenore heran und bei mir vorüberkommen und ſich dann entfernen. Da erſt wurde ich gewahr was ich anſtarrte. Es war ein Frauenportrait, und hier beginnt meines Lebens ſelige Zeit, hier beginnt der kurze Pfad, den ich mit reinem Glück dahingewandelt bin, und auf welchem die Täuſchungen blühten und dufteten wie Blumen.

„Die Frau, deren Bild vor mir hing, hatte ſich in der Kunſt einen Namen gemacht. Roſa — ſtand unten am Blatt geſchrieben. Das Bild war meiſterhaft ausgeführt und auch das Modell ein Meiſterwerk der Natur.

„Eine denkende Stirn, die jedoch weich geformt war, eine Stirn, die zugleich dem Auge ſchmeichelte und dem Herzen Ehrfurcht einflößte. Große Augen, die Euch freundlich anblickten, doch nicht mit der alltäglichen Freundlichkeit, welche

Ihr leichthin erwiedert, ſondern mit der, welche Euch zwingt, den Hut abzunehmen. Ihr Mund war ebenſo lebendig wie der Strahl von Geiſt, welcher aus ihrem Auge blitzte, Alles, was das menſchliche Herz tief und gewaltig fühlen kann, mußte dieſer Mund ſagen können. Und was für Arme, welche aus der Spitzenhülle ihrer Aermel hervorkamen! Und was für eine ſtolze Bruſt! Und ihre ganze Geſtalt ſchien üppiger als die Sammetfalten, welche majeſtätiſch um ihre Glieder herabfielen!

„O, ich mußte den Stich beſitzen. Ich ſuchte in meinen Taſchen — Nichts, und es waren noch fünf Tage bis zum Ende des Monats. Wie oft bin ich bei dem Laden vorbeigegangen, um zu ſehen, ob das Bild noch da wäre. Oft ſchlug mir das Herz bis zum Zerſpringen, wenn ich an die Ecke der Straße kam und Menſchen vor dem Laden ſtehen ſah. Endlich kam der letzte des Monats und zugleich das Geld, welches ich von Hauſe erhalte.

„Mit welchem Wahnſinn der Freude ſtürzte ich mit dem Portrait nach Hauſe! Bald prangte es über meinem Pult.

„Kaum hing es da, ſo empfand ich eine gewiſſe Befangenheit; ich wagte, beim Teufel, meine verräucherte Pfeife nicht anzuſtecken oder mich in den Seſſel zurückzuwerfen und die Füße auf den Tiſch zu legen, ich ſaß gerade und anſtändig da, wie ein Menſch, der Beſuch hat. Dann flüchtete ich auf ein Mal aus meinem Zimmer, durchlief die Stadt und ſah doch fortwährend das Portrait vor mir, und als ich ſpät in der Nacht nach Haus kam und meine Thür aufſchloß, da fühlte ich mein Herz ſchlagen.

„Das Alles war ſehr lächerlich, aber wartet nur.

„Am andern Tage kam mir meine Verlegenheit vom vorigen Abend sehr albern vor, und ich steckte muthig meine Pfeife an. Aber als ich mich vor mein Pult setzte und arbeiten wollte, ging und ging es nicht, so oft ich die Augen aufschlug, um nachzusinnen, begegneten sie den lächelnden Blicken des Portraits. Ich dachte daran, es zu verhängen, aber dann war es ja so gut, als besäß' ich es nicht — wozu hatt' ich es denn da gekauft? Endlich fiel mir etwas ein: so oft ich aufsähe, wollte ich eine dicke Tabakswolke vor das Bild blasen, dann würde ich es nicht mehr sehen. Das wäre recht gut gewesen, aber ich sah der Tabakswolke nach, und in dem Maße, wie sie sich zertheilte, erschien das bezaubernde Antlitz verlockender als vorher, denn die Mauer, ja, selbst das Papier verschwand in dem Dampf, und was mir entgegenlachte, schien nicht länger ein Bild, sondern ein lebendiges Wesen, die wahre Rosa. Gott weiß, wie lange ich dasaß und dichte Rauchwolken vor das Bild blies!

„Den folgenden Tag hielt ich die Hände vor die Augen gedrückt und träumte. Plötzlich rief ich: „siehe da, ich denke nicht mehr an Lenore." Dann blickte ich unwillkürlich zu dem Portrait auf und murmelte: „Rosa!"

„Ja, ich nannte es Rosa, ich sprach zu ihm, als könnte es mich hören, als wäre Rosa nicht fern, mir unbekannt, an Stand und Ruhm hoch über mir, vielleicht sogar verheirathet. Ich faltete die Hände vor dem Bilde und redete es mit unsinnigen Worten an. „Nein, nein, Rosa, Ihr würdet mich nicht betrügen," sagte ich, „Eure edle Seele liegt in Euern offnen Augen; wenn Ihr sagtet: ich liebe Euch, so würdet Ihr mich lieben. Ihr würdet nicht mich leidenschaftlich um-

halſen und dann, kaum daß ich fort wäre, auf dem Faſtnachtsball laufen.“ Alles, was nicht mein Wahnwitz war, wurde mir unerträglich. Sah ich von ferne einen Freund, ſo machte ich Rechtsum — ich konnte ja mit ihm nicht von Roſa ſprechen. Keine Frau wagte ich anzuſehen — es wäre mir wie eine Untreue an meinem Ideal vorgekommen. Eines Tages ging ich mit geſenktem Kopf, ich hörte dicht hinter mir einen kniſternden Schritt, ein rauſchendes Kleid, ein Irisduft fiel betäubend auf meine Sinne, erſchreckt ſah ich mich um, es war eine junge Frau, eine ſchlanke, zierliche Geſtalt — eine flüchtige Aehnlichkeit mit Roſa, die vielleicht nicht vorhanden war, die nur ich in meiner Einbildung ſah', faßte mich, zog mich gewaltſam der Frau nach, ich folgte ihr ſo weit ſie ging. Wie trunken kam ich Abends nach Hauſe, kannte, ſo verwirrt war ich, mein Zimmer nicht mehr, ſtieß gegen Tiſch und Schrank. Endlich gelang es mir, Licht zu machen, mein erſter Blick war mechaniſch nach Roſa's Bild gerichtet, es ſah in ſeiner ruhigen, reinen Schönheit wie mit einem ſpottenden Lächeln auf mich herab, das Licht fiel mir aus der Hand, eiskalt lief es mir über Haupt und Herz, ich war nüchtern geworden und wie vernichtet durch das Gefühl meiner Schuld. Ihr ſeht, wie weit es mit mir gekommen war.

„Damals war es, daß ich nie zu Hauſe war, wenn die Freunde mich beſuchen kamen, daß Ihr Alle an mich ſchriebt, um mich zu fragen, ob ich krank ſei, und daß ich Keinem von Euch antwortete.

„Ich las auch niemals die Tagesblätter. Was konnten ſie mir ſagen? Sie ſprachen ja nicht von Roſa.

„Eines Tages jedoch bekam ich eine Zeitung in die

Hände — ein Werkchen, das mein Buchhändler mir schickte, war darein gewickelt. Gedankenlos sah ich es an, da fiel mir in dem wimmelnden Ameisenhaufen der Buchstaben ein Name in's Auge — der ihre. Mir war's, als schimmerte ein Diamant auf einem Kehrichthaufen. Ich las: „„Rosa — spielt zu Paris die Rolle von — in dem Stücke —. Die Begeisterung, welche sie erregt, ist unbeschreiblich.““

„So wußt' ich nun, wo Rosa zu finden war, wo ich sie von Angesicht zu Angesicht sehen konnte. Mein Kopf schwindelte. Ich schrieb augenblicklich an meinen Vater, den guten Dorfbürgermeister, daß ich von nun an den Handel in Paris lernen wollte. Mit den paar Hundert Franken, die er mir monatlich gab, hatte ich genug, um von Brod und Wasser zu leben und täglich in's Theater gehen zu können.

„O, als ich sie endlich sah! Als ich das Wesen, welches ich bisher nur geträumt, wirklich vor mir erblickte, als ich es athmen, sich bewegen, lieben, jauchzen, leiden, zucken und sterben sah, könnt Ihr Euch da vorstellen, wie mein Inneres voll von Stürmen und Liedern wurde? Beschreiben kann ich es Euch nicht.

„Wie sollte ich in ihre Nähe kommen? Wie es erreichen, aus ihrem Auge einen Blick auf mich fallen zu sehen, aus ihrem Munde ein Wort zu hören, das ausdrücklich an mich gerichtet wäre? Kein Mittel. Ich konnte Nichts, als ihr folgen, wohin sie ging, sie spielen sehen, wo sie auftrat — für meinen Vater waren ja alle größern Städte Handelsstädte. Und starb sie einst, da wollte ich es machen wie ein treuer Hund auf dem Grabe seines Herrn, mich niederlegen und sterben.

„Alle Tage wurde sie schöner, edler in meinen Augen.

Wenn mich Jemand etwa anredete und über Politik, selbst über das Wetter sprach, so antwortete ich mit Rosa. Das that ich auch bei einem jungen Feuilletonisten. Er sah mich lächelnd an: „Ihr liebt also das Theater sehr?"

„Oh!" war meine Antwort.

Von da an nahm der brave Mensch mich täglich mit sich, sogar bis hinter die Coulissen. Das Leben dort ist eigener Art, ich möchte es nicht auf mein Gewissen nehmen, es hier zu schildern; keine acht Tage, und man machte es nach. Allmählich wurde ich dort einheimisch. Jeden Abend, wenn Rosa aus ihrer Loge kam, erwartete eine dichte Schaar ihr Vorübergehen; ich drängte mich jedes Mal dazwischen, denn sie sagte immer: „„guten Abend, meine Herren,"" und ich wollte mein Theilchen an diesem guten Abend haben.

„Die gewohnten Besucher der Coulissen sagten unter sich, es wäre schwer, an Rosa heranzukommen. Das hieß, sie wäre tugendhaft. Was der Aerger der Andern war, das war mein Jubel; meine Liebe stieg und stieg.

„Eines Abends hörte man an der Thür von Rosa's Loge einen heftigen Wortwechsel. Alles stürzte herbei, ich mit. Ein junger Mensch, der trunken schien, hielt sie am Arm gepackt und drohte ihr. Sie sah ihn stolz an und sagte: „„ich kenne Euch nicht, mein Herr!"" Er ließ sie nicht los, und stieß ein Schimpfwort aus. Ich packte ihn. Er wandte sich wie ein Löwe gegen mich. „Eure Stunde, Eure Waffen?" — „Meine Stunde?" antwortete ich, „je früher, je lieber. Meine Waffen? Ich bin Blaming, in meinem Vaterland macht man dergleichen mit der Faust aus, ich verstehe mich auf keine Waffe, also die, welche Ihr wählt."

„Am nächsten Morgen standen wir, den Degen in der Hand, einander gegenüber. Mein Gegner verstand sich nicht besser auf's Fechten, als ich, aber ich dachte an Rosa, das gab ihm über mich einen Vortheil, den er benutzte — ich fiel mit einem Stich in der Seite.

„Als ich so lag, hörte ich einen Wagen rollen, und eine Stimme: Rosa! rufen. Ich wollte mich aufrichten — „liegt still," sagte der Doktor, „oder Ihr seid todt."

„Eine andere Stimme sagte: „welcher Glücksfall für Rosa! Ein Duell um ihretwillen! Ganz Paris wird davon sprechen." Ich wollte wieder in die Höhe, den Beleidiger zur Rechenschaft ziehen, mein Blut strömte stärker, ich hörte und sah Nichts mehr.

„Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf einem Bett, welches sicherlich nicht der Strohsack in meinem Dachkämmerchen war. Eine weiche Hand hielt die meine, eine sanfte Stimme sagte: „„ist er nicht schön, Beppina, mit diesen schwarzen Locken, diesem kleinen Bärtchen und den weißen Zähnen zwischen den halbgeöffneten Lippen?""

„Ich machte die Augen auf; es war Rosa. „„Trügender Traum!"" murmelte ich und verlor wieder das Bewußtsein.

„Aber es war kein Traum, Rosa pflegte mich, Rosa saß an meinem Bette, während der langen Tage, daß ich langsam genas. Wir träumten viel, laut, gemeinschaftlich, oder still im Herzen. Manchmal drückte sie einen Kuß auf meine Stirn und flüsterte: „„edles Kind, nicht wahr, Ihr glaubt nicht, was der Unverschämte sagte?""

Und ich antwortete tausend Mal Nein.

„Ich hatte längſt ihr die Geſchichte ihres Bildes und meiner Anbetung erzählt. Sie wollte auch mein Bild haben. Es wurde gemacht, während ich noch krank lag.

„Allmählig genas ich, konnte auf ſein, im Zimmer umherwandeln. Nur auszugehen erlaubte mir der Arzt noch nicht.

„Eines Tages war ich allein auf dem Zimmer. Doch langweilte ich mich nicht, ſelbſt ohne Roſa. Ich ſah in der Phantaſie meine Zukunft, eine Zukunft ſo ſchön, wie nur je ein Dichter das Paradies gemalt. Und dann warf ich mir vor, daß ich ſo oft das Schickſal angeklagt, mich ſo oft ein Unglückskind genannt habe, dem Alles fehlſchlage. Jetzt war ich einem Armen gleich, der des Nachts geträumt, er beſitze eine Million, der des Morgens über ſeinen Traum ſpottete, und dem zu Mittag die Million wirklich aus dem Himmel fiel.

„Während ich ſo dachte, fiel mein Blick in den Spiegel und da ſah ich eine Geſtalt, auf die ich eiferſüchtig geworden wäre, hätte Roſa ſich im Zimmer befunden. Bei näherem Hinſehen entdeckte ich jedoch, daß die Geſtalt meine eigene war. Der Morgenrock und die griechiſche Mütze, die ich trug und worin mich zu ſehen ich noch nicht gewöhnt war, hatten mich irre an mir ſelbſt gemacht. Ich war um ſo mehr zufrieden, da ich mir ganz verteufelt wohl gefiel. Die ſchwarzen Locken, die großen dunkeln Augen, der herabgeſtrichene Bart, machten, zuſammen mit meinem blaſſen Geſicht, ein Ganzes aus, welches Eindruck machen mußte. Ich betrachtete dieſes melancholiſche Antlitz, das meine, mit dem größten Wohlgefallen; und die Güte des Schickſals verlor die Hälfte von ihrem Werthe, denn ich ſchrieb das Glück, welches mir zu Theil geworden, wenigſtens zur Hälfte mir ſelbſt zu.

„Wie mußte ich nur ausgesehen haben, als mein Bild gemacht worden war! Ich wollte mich davon augenblicklich überzeugen, suchte das Bild in allen Ecken und fand es nicht. Gewiß war es in einem der Schubfächer des Sekretärs. Ich suchte hastig den Schlüssel; in solchen Fällen bin ich wie eine nervöse Frau. Verschiedene Schlüssel fielen mir in die Hände, keiner war der rechte. Während des Suchens stieß ich an eine kleine seidene Tasche, die mit Perlen gestickt war. Ich fühlte, daß ein Schlüssel drinnen steckte. — „Keine Umstände," sagte ich zu mir selbst, „sie hat keine Geheimnisse vor mir." Der Schlüssel war der rechte. Ich zitterte, als ich das Schubfach öffnete. Warum? Es lag ja doch keine Unzartheit darin, den kleinen Geheimnissen einer Frau nachzuspüren, die da sagt, sie liebe Euch, die da schwört, sie habe noch Niemand geliebt als Euch. Genug, ich öffnete entschlossen. Nachdem ich einen Augenblick in die Schublade gestarrt, stieß ich einen dumpfen Schrei aus, meine kaum genesene Wunde schmerzte mich heftig, mein Herz that mir noch weher. Mehr als zwanzig Portraits lagen vor mir, zwanzig, sag' ich, Journalisten, Offiziere, Schauspieler, was Ihr Euch nur denken könnt, ein ganzer männlicher Harem von melancholischen, träumerischen Gesichtern.

„Ich weiß nicht recht wie ich aus dem Zimmer und aus dem Hause kam. Acht Tage brachte ich damit zu, mich vor die Stirne zu schlagen, zu weinen, Alles zu verfluchen, dann andere acht Tage damit, Alles zu verhöhnen, mich zuerst, und darauf das All. Und dann fühlt ich, daß ich fort müsse aus Paris, daß meine Seele das Fieber habe.

„Ist's Euch auch schon gewesen, wenn Ihr so recht

martervoll gelitten hattet, daß es Euch plötzlich vorkam, als hättet Ihr Alles nur geträumt? Wohl, so war es mir, als ich auf der Eisenbahn nach Antwerpen rollte, als ich meine Reisegefährten so ruhig schnupfen und schlafen sah, als ich mich so einförmig fortgeführt fühlte, die Locomotive so regelmäßig Athem holen hörte. Ich war ein ganz anderer Mensch. Ich erinnerte mich, daß die Lenore denn doch ein recht gutes Kind gewesen sei. Ich gab zu, daß es wohl möglich sei, der Bruder habe sie verführt. Ich glaubte gern, daß sie nie Jemand anders lieben würde, als mich. Ich betrachtete mit Widerwillen die unerhörte Verirrung, die mich so lange von ihr fern gehalten, aber ich hoffte, daß mein Sprödethun, meine Abwesenheit nur dazu gedient haben würden, sie noch versessener auf mich zu machen. Feierlich beschloß ich, mich von der Eisenbahn geradeweges zu ihr zu begeben, ihr mein Herz und meine Hand anzutragen und so allen künftigen Bocksprüngen vorzubeugen. Die Augen geschlossen, damit meine Reisegefährten glauben möchten, ich schliefe, sah ich Lenore bei meinem Eintreten aufspringen, mir an den Hals fliegen, vor Freude weinen.

„Endlich war ich an ihrer Wohnung. Es war ganz früh am Morgen, Alles schlief noch. Ich weckte mit meinem Geläute das ganze Haus. Man empfing mich kalt und verdrießlich.

„— Wo ist Lenore?“ rief ich.

„— Nun, wo soll sie sein? In ihrem Hause.“

„— Wie, in ihrem Hause? Wohnt sie denn nicht mehr hier?“

„Seid Ihr denn von Sinnen? Wo soll sie anders wohnen, als bei ihrem Manne?"

„— Bei ihrem Manne? Sie ist also verheirathet?"

„— Schon seit sechs Monaten."

„Und sie hatte niemals Jemand lieben wollen als mich! Hatte ich nun nicht Recht zu sagen, daß die eigentliche Lebenssaite in mir zersprungen sei? Während ich mit Rosa's Bild allein lebte, da war ich wirklich glücklich — in meiner Einbildung. Als ich dieses Glück in der Wirklichkeit suchte, als ich es fühlen, fassen wollte, da fand ich, daß es Nichts war, als Nichtigkeit und Lüge. Alles ist eitel, — Salomo hat es wohl gesagt — es war ein großer Philosoph."

„Ich würde Euerm Unglück einen andern Namen geben, als Omnia Vanitas," sagte ich zu Julius.

„Und welchen?" frug er.

„Egoismus," antwortete ich.

„Nein," sprach er spöttisch, „bisher war ich kein Egoist, aber jetzt will ich einer werden. Ich werde von meinem Vater das Erbtheil meiner Mutter fordern, und Geschäfte machen. Ich will Nichts mehr kennen als meine Tasche und das Geld d'rinnen. Das ist die einzige Wirklichkeit, welche nicht lügt."

Tabakswolkjes. Schetsen. Antwerpen, Gent 1858.

Conscience (Hendrik), geboren den 3. Dezember 1812 zu Antwerpen. Seine Biographie steht hier nur, weil sie nicht fehlen darf, eigentlich ist sie überflüssig, denn sie ist

überall bekannt. Innerlich Neues kann ich in ihr nicht geben; Conscience hatte mir zwar einige Blätter über sich selbst versprochen, hat jedoch dieses Versprechen nicht gehalten. „Ich hatte," schreibt er mir unterm 2. October 1858 aus Kortryk, „begonnen, eine ausführliche Skizze meines Lebens für Euch niederzuschreiben, doch nachdem ich einige Seiten weit gekommen war, sah ich bald, daß meine Arbeit sich zu einem ganzen Bande ausdehnen würde." Er fügt hinzu, daß es ihm außerdem noch äußerst peinlich falle, über sich selbst zu urtheilen, und daß er darum in seiner Lebensgeschichte nicht über das Jahr 1842 hinausgegangen sei. Er sandte mir daher nur eine Reihe von Daten, welche da anfingen, wo die „Umwälzung von 1830" aufhört; diese „Erinnerungen aus meiner ersten Jugend" erschienen bekanntlich zuerst in der Revue contemporaine, und der Uebersetzer von Conscience, Professor Leon Wocquier in Gent, leitete sie mit einigen Notizen über die ersten Jahre des Dichters ein. Obgleich sie nach dem vlämischen Urtext, welcher 1858 erschien, sicher schon in's Deutsche übertragen sind, gebe ich der Vollständigkeit halber einen gedrängten Auszug daraus.

Der Vater von Conscience war aus Besançon, und kam, nachdem er lange in der kaiserlichen Marine gedient, drei Mal Kriegsgefangener gewesen und endlich durch Auswechselung von den englischen Pontons frei geworden war, als Unterhafenmeister nach Antwerpen, wo er sich mit einem vlämischen Mädchen verheirathete. Wenn folglich die Franzosen Conscience als einen der Ihrigen in Anspruch nehmen, so haben sie nicht ganz Unrecht, Conscience hat in seinem Talent wie in seinem Wesen viel Französisches. Daß die von der Mutter angeerbten germanischen Eigenschaften sich mit jener lebendigen thatkräftigen Nationalität mischten, hat ihn eben zu dem gemacht, was er ist. Nichts glücklicher als die Vermischung der Racen.

Doch war Conscience im Anfang seines Lebens krank, und sogar elend. Ein französischer Arzt hatte vorausgesagt,

daß er bis zum siebenten Jahre siechen, überstehe er diesen Zeitpunkt, sich erholen und kräftigen werde. Der erste Theil der Prophezeihung erfüllte sich so vollständig, daß der Knabe bald nur noch auf Krücken, endlich gar nicht mehr gehen konnte. In einem hohen Stuhl durch Kissen aufrecht gehalten, saß er Tag für Tag am Fenster und las in den Büchern, mit welchen der Vater einen Makulaturhandel trieb, nachdem er bei Napoleons Fall seine Stelle verloren und den zuerst angefangenen Handel mit altem Schiffsbauholz einträglich genug gefunden hatte, um einen zweiten ähnlichen zu unternehmen. In den Abendstunden hatte er dem kranken Kinde das Abc gelehrt, und Hendrik hatte dabei lesen gelernt. Die Mutter suchte ihm seine Krankheit auf eine andere Weise zu erleichtern. Sie erzählte ihm vom Himmel, wohin er kommen sollte.

Er sollte jedoch auf Erden bleiben. Mit sieben Jahren genas er und wurde gleichsam erst Knabe. Kein starker und muthiger, dazu war sein Körper zu schwach geworden. Er fürchtete, nicht die Natur, nicht das Wasser oder den hohen Baum, wohl aber den Menschen. Von dieser Menschenfurcht will er nie ganz befreit worden sein. Um so mehr ist die Energie des Charakters zu bewundern, welche ihn später einen so mächtigen Einfluß auf andere Wesenheiten gewinnen ließ, daß man wohl sagen kann, er war mehrere Jahre hindurch der König des intellektuellen Antwerpens.

Zu der Zeit jedoch, von der hier die Rede ist, war er noch ein armer kleiner kränklicher Junge, der mit seinem Bruder in eine niedere Schule ging und seine Freistunden, welche durch den Tod der Mutter ohne liebende Aufsicht blieben, mit den Straßenjungen seiner Vaterstadt auf den nächsten Plätzen zubrachte. Des Abends versammelte er seine Spielkameraden auf der Kellertreppe seiner väterlichen Wohnung, und da wurden Geschichten erzählt. Natürlich keine natürlichen. Sämmtliche Kobolde, Hexen und Spukgeister, von denen man auf Blämisch zu erzählen weiß, und ihrer sind viele, waren von

der Gesellschaft. Damit noch nicht zufrieden, kaufte Hendrik sich für sein Taschengeld sämmtliche „Blaue Bücher", d. h. Fortunatus, Reinart, die Haymonskinder u. s. w. Er konnte vom Wunderbaren nicht genug bekommen.

Aber auch das Wirkliche der Natur sollte er kennen lernen. Sein Vater faßte plötzlich den Entschluß, die Stadt zu verlassen und sich auf einem Platze, welcher „die grüne Ecke" oder „der grüne Winkel" genannt wurde, etwa eine Viertelstunde vor dem Borgerhoutschen Thor gelegen und damals ganz einsam war, eine Art von Klause zu bauen. Dort besorgten nun die beiden Knaben Haus und Garten, während der Vater in den Geschäften seines Handels fast immer abwesend war. Sonnabends nur kam eine alte Frau, um ihnen bei dem Schwersten der Hauswirthschaft ein wenig zu helfen. Von Schule war keine Rede mehr.

Nach vier Jahren abermalige Veränderung. Der Vater verheirathete sich zum zweiten Male, verkaufte seine Klause „zum grünen Winkel" und zog nach Borgerhout. Die junge Stiefmutter ahnte die kommenden eigenen Kinder und fand, daß die beiden Stiefsöhne schon groß genug wären, um sich selbst ihr Brod zu verdienen. Der Aelteste, „der gelehrt war," sollte Lehrer werden, der Jüngste, „der stark war" Tischler.

Hendrik kam folglich in eine Schule, welche ein Herr Verkammen in Borgerhout hielt. Bald wurde er vom Schüler Hülfslehrer in den untern Klassen, zugleich lehrte Herr Verkammen ihm Englisch. Später vervollkommnete er sich im Institut des Herrn Shaw in der Stadt in der Kenntniß des Französischen, und mit sechszehn Jahren kam er als Unterlehrer zu Herrn Delin. Er mußte ja sich selbst sein Brod verdienen.

Jetzt kam die Umwälzung. Wie hundert Andere ging Hendrik mit, ohne zu wissen warum und wohin. Die Zeit der Verwirrung in dem werdenden Belgien ist in seinem Buche vortrefflich geschildert. Man glaubt das Durcheinander zu hören und zu sehen. Er selbst erscheint als ein frieb-

sames Kind, welches durchaus nicht weiß, wie es so mitten in den Krieg hineingerathen ist.

Zu Dendermonde endigte der kriegerische Abschnitt seines Soldatenlebens. 1833 wurde er Sergeant-Major. In dieser neuen Würde kam er Ende des Jahres 1834 auf Urlaub nach Hause und in neue Beziehungen mit dem Freunde seiner Knabenzeit, Johan Alfried de Laet, der eben damals mit Glück Französisch schrieb. Er regte Conscience zu gleichen Versuchen an. Seit dieser Zeit war Conscience der Chansonnier seines Regimentes. Ich habe von Offizieren heitere Geschichten aus jener Zeit gehört, Conscience soll eine unerschöpfliche satyrische Ader besessen und nebenbei ebensogut gekocht wie gedichtet haben. Da ich selbst eine von ihm bereitete kalte Sauce vortrefflich gefunden habe, will ich sein Talent im culinarischen Fache keineswegs bestreiten.

1836 war seine Dienstzeit um, und er kehrte in das elterliche Haus zurück. Die Bekanntschaft mit Theodor Van Rysswyck und andern Mitgliedern des „Oelzweiges", einer kürzlich gestifteten Gesellschaft, deren Zweck die Ausübung der Muttersprache war, regte ihn wohl an, sich auch im Vlämischen zu versuchen. Conscience sagte später am Grabe Theodor's: „Ihr wart mein erster Streitgenoß," und wenn es zwischen ihnen zur Kühle kam, so war das doch damals noch nicht der Fall, als der erste vlämische Roman von Conscience, der erste der neuen Literaturperiode überhaupt, das vielbesprochene „Wunderjahr" erschien.

Conscience sagt davon kurzweg: „es fand viel Beifall," er hätte sagen müssen: „es machte das größte Aufsehen," und zwar nicht nur, wie man wohl behaupten will, blos in Antwerpen. Jetzt ist diese erste Ausgabe des „Wunderjahres" zu einer Art heimlicher Geschichte geworden, welche man sich leise erzählt, und man spürt einem Exemplar derselben als einer Curiosität nach. Ich habe die beiden Ausgaben des Werkes nicht mit einander verglichen, kann also nicht beurtheilen in welchem Grade die zweite von der ersten verschieden

ist. Ueber die Veränderung seiner Richtung im Ganzen, eine Veränderung, welche ihm von seiner frühern Partei noch heute unermüdlich vorgeworfen wird, äußerte Conscience energisch und unumwunden gegen mich, als ich ihn 1858 in Kortryk besuchte. Conscience war durchaus nicht dazu gemacht, ein verkannter Dichter zu sein, er empfand das instinktive Bedürfniß jedes wirklichen Talentes, durch Popularität auf die Masse zu wirken. Aber die Popularität — wo blieb sie? Wenn Conscience ein Buch herausgab, so fand er auf den Subscriptionslisten immer dieselben Namen. Eine solche Liste war ein Zins, den er von seinen Freunden erhob, ein Zwang, den er ihnen anthat. Da fragte man ihn von Seiten der andern Partei: „warum gegen uns, wir sind die geistigen Vormünder des Volkes; es liest nicht, was wir ihm versagen müssen, weil es ihm schaden würde. Warum nicht schreiben, um ihm zu nutzen?" Conscience hörte, erwog, begriff und gab nach. In diesem verständigen Anerkennen des Vorhandenen, in diesem Sichschicken in das Ebennöthige erkenne ich hauptsächlich das französische Element in dem Doppelwesen von Conscience, während das Germanische sich in der Ernstlichkeit offenbarte, womit er pflegte, was er zu Antwerpen gegen mich „son artiste" nannte. Diese Ehrfurcht vor dem Schaffenden in sich hat er, nicht principiell, aber instinktiv mit Goethe gemein. Sein kluges Nachgeben trug Frucht. Conscience ist jetzt nicht nur berühmt draußen, sondern auch daheim populär, er wird selbst in Mecheln gelesen, in der Stadt, wo am wenigsten von allen belgischen Städten gelesen wird. Ein armer Schuster dort gerieth sogar in die höchste Angst, als Conscience Kreiscommissair in Kortryk wurde. „Nun Conscience ein so großer Beamter geworden ist," sagte der Schuster aus Mecheln, „wird er nicht mehr schreiben, und wenn Conscience nicht mehr schreibt, was soll ich denn da lesen?" Diese Frage that der Schuster in einem Briefe Conscience selbst. „Le romancier de la Flandre" antwortete sogleich und tröstete den Schuster auf das Freundlichste. Einige Monate, schrieb

er, müsse er allerdings daran wenden, sich in die ihm ganz neuen Geschäfte einzuarbeiten, dann jedoch solle der Schuster nach wie vor seine Romane zu lesen bekommen. Conscience hat Wort gehalten: „Batavia," „die Umwälzung" und „Simon Turchi" erschienen, nachdem er Beamter geworden war. Zugleich fand ich ihn bereits ganz eingerichtet in seiner neuen Stellung. Er mußte, während wir bei ihm waren, einen ganzen Stoß Papiere unterzeichnen, aber das störte ihn nicht, er unterzeichnete und sprach weiter über Literatur. Auch auf seine Laune oder seine Frische hatte die Prosa des Lebens keinen Einfluß, nur zu dick wurde er. Das war die Trübsal des Hauses, welche mir sowohl von ihm, wie von seiner Frau ernsthaft klagend mitgetheilt wurde. „Was ist denn das für ein Romancier, der so dick wird?" fragte Conscience.

Als er sein „Wunderjahr" schrieb, war er noch behend und schlank, arm und phantastisch. In Allem, was er damals geschrieben wogt und rauscht die dunkle Flut der Phantasie. Darum nannte er wohl auch mit diesem Namen die Sammlung kleiner Erzählungen, welche gleich dem „Wunderjahr" 1837 erschienen. Es ist ein Buch, welches Conscience nicht liebt. Auch das Stück, welches ich mittheile, ist aus dem „Nordstern," welchen es eröffnet, nie abgedruckt worden. Ebenso wenig ward es übersetzt, folglich wählte ich es, oder nahm es vielmehr, denn von Wahl ist bei einem Schriftsteller, von dem außer einem Stücke Alles übersetzt ist, nicht die Rede. „Der Pilgrim" ist der Frau Cock de Pauw gewidmet, einer vlämischen Dichterin, von welcher das heutige Geschlecht Nichts mehr weiß, von der jedoch das frühere in den ersten „Jahrbüchlein" dieses oder jenes Gedicht gelesen haben mag. Sie wohnte in Wetteren, und soll, als Conscience noch im Dienste war, einigen Einfluß auf ihn gehabt haben.

Den 10. Februar 1837 finde ich als den Tag angemerkt, an welchem Conscience abermals das väterliche Haus verließ. Es ist wohl öfter der Fall gewesen, daß ein junges Talent gerade im Elternhause keinen Platz fand. Conscience

zog in das Wirthshaus „Der König von Spanien“ in der Vorstadt St. Willebrords. Durch die Vermittlung von Gustav Wappers, dem Maler des Königs, bekam er einen Platz als Schreiber bei der Provincialregierung mit einem Gehalt von fünfhundert Franken, gab ihn jedoch bald wieder auf, um ungestört an seinem „Löwen von Flandern“ arbeiten zu können, der im September 1838 erschien. Was dieses Buch für die inländische literarische Bewegung gewirkt, ist kaum zu berechnen. Als Conscience nach Kortryk kam, wurde nicht dem Kreiskommissar, sondern dem Romancier, welcher die Sporenschlacht verherrlicht hatte, ein prächtiges Mahl gegeben, bei seinem Erscheinen jedoch brachte der Roman dem Dichter so wenig materiellen Vortheil, daß Conscience sich kurz und bündig entschloß, sein täglich Brod durch seiner Hände Arbeit zu erwerben und als Blumengärtner in den Dienst des Herrn van Geert zu Antwerpen eintrat. Vielleicht trug zu diesem Entschlusse der Umstand bei, daß Conscience sich im Februar 1839, als die Abtretung von Limburg und Luxemburg verhandelt wurde, in einer Rede auf dem Theater des Variétés stark gegen die Beschlüsse der Conferenz ausgesprochen und sich „den Haß von vielen mächtigen Personen auf den Hals geladen hatte.“

Am 11. April 1840 empfing er, abermals durch Vermittlung von Wappers, welcher im Januar desselben Jahres Direktor der Akademie von Antwerpen geworden war, für zwei Jahre von der Regierung die Zusicherung von 1000 Franken jährlich, um eine Geschichte von Belgien schreiben zu können. Er zog nun wieder in die Stadt, wurde den 3. November 1841 mit 2500 Franken zum Sekretair der Akademie ernannt, und verheirathete sich im August 1842 mit Maria Peinen aus Antwerpen. In dieser Wahl zeigte er sich ausschließlich als Blaming, denn seine Frau verstand auch nicht ein Wort französisch. Als ich im Frühling 1856 Conscience zu Borgerhout besuchte, sah ich sie gar nicht, denn Conscience fragte mich, was ich, da ich noch nicht Blä-

misch verstehe, mit ihr anfangen wolle. Erst in Kortryk 1858, als ich des Vlämischen mächtig war, machte ich ihre Bekanntschaft. Wenn der Mann die Frau schafft, so kann Conscience sich seiner Frau als eines seiner anmuthigsten Werke rühmen. Sie ist ohne alle Ansprüche und voll Natürlichkeit und Einfachheit. Auf den Schriftsteller giebt sie nicht viel, der Mensch ist ihr Alles. „Ich bin es so gewohnt," antwortete sie mir, als ich sie frug, ob sie nicht eitel auf alle die Auszeichnungen sei, welche ihm zu Theil würden, dann setzte sie hinzu: „er hat einen so guten Charakter — ich hab' ihn noch nie böse auf mich gesehen." Gewiß das beste Lob, welches über einen Mann ausgesprochen werden kann. Ebenso gut ist Conscience als Vater. Sein kleines Töchterchen Mieke faßte er wie ein Blümchen an. Es ist aber auch wirklich ein Kind wie eine Blume, von einer in Belgien seltenen Lieblichkeit und zugleich begabt mit ungemeiner Phantasie. Als wir im Garten beim Abendessen saßen, erschien der Komet, welcher das Jahr 1858 erhellte. Mieke machte sich eine Serviette nach der andern wie eben so viele Schleier um, sie fürchtete, „der Stern könne ihr auf's Köpfchen fallen." So hatte der unheimliche Glanz jener Himmelserscheinung das reizbare Kind getroffen.

Daß Conscience Kinder liebt, konnte man bereits aus seinem allerliebsten Fransken in „Wie man Maler wird" erkennen. Mit diesem kleinen Buche begann 1843 die Reihe jener Schilderungen, welche Conscience und das Vlämische zugleich in ganz Europa bekannt machten, nachdem Melchior von Diepenbrock, Fürstbischof zu Breslau, sowohl dieses Buch, wie die beiden, welche ihm gefolgt waren, „Was eine Mutter leiden kann," und „Siska von Roosenmael" 1845 in's Deutsche übertragen hatte. Welchen Eindruck „Wie man Maler wird" hervorgebracht hatte, beweist ein Besuch, welchen am 15. September desselben Jahres drei Prinzen von Thurn und Taxis Conscience abstatteten. Er mußte ihnen Frau und Kind vorstellen, ihnen auf der Akademie alle Stellen zeigen, welche

im Romane vorkommen, sie endlich mit Wappers, welcher ebenfalls darin erscheint, und mit Eduard Dujardin, dem Helden, bekannt machen. Auch wurde Conscience zum Ritter des Leopoldordens und zugleich mit Ledeganck und De Laet zum aggregirten Professor an der Universität von Gent ernannt.

Die „Geschichte von Belgien" und „Graf Hugo van Craenhove" waren 1845 erschienen, im nächsten Jahre kamen „Abendstunden" und „Einige Blätter aus dem Buche der Natur" heraus. Dieses letztere Werk sandte Conscience an Humboldt, welcher ihm voll der höchsten Anerkennung schrieb. Conscience bewahrte diesen Brief wie ein Heiligthum. Auch König Ludwig von Bayern schrieb ihm eigenhändig bei Uebersendung des St. Michaelsordens; Friedrich Wilhelm IV. von Preußen schickte ihm den rothen Adlerorden IV. Klasse.

Im Jahre 1847 erschien nur „Lambrecht Hensmans," ein Buch, welches ich nicht liebe. Ebenso finde ich in „Siska Van Roosenmael" die Strafe unverhältnißmäßig gegen das Vergehen, und sprach diese meine Meinung gegen Conscience selbst freimüthig aus. Er nahm es keineswegs übel, sondern antwortete mir nur: gerade wie es sei, habe besonders dieses Buch bei der „kleinen Bürgerschaft" sehr gut gewirkt; wolle man die Masse fassen, müsse man bisweilen stärkere Griffe thun, als man sich gestatten würde, schriebe man nur für sich und einige Auserwählte. In diesem Schicken in das Publikum liegt das Geheimniß von der großen Verbreitung von Conscience, es hat indessen auch zur Folge, daß man ihn ganz gelesen haben und doch nicht kennen kann, indem er seinen Büchern, selbst seinen schönsten, unendlich überlegen ist. Man muß Conscience vertraulich und feurig sprechen hören, um ihn ganz zu würdigen. Er ist einer der geistvollsten und ausgezeichnetsten Menschen, die ich kenne. Zugleich spricht er sowohl Vlämisch wie Französisch mit einer seltenen melodischen Grazie. Sein Talent als Redner ist allgemein anerkannt.

Am 21. Juli 1847 wurde Conscience zum vlämischen Lehrer der Prinzen ernannt; es blieb jedoch beim Titel. Gleichsam um dieser Auszeichnung die Wage zu halten, wurde er am 4. December mit Vleeschhouwer und De Laet aus dem „Oelzweige" ausgestoßen, und zwar unter dem Vorwande, das Blatt, welches sie schrieben, „der Roskam," der Antwerpner Charivari, schade der vlämischen Sache. Es handelte sich jedoch wohl nur um persönlichen Antagonismus, keineswegs um ein Princip. Conscience hatte zu große Erfolge gehabt, um nicht Feinde zu haben. Irgend einen Einfluß hatte die Ausstoßung aus dem „Oelzweige" nicht, sie wurde nur die Veranlassung zur Stiftung der Gesellschaft für „Sprache und Kunst," welche, wie Vleeschhouwer mir schrieb, „einen Glanz erreichte, wie keine andere vlämische Gesellschaft je gehabt hatte." In ihr vereinigte sich gleichsam die Partei der Conscienciſten. Am 19. August 1851 gab sie Conscience ein glänzendes Fest in den Variétés. Gevaert, der berühmte vlämische Maestro, spielte, Jan Van Arendonck, Dujardin's Schwager, sang, Zetternam und Michael Van der Voort hielten Reden, ein Gedicht von Frau Van Ackere wurde vorgelesen, Lambert Van Rysswyck hatte die schöne Trinkschale gefertigt, welche Conscience überreicht wurde. Noch ein Mal vereinigte sich ihm zu Ehren die Schaar der Künstler und Schriftsteller, das war im Winter 1857, als er Antwerpen verließ, um nach Kortryk zu gehen. Mit ihm hat das artistische Antwerpner Leben aufgehört, es entbehrte eines Mittelpunktes und spaltete sich in politische Parteien.

Nachdem 1849 „Jacob Van Artevelde" herausgekommen war, für welches Werk der Stadtrath von Gent Conscience durch ein besonderes Schreiben seinen Dank abstattete, trat eine Periode ein, welche ich als den Höhenpunkt von dem Schaffen des Dichters betrachte. Ich meine die beiden Jahre 1850 und 1851, während welcher „Der Conscribirte," „Die hölzerne Clara," „Die blinde Rosa" und endlich die beiden Meisterwerke von Conscience „Rikke-tikke-tak" und „Der

arme Edelmann" erſchienen. Von den ſpätern Sachen gefällt mir „das Glück reich zu ſein" ganz ungemein; es iſt eine ganz prächtige Antwerpner Stadtgeſchichte, von welcher ich es erlebt habe, daß ſie einem eigenſinnigen Deutſchen, der mit einer klaſſiſchen Starrköpfigkeit das Beſtehen der ſämmtlichen vlämiſchen Literatur abläugnete, binnen vierundzwanzig Stunden belehrte und bekehrte.

Seit Conscience im Jahre 1854 zugleich mit Wappers die Akademie verlaſſen hatte, lebte er als Privatmann in Antwerpen, bis er am 6. Januar 1857 ſeine Ernennung zum Königlichen Beamten erhielt. Ob ihm das freie Treiben des Schriftſtellers nicht bisweilen fehlen mag, will ich nicht entſcheiden, doch iſt er in jedem Fall ein vortrefflicher Beamter, und vielleicht ſteht ihm, wer weiß es, noch eine politiſche Zukunft bevor. Geſchickt wäre er dazu, denn er hat die ſeltene Eigenſchaft des Taktes. Mit ſeinen literariſchen Collegen iſt er natürlich durch ſeine neue Stellung weniger in Berührung als früher, auch wirft man ihm wohl vor, daß er ſich von der vlämiſchen Sache zurückgezogen habe. Darauf ſagt Conscience ſehr ruhig: „wenn Jeder ſo viel wie ich für die vlämiſche Sache gethan hätte, ſo würde es wahrſcheinlich ſchon beſſer um ſie ſtehen." Einen andern Vorwurf, den man ihm macht, daß er nie etwas für ſeine Freunde thue, kann ich entkräften. Ich habe von einem Manne, dem Conscience durch Anwendung alles ſeines Einfluſſes einen lange gewünſchten Poſten verſchafft hatte, wahre Dankhymnen auf Conscience gehört. Daß derſelbe Mann wenige Wochen nachher kühl, folglich undankbar gegen Conscience wurde, das war, wie mir dünkt, nicht die Schuld von Conscience.

Es bleibt mir nur noch übrig hinzuzufügen, daß Conscience 1851 den Orden des Niederländiſchen Löwen, 1853 den von Guſtav Waſa von Schweden und den Philipp's des Großmüthigen von Heſſen empfing, daß er 1855 den fünfjährigen Preis für die Blämiſche Literatur von 5000 Franken

erhielt, 1856 Officier des Leopoldordens wurde und in alle europäische Sprachen übersetzt ist.

Der Pilgrim in der Wüste.

Ein Pilgrim wanderte mit ermatteten Gliedern durch die kahlen Wüsten von Arabien. Er starrte mit niedergeschlagener Seele in die leere Ausdehnung, welche ihn umgab und suchte umsonst einen Gegenstand, nach welchem er sich richten könnte. Kein Baum warf seinen zitternden Schatten auf den fahlen Sand, keine Blume wiegte ihren Kelch über dem schlafenden Grunde, keine Quelle ergoß ihr lebendiges Silber durch die todte Natur.

Der Durst quälte den Pilger, denn er ging auf brennendem Boden und unter brennendem Himmel. Seine trocknen Lippen klebten aneinander, und die Hoffnung war nicht mehr mit ihm. Er fühlte sich innerlich erstorben gleich der Wüste um ihn her. Alle Glücksträume der Jugend hatten ihn plötzlich verlassen.

„Warum soll ich mir die Füße noch länger ermüden? Warum soll ich noch weiter? Nichts harrt meiner in der Ferne. Der Himmel glüht dort nicht weniger, die Erde ist nicht minder dürr. Nein, hier sei meiner traurigen Wanderung Ende, hier mitten in der furchtbaren Leere."

Er ging mit wankenden Schritten auf einen Sandhügel zu, setzte sich nieder, legte die Hand vor das Angesicht und weinte. Seine Thränen, die mit Unterbrechungen zu zwei und zwei über seine bleichen Wangen rollten, verschwanden vor seinen Füßen im Sande. Es war in seinem Herzen ein

so betäubender Schmerz, daß er darüber das Bewußtsein des Daseins verlor. Bald hörten auch seine Thränen auf zu fließen, sie schienen die letzten Zeichen von einer Bewegung seiner Seele gewesen zu sein. Er hob achtlos den Kopf empor und starrte in die Wüste, als wolle er mit seinem irren Blicke sein Grab messen.

Während er so selbstvergessen und leblos dasaß, zog mehr als eine Karavane vorbei, und die Reisenden derselben, von Mitleid für den Unbekannten ergriffen, frugen nach der Ursache seines Jammers und boten ihm süßes Wasser an. Aber kaum daß der Pilgrim einige Worte ausgesprochen hatte, so rissen sie ihm das Trinkgefäß wieder aus der Hand und spotteten über ihn als über einen Unsinnigen, an den das kostbare Wasser nicht verschwendet werden dürfe. Wie war ihnen dieser Gedanke gekommen? Der Pilgrim hatte Nichts gesagt, was Spott verdiente, nur hatte er, um ihnen seine Dankbarkeit auszudrücken, eine so kraftvolle Sprache und solche erhabene Worte gewählt, daß sie dieselben nicht verstanden, und um ihre Unwissenheit unter Hohn zu verbergen, einander spöttisch angesehen und gelacht hatten. Darum hatte man ihm aus Zorn das Trinkgefäß entrissen, denn der gefühllose Mensch vergiebt niemals denen, welche ihm durch Vergleichung die Niedrigkeit seiner Seele fühlbar machen.

Mit Verzweiflung sah der Pilgrim eine Karavane nach der andern am Gesichtskreise verschwinden, und dann that er die Augen zu, beschloß sie nicht wieder vor dem Licht der Sonne zu öffnen, und sein Herz rief der Welt ein bitteres Fahrewohl zu.

Aber man bricht die Banden des Lebens nicht so leicht.

Der Pilger fühlte noch immer den Durſt. Endlich gelangte er zu dem Augenblick, wo der Geiſt, der uns beſeelt, Gewalt anwendet, um den Leib zu verlaſſen. Da hob der Pilgrim das Haupt plötzlich in die Höhe, als erinnerte er ſich an etwas Vergeſſenes. Auf ſeinem Rücken hing eine Harfe, die nahm er hervor und ſprach: „Der weiße Schwan beginnt den letzten Sang.“ Und ſeine Finger liefen bebend über die Saiten.

Die Töne der Harfe erweckten die Töne in ſeiner Bruſt und der Klang des Spiels verſchmolz mit dem ſeiner Stimme.

Er ſang: „Des Dichters Leben iſt wie ein Wandeln durch Arabiens endloſe Wüſten.

„Mit ruhloſer Seele allein in der Welt, findet er nie, was ſeinen Durſt löſche.

„Unbefriedigt von dem, was iſt, träumt er von Dingen, die nie beſtanden.

„Er ſucht Schönheit, wie ſie auf Erden nicht gefunden wird, er hegt Wünſche, welche nicht erfüllt werden können.

„Wie der Adler, welcher die Glut der Sonne nicht ſcheut, dringt er empor über die bewohnten Kreiſe der Welt, und bietet ſeine Liebe kühn den Engeln des Himmels dar.

„Und die Engel des Himmels empfangen ſeine Liebe und koſen mit dem, welcher ſtark genug war, um zu ihnen emporzuklimmen.

„Aber gleich wie die Schwingen des Adlers ermatten und ihn zwingen, auszuruhen auf der Erde,

„So ermatten auch die Traumflügel des Dichters und zwingen ihn zur Wirklichkeit zurückzukehren.

„Und dann, o Gott in den Himmeln, dann fühlt er, welch furchtbar Geſchenk du ihm gabſt!

„Denn die Natur ist ohne Farbe, die Mädchen sind ohne Schönheit, die Früchte der Erde sind bitter, die Blumen des Feldes welk, und die Stimmen der Menschen rauh gleich dem Gekrächze der Raben,

„Für ihn, der im Himmel gewesen ist, der das glänzende Antlitz der Engel geschaut hat, der mit Wollust am Busen eines Seraphs hat schlafen dürfen und seiner Stimme Süßigkeit gehört hat.

„O Dichter, Dichter, warum könnt Ihr nicht immer träumen? Warum entfällt Euerer Hand die Frucht, wenn Euere Lippen sich öffnen, sie zu kosten?

„Kein Glück käme dem Euern gleich, wäre Euch mit der Kraft zu schaffen, auch die Macht zu besitzen gewährt.

„Denn Ihr begehrt gleich einem Gotte, und mit Euern Armen umfaßt Ihr das Geschaffene wie das Ungeschaffene, als ob Alles Euch zugehörte.

„Und wenn Ihr die Schatten von Allem besessen habt, wenn Ihr den Duft aller geträumten Früchte kennt, wenn Ihr allen Engeln abwechselnd Eure Liebe geweiht habt, was kann Euch da noch übrig bleiben?

„Nichts. Die Schöpfung wird grau und dürr in Euern Augen, und die Welt verwandelt sich für Euch in eine kahle Wüste, wo Nichts sich Euch bietet als eintöniger Sand und versengende Sonne."

Der Pilgrim schilderte in diesem Liede die beklagenswerthe Leere seiner Seele; er selbst war der Dichter, der mit allen Träumen der Einbildung gekos't hatte und nun' mit kaltem, abgestorbenem Herzen dem Tode als dem ersehnten Ziele seiner traurigen Lebenswanderung entgegensah.

Während er in seinem Gesange noch fortfuhr, wurde sein Ohr plötzlich durch einen wunderbaren Laut getroffen; seine Finger blieben auf den Saiten liegen, seine Lippen blieben bei dem Bilden eines Tons geöffnet, und ein kaum sichtbares Lächeln zeigte sich auf seinem Antlitz.

Es war ihm, als hätt' er die Saiten einer andern Harfe gehört, als hätte eine andere Stimme der seinen geantwortet. Er lauschte, aber er wagte nicht sich umzusehen, damit er nicht vielleicht etwas von dem geheimnißvollen Getön verlieren möge.

Bald hallte ihm eine volle Männerstimme in das Ohr, die trotz ihres ernsten Klanges voll eindringender Süßigkeit war. Der Dichter fühlte sich bis in das Tiefste seines Herzens getroffen; zum ersten Male hörte er einen Gesang erhaben wie er ihn oft geträumt.

Nachdem er zwei Mal mit ungemeiner Kraft in die Saiten der Harfe gegriffen, antwortete der geheimnißvolle Sänger in dieser Weise auf den Klaggesang des Pilgers:

„Ja, das Leben des Dichters ist eine endlose Wanderung durch die Wüsten Arabiens.

„Aber die Wüsten Arabiens haben Lusthaine und silberne Wasserquellen, singende Vögel, saftige Früchte, köstliche Blumen.

„Ihr habt auf Eurer Wanderung die Lusthaine von Weitem gesehen, aber Ihr habt sie geringgeschätzt und gesagt: die Bäume der Erde sind nicht grün genug für mich, die Blumen der Erde haben keine Farbe.

„Ihr habt von fern auch das Murmeln der Bäche gehört, aber Ihr seid vorübergezogen, ohne Euern Durst zu

löſchen, denn Ihr ſagtet: das Waſſer der Erde iſt unrein und erquickt nicht.

„Und Ihr habt von Weitem auch die Schleier der Mädchen wehen ſehen, habt ihre langen Locken im Winde flattern ſehen, und Ihr habt Euer Geſicht von ihnen abgewandt, denn Ihr ſprachet: die Mädchen der Erde gleichen nicht den Engeln, die ich liebe.

„Ihr habt die reichgefärbten Vögel geſehen, die Euch verkündigen kamen, Gott habe dort einen Hain geſchaffen, um Euch zu empfangen, aber Ihr habt Eure Ohren geſchloſſen und geſagt: die Vögel ſingen nicht wie die Vögel in meinen Träumen.

„Und Ihr habt Nichts genoſſen, Nichts beſeſſen, weil Ihr Nichts genießen, Nichts beſitzen wolltet.

„Glaubt mir, was der Dichter immer träumen mag, es findet ſich auf der Erde, denn ſeine Einbildung entſprießt der Kenntniß des Vorhandenen.

„Und mit der Kraft zu ſchaffen habt Ihr auch die zu beſitzen; des Menſchen iſt der Zauberſtab, der ihm das höchſte Glück gewähren kann, ſobald er nicht als Thor das Weſentliche verläßt, um Schatten nachzujagen.

„Dichter, Dichter, koſtet die Früchte, bevor Ihr dieſelben verſchmäht, gebt Eure Liebe einem Mädchen, bevor Ihr klagt, daß ſein Herz arm ſei, und betrachtet die Blume, bevor Ihr deren Farbe läugnet.

„Und dann werdet Ihr ſtaunen ob dem Duft der Früchte, ob dem Herzen des Mädchens und ob dem Glanz der Blumen.“

Der Pilgrim ſaß bewegungslos. Jedes Mal, daß ein tieferer Ton die geheimnißvolle Stimme ſchwingen machte,

wie ein Windstoß zwischen Eichenlaub hallt und bebt, klopfte sein Herz stärker, und er hielt seinen Athem an, um alle seine Kräfte im Gehör zusammenzufassen.

Die Stimme verhallte, und jetzt erst wandte der Pilgrim sich um. Kaum hatte er es gethan, so neigte er zum Zeichen der Ehrfurcht tief das Haupt.

Es stand vor ihm ein Greis mit edlem Antlitz, dessen Wangen, obwohl durch die Jahre gefurcht, doch noch die Blüte der Jugend behalten hatten, und dessen Miene unter seinem schneeweißen Haare die eines Gottes war. Das weite Kleid, welches er trug, war von blendendem Weiß und gab ihm das Ansehen eines Priesters. Mit einem Lächeln voll Güte den Pilgrim betrachtend, schien er auf seine Antwort zu warten.

„O Vater," rief der Pilgrim, „wer lehrte Euch nur diese Gesänge? Wer lehrte Euch die Sprache, welche das Herz in solche süße Entzückung versetzen kann?"

„Dichter wie Ihr," antwortete der Greis, „bin ich auch mit Traurigkeit und tiefem Schmerz durch die Wüste des Lebens gewandelt, auch ich habe gewagt zu sagen, die von Gott erschaffene Natur wäre zu schlecht und zu arm für mich, auch ich verschmähte die immer grünende Oasis Arabiens, und die Mädchen und die Früchte der Erde. Und zur Strafe meiner undankbaren Vermessenheit gerieth auch ich in Verzweiflung und wurde des Lebens müde, doch in mich selbst zurückkehrend untersuchte ich die Dinge, welche mich umgabent mit mehr Gerechtigkeit, und ich fand Alles, was ich geträum, hatte."

„Darf ich das glauben?" rief der Pilgrim; „habt Ihr

denn auf Erden den Engel gefunden, welchem die Liebe Eurer Jugend geweiht war?"

„Diesen Engel hab' ich gefunden," war die Antwort des Greises.

„Habt Ihr die Paläste gefunden, welche Eure Einbildung Euch baute?"

„Die Paläste hab' ich gefunden."

„Und Ihr habt auch die Lieder, die Früchte, die Bäche, die reinen Triebe, die warmen Freunde, alles das geträumte Glück gefunden?"

„Dies Alles hab' ich gefunden," wiederholte der alte Dichter mit einem Lächeln der Befriedigung, und den jungen Pilgrim bei der Hand fassend und ihn mit sich führend, sagte er: „Kommt mit mir, und ich will Euch zeigen, daß die Erde mehr zu geben vermag, als die Einbildung eines Sängers." Mit seinem Finger nach der Richtung der sinkenden Sonne deutend, hob er wieder an: „seht Ihr dort, hinter den Sandhügeln, nicht einige grüne Gewächse, die auf dem Grund zu liegen scheinen?"

„Ja," antwortete der Pilgrim, „ich habe sie schon lange bemerkt; gewiß sind es einige kriechende Gewächse, welche aus den Händen der geizigen Natur auf diese Wüste gefallen sind."

„Nein," entgegnete der Greis, „das sind die Wipfel der Bäume, welche meinen Palast mit unvergänglichem Laube überschatten, und wenn Ihr die wenigen Blätter nicht verachtet hättet, so würdet Ihr, so gut wie ich, das Glück, welches unter ihnen verborgen liegt, gefunden haben. Seht Ihr, wie der Hochmuth Euch irreleitet?"

Der Pilgrim schwieg, denn er fühlte, daß der Verweis

verdient war. Er überlegte es ſich während des Gehens, wie oft er das irdiſche Glück verſchmäht hatte, ohne es verſuchen zu wollen. Und dieſe Erinnerung machte, daß er wirklich Hoffnung auf die Freude faßte, welche ihm in der Verwirklichung ſeiner ſchimmernden Träume verheißen war.

Sie gelangten endlich, wenn auch nicht ohne Mühe, auf die Sandhügel. Dort hieß der Greis den Pilgrim ſtillſtehen und zeigte ihm ein tiefes Thal, welches mit üppigem Wachsthum wie ein Teppich zu ihren Füßen ausgebreitet lag. Der junge Sänger erhob voll Erſtaunen die Arme, und die Augen über die Schönheiten der wundervollen Oaſis ſchweifen laſſend, blieb er ſprachlos ſtehen.

Wohlan," frug der Greis triumphirend, „hat Eure Einbildung Euch je ſolchen Reichthum, ſolchen Reiz dargeboten?"

„O Vater," antwortete der Pilgrim in der äußerſten Entzückung, „wenn nicht meine Seele dies Alles in einem trügeriſchen Spiegel ſieht, wenn, was vor mir liegt, Wirklichkeit iſt, ja, dann muß ich bekennen, daß ich durch meine Klaggeſänge die Natur und die Gottheit geläſtert habe."

„Die Binde iſt von Euern Augen gefallen," ſprach der Greis, während er mit dem Pilger in das Thal niederſtieg. „Geſtern würdet Ihr das Alles ohne Farbe und ohne Anziehung gefunden haben, aber heute iſt Eure Genußkraft verdoppelt. Kommt denn, und Ihr ſollt das geträumte Glück ſchmecken können, aber hütet Euch, daß Eure Seele nicht in den trügeriſchen Himmel der Einbildung emporſteige, und ſich unerfüllbaren Gelüſten hingebe, denn in dem Augenblicke, daß der Dichtergeiſt Euch neue Traumbilder vorführte, verſchwände alle die Schönheit, die Euch jetzt entzückt, ohne Wiederkehr."

Der junge Sänger, ganz Erwartung der kommenden Freuden, schritt im tiefsten Schweigen weiter. Der Wind, der über die Oasis streifte, trug ihm eine mit Düften geschwängerte Luft entgegen, und bei dem Einathmen derselben fühlte er aus seinem Herzen mit dem warmen Blute zugleich eine unbekannte Kraft durch seine Adern strömen, und immer heller wurde in seinen Augen das Gold der Früchte, das Grün der Kräuter, das Azurblau der Blumen.

Ueber den schwellenden Rasen hinschreitend zertraten sie tausende von Blumen, welche den Boden zu einem Sternenhimmel umschufen. Als der junge Sänger den Fuß auf den funkelnden Kelch einer Tulpe gesetzt hatte, blickte er betrübt zurück nach dem Platz, wo er sie zertreten glaubte, aber mit der größten Verwunderung sah er sie sich aufs Neue vom Grunde erheben und herrlicher noch als vorher prunken. Ebenso bemerkte er, daß auch die andern daniedergetretenen Blumen sich wieder aufrichteten.

Aber so sehr die Oasis auch über seine Erwartung hinausging, doch erschien sie ihm nicht vollkommen, denn sich selbst und den Greis ausgenommen, gewahrte er kein menschliches Wesen. Schon sprach er mit neuer Vermessenheit: „meine Träume, meine Dichterträume, ihr wart doch schöner!“ da hörte er plötzlich in der tiefsten der Schattenfernen ein Spiel von Harfen und von Zithern, in welches sich dann und wann ein noch zarterer Klang mischte, ein Klang wie vom reinsten Silber. Das Antlitz des Pilgrims zeigte eine heftige Bewegung. „Vater,“ rief er, „nehmt zusammen was uns noch an Kraft übrig blieb und laßt uns eilen: die Stimme, die uns erreicht, ist die der so lange geträumten Frau, ich hörte

und in sich sämmtliche Reize vereinigte, wodurch die Andern sich einzeln auszeichneten. Ihr Wuchs war höher und schlanker, ihre Locken waren länger, und ihre Finger, die sie noch nicht von den Saiten weggenommen hatte, zarter und rosiger. Unter ihren blonden Wimpern schimmerten Thränen, wie Thautropfen, welche in der Höhlung der Rosen den Morgen erwarten. Sie weinte nicht aus Traurigkeit, sondern aus ihr noch unverständlicher Sehnsucht. Sie allein trug ein Kleid von der Farbe des reinen Himmels, und um ihren weißen Hals legte sich eine Perlenschnur, welche, gleich einem Sternenkranz, sie mit einem Lichtkreis umstrahlte. Neben ihr erschlossen unaufhörlich neue Blumen ihre reichgefärbten Kelche.

Der junge Pilgrim stand vor Ehrfurcht und Liebe zitternd vor diesem bezaubernden Mädchenkranz; er war von solcher Begierde ergriffen, daß er keine Einzelne sah, sondern Alle mit einem Blicke umfing. Das Entzücken hatte ihn dermaßen verblendet, daß er sogar des langgeträumten Engels seiner treuen Dichterliebe vergaß, um sich an aller der ihm dargebotenen Schönheit zu weiden.

Bis jetzt hatten die Mädchen den Pilgrim nicht wahrgenommen, da sie alle mit dem Rücken gegen ihn gewendet saßen. Doch kaum näherte er sich dem Wasserbecken, als die spielenden Fischchen erschreckt in die Tiefe fuhren. Dadurch bewegten sie die Wasserfläche, und die Mädchen sahen auf.

Ein freudiger Schrei entfuhr ihnen, als wäre die Ankunft des Fremdlings ein ihnen verheißenes Glück gewesen. Sie sprangen auf, warfen Kämme und Schalen in die Blumen des Rasens und eilten lächelnd auf den Pilgrim zu.

Dieſer ſah ihnen geſpannt entgegen und bemerkte nicht, daß die Trägerin der lichten Schnur hinter einigen Roſenſträuchern verſchwand und dann in ſchnellem Lauf zwiſchen den Bäumen dahinflüchtete.

Die freudigen Töchter der Oaſis gingen nicht mit dem gewöhnlichen Tritt der Frauen über das Gras, es wäre ſchwer geweſen, auf demſelben ihren Fußſtapfen zu entdecken. Ihre Finger fühlte der Pilgrim zwiſchen den ſeinen brennen, die roſige Wange der einen legte ſich an die ſeine. Sie zogen ihn mit ſich fort, er ließ ſich auf das Gras nieder. Zwei machten ihm aus ihren weichen Armen ein Kiſſen für ſein Haupt, andere nahmen die Harfen und begannen ein verführeriſch Lied, noch andere endlich ſalbten ſein Haar mit köſtlichen Oelen aus den Alabaſtervaſen und ſchmückten es dann mit einer Krone von Blumen, die unter ihren Fingern aus dem Boden ſproßten. Aber mit Erſtaunen ſah der Pilgrim, daß immer ein bunter Kelch nach dem andern von ſeinem Haupte herabfiel, und ſeufzend ſprach er: „o ihr lieblichen Kinder der Wüſte, was für einen vergänglichen Kranz habt Ihr mir geflochten!“ Da antwortete das junge Mädchen, welches ihm den Kranz auf die Stirn geſetzt hatte: „Dichter, dies iſt die Krone der weltlichen Luſt.“

Ein trauriger Gedanke wollte ſich einen Weg in das Herz des Pilgers bahnen, aber die Liebkoſungen der Mädchen ließen ihm keine Zeit zu denken, und er gab ſich wiederum ohne Furcht dem Genuß hin. Erſt als ſein Kranz ganz verwelkt und zerdrückt war, empfand er neuerdings Sehnſucht und Unruhe, und bemerkte nun auch zugleich, daß keines der Mädchen die Stimme ſeiner Traumgeliebten hatte. Und

er frug eine von den Töchtern der Oasis: „Ihr habt noch eine Schwester?“

„Ja, Sänger,“ war die Antwort, „wir haben noch eine Schwester, die uns alle an Schönheit übertrifft und deren Stimme auf Erden ihres Gleichen nicht hat.“

„Wie ist sie denn da, reizendes Wüstenkind? schildere mir ihre Schönheiten.“

„Dichter, sie hat so langes, volles und weiches Haar, daß sie sich darein hüllen kann wie in einen Schleier. Wenn sie auf einem Bett von Lilien und Rosen schläft, so schließen die Blumen vor Scham ihre Kelche. Ihre Augen haben ein schöner Blau als das des Himmels und sind immer feucht von liebevollen Thränen. Um ihren Hals trägt sie eine Sternenschnur, die sie aus ihrem Geburtsort mitgebracht hat; ihre Stimme bringt Erschütterung in alle Herzen, und es ist, als würde man, vernimmt man sie, zum Himmel emporgetragen — ihr Name ist Seelenminne.“

Das Antlitz des Pilgers verrieth bei jedem Worte des Mädchens größere Bewegung, sie schilderte das Urbild seiner Träume. „O Jungfrau,“ rief er, „geleitet mich zu Eurer Schwester! Ich vergehe vor Verlangen.“ Und in demselben Augenblicke sah er in der Ferne zwischen den Bäumen einen blauen Schleier wehen und erkannte das Antlitz der schönsten Jungfrau.

Ohne den Töchtern der Oasis Lebewohl zu sagen, sprang der Pilgrim auf und eilte aus allen Kräften der flüchtenden Jungfrau nach. Seine Bestrebungen schienen vergebens, sie lief so leicht und so schnell, daß er sie nicht zu erreichen vermochte. Doch gab er darum den Muth nicht auf, je mehr

Mühe die Erfüllung seines Verlangens ihm kostete, desto heftiger wurde dieses. Sicher würde er den Gegenstand seines brennenden Begehrens bis zur Ermattung verfolgt haben, wäre ihm der Zufall nicht günstig gewesen. Er hatte die Jungfrau völlig aus dem Gesicht verloren und stand in Verzweiflung einen Augenblick still, unsicher, wohin er sich nun wenden solle, da kam sie, ohne seine Nähe zu vermuthen, hinter einigen dichten Blüthensträuchern zum Vorschein. Mit offenen Armen auf sie zustürzend schloß er sie kräftig an seine Brust und rief: „endlich besitz' ich Euch! Euch, die Göttin meiner Gedanken, Euch, die seit langen Jahren meine Seele in Liebe entzündet hat, um die ich so viele Thränen vergossen habe. O ich flehe Euch an, verlaßt mich nicht!"

Die schöne Tochter der Oasis blickte tief in die Augen des hingerissenen Pilgers. Dieser sah Thränen auf ihren Wangen, und die Jungfrau loslassend, kniete er ehrfurchtsvoll vor ihr nieder und erhob die Arme zu ihr, als wollte er sie um Gnade flehen.

Ein unaussprechliches Lächeln überlief ihr Antlitz. Ihre Lippen öffneten sich, wie die Blätter der Rose beim Lichte des Morgens, sie legte ihre Arme um den Hals des Pilgrims, hob ihn auf und sprach: „Sänger, ich liebe Euch."

Der Pilger erhob die Augen gen Himmel, wie ein Heiliger, der in einer Verzückung das Paradies geöffnet sieht. „Ihr liebt mich, Ihr, das schönste Frauenbild des Himmels und der Erde, Ihr, mein goldner Traum!"

„Könnt Ihr das fragen, Sänger? Ja, längst schon lieb' ich Euch, und tausend Mal habt Ihr mich umfaßt. War ich nicht immer gegenwärtig, wenn Ihr sanget? Hab' ich

nicht mit Euch geweint und gelitten, wenn die Welt Schmerzen auf Euch häufte und Eure Stirn mit Trauer umhüllte? O Ihr habt mich oft gerufen, und ich bin immer gekommen."

„O ja," rief der Pilgrim wahnsinnig vor Glück aus, „Ihr seid mir eine vertraute Freundin, aber noch nie hab' ich Euch, wie jetzt, mit den Armen meines Leibes umfangen. Ja, Ihr wart in meiner Seele, Ihr weintet mit ihr, Ihr sprachet mit ihr, aber jetzt fühl ich Euer Herz an meinem Herzen stürmen, jetzt dürfen meine Hände über Euer Haupt gleiten — o, Himmelskind, Ihr wißt nicht, was für Seligkeit das ist! Eure Schwestern sind Nichts neben Euch, die Ihr die Vollkommenheit selbst noch übertrefft."

„Meine Schwestern, sagt Ihr, Sänger? Ich habe keine Schwestern. Die Jungfrauen, welche Ihr gesehen habt, sind die Kinder der Erde, und tragen den Namen der Freuden, welche die Welt zu geben vermag, aber ich bin die Tochter des Denkvermögens, das Kind einer Vermischung des menschlichen Geistes mit einem Strahl der Gottheit, ich bin die Frucht der Seelenverzückung."

„Und der Name Eures Vaters?" frug der Pilgrim.

Die Jungfrau neigte sich ehrerbietig bis zur Erde und antwortete: „Ihr, edler Sänger, seid mein Vater und mein Geliebter, und ich bin Euch Tochter und Geliebte, denn aus Euerm Gehirn bin ich entsprossen und aus dem reinsten Feuer Eurer Seele ist die meinige gebildet. Ihr habt mich geschaffen, um Euch zu lieben, Ihr habt, mich schaffend, mir die Liebe Eures Herzens eingeflößt. Urtheilt nun, wie glücklich ich in Eurer Gegenwart sein muß, da ich nur durch Euch

und für Euch bestehe. Aber ach, dieses Glück wird die Ursache meines Todes sein. Ich will Gott danken, wenn ich Eure Liebe und mein Leben bis morgen behalten kann."

Ein wirklicher Schmerz erfüllte, vielleicht zum ersten Male, das Herz der Jungfrau; sie ließ ihr holdes Haupt auf ihre Schulter sinken und ihre Thränen auf das Gras fallen.

Der Pilgrim begriff diese plötzliche Traurigkeit nicht, dennoch ergriff ihn die düstere Vorhersagung mächtig. Er umschlang angstvoll die Jungfrau und rief: „mein angebeteter Traum, das Leben ist so stark in Euch, Seele und Leib prangt bei Euch in gleicher Kraft — wie solltet Ihr sterben können?"

„Sänger, Sänger, Ihr habt noch nie nach dem Räthselwort des Dichterschmerzes gesucht. Mit Eurer Liebe empfing ich das Leben, mit Eurer Liebe werde ich es verlieren."

„Aber, Engel, meine Liebe ist ewig."

„Sobald Ihr mich besitzen werdet, muß Eure Liebe zu mir vergehen, so ist das Gesetz der menschlichen Natur, welchem auch der Dichter unterworfen ist. Glaubt mir, morgen schon wird ein anderes Bild Euerm Gehirn entspringen, eine Jungfrau, die Ihr schöner finden werdet als mich, und Ihr werdet der Vater und der Liebhaber dieses andern Traumbildes sein. Darum fliehe ich Euch, denn Euer Umfangen tödtet mich."

„Nie, nie," rief der Pilger, „kann meine Liebe zu Euch vergehen. Ich schwör' es, meine Lieder, meine Gedanken, meine Wünsche bleiben für Euch. Seid Ihr nicht der schönste Engel der Einbildung und der Wirklichkeit? O trocknet die

Thränen und laßt mich ohne Rückhalt und ohne Furcht Euch besitzen."

Die Jungfrau erhob das Haupt und zeigte dem Pilgrim ein Antlitz, auf welchem statt der Thränen ein süßes Lächeln glänzte. Dann sank sie an die Brust des Geliebten, heftete einen magnetischen Blick auf ihn und sprach: „Eure Liebe ist bei dem Anblick meiner Thränen gewachsen und zugleich hat sich auch meine Lebenskraft vermehrt. Wohlan, ich verbanne die schmerzlichen Gedanken, um mich mit meinem Vielgeliebten der Freude hinzugeben. Lauschet! Hört Ihr das Singen und den Saitenklang? Das ist das für Euch vorbereitete Fest. Kommt denn und laßt uns die Lust der Welt genießen."

Der Pilgrim hörte in der That einen Chorgesang von lieblichen Stimmen und ließ sich von der sanften Hand seiner Freundin geleiten. Die Sonne war längst hinter den Sandhügeln gesunken, und das wenige Abendlicht, welches noch in der Oasis übrig blieb, würde nicht hinreichend gewesen sein, um, ohne Gefahr sich zu verletzen, sich durch die Gesträuche drängen zu können, doch die Sternenschnur warf ein helles Licht rund um das glückliche Paar. Nach einem kurzen Gange kamen sie vor einen stattlichen Palast, welcher wie ein riesiges Juwel im Grünen prunkte. Tausende von Lichtern schimmerten durch die Weinranken, welche wie eine Tapete die Mauer bekleideten, und während die Klänge der schönen Frauenstimmen in das umgebende Gebäumte*) drangen, antwortete aus dem Laube ein Chor von Vögeln auf den Gesang der Töchter der Oasis.

*) Geboomte. Ebenso gut im Deutschen anzuwenden, wie Gehölz, Gesträuch, Gewölk, Gestein.

Der Pilgrim trat mit seiner Geliebten in den Palast und kam in einen sehr weiten Saal. Die Jungfrauen waren hier noch zahlreicher als an dem Wasserbecken; der Pilgrim hatte mehrere von ihnen noch nicht gesehen. An Tischen von getriebenem Gold und Silber sitzend, sangen und spielten sie mit einer wunderbaren Einstimmigkeit. Die Wände des Saales waren mit Gemälden bedeckt, welche die Freuden der Erde darstellten, auf den leeren Stellen zwischen den glänzenden Rahmen hingen lange Gewinde von Blumen, die aus Rubinen, Diamanten, Sapphiren und Smaragden gemacht waren und den Saal heller als mit Fackelglanz erleuchteten. In der Mitte stand, prächtiger als Alles, ein unschätzbarer Thron.

Der Pilgrim wurde von seiner Freundin an das obere Ende des Saales geleitet, wo ein Ruhebett mit weichen Kissen stand. Ihn auf diese niederziehend, und mit der Hand ein Zeichen gebend, rief sie: „Wein für meinen Geliebten!"

Eines der Mädchen, welches mit Blumen und Kornähren gekrönt war, setzte einen goldenen Kelch vor den Pilgrim nieder, während andere in einem schönen Körbchen Trauben von allerlei Farbe herbeibrachten. Das Mädchen mit der Krone nahm eine Traube und preßte dieselbe über dem Kelche aus; der purpurne Saft spritzte in Strahlen zwischen ihren schönen Fingern hervor und füllte bis zum Rande den Kelch, welchen sie dann dem Pilgrim anbot.

Nie hatte dieser solchen Wein gekostet; es drang ihm mit dem Trank ungeahntes Leben durch die Brust, und als er den Kelch geleert hatte, reichte er ihn dem Mädchen wie-

der hin und sprach: „schenkt mir noch ein, schenkt mir unermüdlich ein, liebes Wüstenkind — mich dürstet noch.“

Sie drückte eine andere Art Traube aus, der Pilger trank und dürstete noch immer. Aber nachdem er eine gewisse Anzahl verschiedener Weine versucht hatte, empfand er weniger Genuß, und bald wies er sogar den ihm dargebotenen Kelch mit Widerwillen von sich, obgleich noch Trauben genug in dem Körbchen waren.

Seine Freundin gab ein neues Zeichen und rief: „mein Geliebter sei König der Erde!“

Ein anderes Mädchen, welches eine goldene Binde um die Stirn trug, näherte sich dem Pilgrim, nahm ihn bei der Hand, leitete ihn nach dem Thron, ließ ihn auf den königlichen Sessel niedersetzen, gab ihm einen Scepter in die Rechte und drückte ihm eine glänzende Krone auf den Scheitel. Zugleich erhoben die Töchter der Erde sich von ihren Sitzen und knieten mit zu Boden gebogenem Haupte vor dem erstäunten Pilger nieder. Dann erhoben sie das Haupt und begannen einen Gesang, in welchem sie die Tugenden, die Macht und die Herrlichkeit ihres Herrn und Meisters bis zum Himmel erhoben.

„Falschheit!“ dachte er. „Ihr singt Tugenden, die ich nicht besitze — ich bin ein Mensch, der Schwachheit unterworfen, kein Gott, nicht unfehlbar.“

Aber während diese demüthigen Gedanken in ihm entstanden, erhoben sich außerhalb des Palastes tausende von Stimmen, als wäre eine unzählbare Menge in die Oasis gedrungen. Der Name des Pilgrims wurde, mit Segnungen begleitet, wieder und wieder ausgerufen. Da verführte ihn

einen Augenblick der Hochmuth, und er achtete sich auf das Aeußerste glücklich, daß er über so Viele zu gebieten habe. Aber was ihn bald ermüdete, war, daß er auch nicht das leiseste Lächeln mehr auf den Lippen der Jungfrauen sah; in ihren Zügen war ein kalter Ausdruck von Ehrerbietung, aber keine Liebe, kein: Freundlichkeit mehr. Auf seine liebreichen Worte wurden ihm Antworten zu Theil, die schmeichlerisch waren, aber Nichts bedeuteten, er sah, daß man nicht mehr ihm huldigte, sondern nur der Krone, welche er trug. Plötzlich warf er dieselbe zusammt dem Scepter mit Heftigkeit von sich und rief: „fort, fort mit dem Glück, das sich nicht theilen läßt! Für einen Kuß meines Engels geb' ich alle Kronen der Welt."

Ohne auf seinen Zorn zu achten, gab seine Freundin abermals ein Zeichen und rief: „mein Geliebter soll der Reichste auf Erden sein!"

Auf diesen Befehl brachten die Jungfrauen ganze Massen von Gold und Gestein vor den Thron. Die Augen des Pilgrims funkelten vor einer neuen Lust, er beschäftigte sich eine Zeit lang mit der Betrachtung der Schätze, welche vor ihm ausgebreitet lagen. Aber bald fühlte er, daß je länger er seinen Reichthum anschaute, sein Herz um so kälter wurde und sich mit schlimmen Lüsten füllte. Da wandte er das Antlitz mit Verachtung von dem Gelde ab und sprach: „sind dies die Freuden der Erde? O es giebt nur ein Glück, und das ist die Liebe. Eure Liebe sei mir zurückgegeben und ich begehre weiter Nichts mehr."

Mit diesen Worten verließ er den Thron und gedachte, seine Freundin zu umfangen, aber sie winkte nochmals mit

der Hand und sprach: „Kinder der Erde, ich übergebe Euch meinen Geliebten — lehrt ihn das Glück der irdischen Liebe kennen.“

Auf einem weichen Teppich in der Mitte duftiger Rosen hingelagert, genoß der Pilgrim Alles was irdische Schönheit gewähren kann. Aber bald empfand er, daß selbst dieser Genuß kein unerschöpflicher sei. Allmählich versank er in eine stille Träumerei, aus welcher alle Bemühungen der Jungfrauen ihn nicht wecken konnten. In diesem Augenblick ging ein Klang durch den Saal, der aus ehernen Saiten zu tönen schien und das Geläut der Zithern beherrschte, wie die Stimme des Mannes die Stimme der Frau beherrscht.

Der Pilgrim schien von Begeisterung ergriffen, die Töne übten eine wunderbare Macht über ihn aus, denn er stieß selbst seine Freundin von sich, um ganz ohne Störung dem ehernen Klange lauschen zu können.

„Dichter, Dichter!“ rief seine Geliebte, ihn mit beiden Armen umfangend, „hört mich noch ein Mal, denn ich fühle den Tod in mir — das Blut erstarrt in meinen Adern.“

Seiner vorigen Liebe eingedenk küßte der Pilgrim sie voll Mitleid, doch ohne Zärtlichkeit. „Ihr sterbt?“ sprach er. „Ja, ich sehe die Bläße des Todes auf Eurem Antlitz, Eure Augen werden matt und dunkel. Fahrt denn wohl, Ihr, die ich liebte.“

„Seht Ihr,“ frug sie, „daß ich die Wahrheit sprach? Ihr liebt mich nicht mehr, und ich sterbe. Doch es thut Nichts,“ fuhr sie mit einem tröstenden Lächeln fort, „morgen werdet Ihr wieder ein anderes Traumbild lieben, und in diesem Bilde werde ich wieder aufleben, nur meine Gestalt

wird verändert sein. Fahrt wohl denn — ich scheide.“ Sie sank kalt auf den Teppich. Die andern Mädchen fuhren fort, zu singen und suchten den Pilgrim wieder zu umgarnen, doch ganz unter dem Zauber der männlichen Töne, welche er hörte, antwortete er ihnen nur mit einem verachtenden Lächeln, und durch das geheimnißvolle Spiel zu dichterischer Gluth entzündet, faßte er seine so lange vergessene Harfe, ließ den Saal von ernsten kräftigen Tönen erschallen und hörte erst auf, als seine Finger ermüdet waren. Da gewahrte er, daß auch das unsichtbare Saitenspiel verklungen war, und zugleich machte ein plötzliches Gefühl von Schreck und Abscheu ihn vom Boden aufspringen. Die Harfe entfiel seiner bebenden Hand, und er blieb schaudernd stehen.

Die Töchter der Oasis, welche man ihm die Freuden der Erde genannt hatte, waren verschwunden und an ihrer Stelle saßen in denselben Kleidern ebenso viele entfleischte Gerippe oder entsetzliche Leichname; die Früchte, welche noch auf dem Tische standen, waren verfault; das Gold war mit Grünspan überzogen, mit einem Worte, alles das Schöne, das er bewundert hatte, war nichts mehr als Fäulniß und Vergänglichkeit; die Luft, die er einathmete, war erstickend, der Duft der Rosen hatte sich in einen widerlichen Geruch verändert. Nachdem er einige Augenblicke auf die jammervollen Ueberbleibsel seines Glückes hingestarrt hatte, verließ der Pilgrim mit unsichern Schritten den Palast. Er gedachte sich unter die Bäume der Oasis zu flüchten, um seinen Dichterhang fortzusetzen, doch er sah sich in seiner Hoffnung betrogen. Der Sturm hatte die Blätter der Bäume in der Wüste zerstreut, und die goldenen Früchte in den Staub ge-

schleudert; eine brennende Luft hatte die Blumen versengt und die Wasser verzehrt, und die Vögel waren aus ihren zerstörten Nestern geflüchtet und hatten die vernichtete Oasis verlassen.

Auch dem Pilger blieb nichts Anderes übrig, aber umsonst suchte er die Sandhügel wieder zu erreichen, er konnte zwischen den gestürzten Baumstämmen den Weg nicht finden. Während er verzweifelnd umherirrte, kam ihm plötzlich der Greis entgegen, den er so thörichter Weise verlassen hatte. Der Alte lächelte bedeutungsvoll und fragte: „wohlan, Dichter, habt Ihr nun die irdischen Freuden, die weltlichen Genüsse geschmeckt? Sind Eure Gelüste nun gestillt?"

„Böser Mensch," fiel der Pilgrim gegen ihn aus, „welche feindselige Gesinnung trieb Euch, mich in diese Oasis zu geleiten, mit der Absicht mich das genossene und verlorene Glück ewig betrauern zu machen!"

„Ich selbst bin dieses genossene Glück," antwortete der Greis, „und mein Name ist Erfahrung. Das Mitleiden, welches ich mit Euerm unaufhörlichen Dichterschmerze fühlte, trieb mich an, Euch eine Lehre zu geben, durch die Ihr zugleich den Werth des irdischen Glückes und einer geträumten Wollust kennen lernen möchtet. Sie sollte Euch beweisen, daß eines Dichters Loos besser sei als das eines gewöhnlichen Menschen, der außer der faßbaren Welt Nichts besitzt. Das irdische Glück hat Euch so eingenommen, das Ihr den Weg nicht mehr wißt, um Euch von demselben zu entfernen. Wohlan, ich will Euch führen und Euch während des Weges die Auslegung von dem geben, was Euch widerfahren ist."

Er schlug einen andern Pfad ein und während er mit

dem Pilgrim vorwärts eilte, sprach er zu ihm in folgender Weise:

„Ihr seid nicht wie ein anderer Mensch gemacht: ein Dichter empfängt bei seiner Geburt ein größeres Theil von dem Geiste der Gottheit, darum strebt er auch mit seiner Einbildung himmelwärts, als wollte er noch vor seinem leiblichen Tode bereits nach dem Wohnsitze seines Vaters emporklimmen. Für ihn giebt es mehr als eine Welt; sein Dasein ist nicht gleich dem der andern Menschen an die Erde gebunden, denn mit dem Strahl von Gottes Geist empfängt er auch die Kraft, sich selbst sein Glück zu schaffen. Begehrt er eines Engels Liebe, er schafft sich einen liebevollen Engel; begehrt er eine Oasis, er schafft sich eine baumreiche Oasis. Folglich ist er Meister der geschaffenen und der ungeschaffenen Natur. Warum beklagt Ihr Euch also, da doch Gott Euch mit größerer Genußfähigkeit geschaffen hat? Warum werft Ihr dem Schöpfer vor, daß seiner Hände Werk nicht vollkommen sei, da Euch doch die menschliche Natur aus dem Himmel der Einbildung zurückzieht?"

„Ich verachte die Dinge dieser Welt mit Recht," fiel der Pilgrim ein; „seit ich in der Oasis gewesen bin, kann Nichts auf Erden mir mehr genügen, denn Nichts kommt den Schönheiten gleich, die ich dort fand."

„Glaubt Ihr denn, die Oasis habe Euch Dinge gezeigt, welche nicht der Erde angehören?"

„Ja, das glaube und weiß ich, sonst würde nicht Alles so rasch die Gestalt verändert haben."

„Ihr betrügt Euch, Sänger, in der Oasis ist Nichts

verändert; die Blumen, die Früchte und die Jungfrauen sind noch ganz dieselben, die Veränderung ist einzig und allein in Euern Augen. Es geht so mit Allem, was stofflich und faßbar ist: es bleibt schön und glanzreich, so lange man es hofft und begehrt, aber besitzt man es, so findet man sich schmerzlich betrogen, nicht daß die Dinge, welche man besitzt, wirklich keinen Werth hätten, aber der Genuß entzaubert sie für uns. Um Euch in den Stand zu setzen, die weltlichen Freuden zu genießen, hatte ich Euch durch eine geheime Macht, die ich besitze, des Dichtergeistes beraubt; so lange Ihr nichts Schöneres träumen konntet, schien Alles Euch wechselvoll und blendend, aber sobald die Begeisterung Euch wieder ergriff und in eine Traumnatur forttrug, saht Ihr im irdischen Glücke die Vergänglichkeit, und der Genuß und die Erfahrung flößten Euch einen Widerwillen gegen das ein, was Ihr so freudig begehrtet. So besteht das menschliche Leben nur aus einer Abwechselung von Begierden und Entzauberungen. Niemand ist auf Erden vollkommen glücklich, der Dichter allein kann es sein, so viel die menschliche Natur es zuläßt."

Der Pilgrim sah den Greis an und frug: „und was muß ich thun, um es zu werden?"

„Horcht! Ihr kehrt zurück in die Wüste des Lebens und werdet hier und da eine Oasis antreffen, wie die, welche Ihr verlassen habt. Geht an keiner dieser Stellen vorüber und genießt mit Dank gegen Gott die Freuden, welche die Erde Euch bietet; laßt während dieser Zeit den Geist der Dichter nicht über Euch kommen, denn vor seiner Gegenwart würde Alles vergehen, sondern gebt Euch dem Genuß hin. Aber

entreißt Euch demselben, bevor Ihr den Ueberdruß davon empfindet, dann werdet Ihr immer mit Verlangen zu ihm zurückkehren. Kommt Ihr aus einer solchen Oasis wieder in die Wüste, dann nehmt Eure Harfe und laßt Euch von Ihr in eine andere Welt tragen, so werden die leeren Stunden, welche das Unglück der gewöhnlichen Menschen ausmachen, für Euch mit noch höherer Seligkeit ausgefüllt sein. Es könnte jedoch geschehen, daß der Weg von einer Oasis in die andere zu lang wäre; auch dafür will ich sorgen."

Er bückte sich und pflückte eine noch übrig gebliebene Blume. Sobald er dieselbe in der Hand hielt, wurden ihre Blätter zu Gold und ihr Kelch zu einem glänzenden Diamant. Er bot sie dem Pilgrim an nnd fuhr fort: „dies ist die unsterbliche Blume der Erinnerung. Ermattet Euch das Leben, ist Euer Geist nicht stark genug, um sich in den Himmel der Träume empor zu schwingen, dann betrachtet die Blume, die vergangenen Freuden werden Euch erscheinen und aus der Betrachtung derselben wird Eure Seele neue Kraft schöpfen. Jetzt sind wir auf den Sandhügeln, Ihr seht vor Euch die Wüste des Lebens, durchwandelt sie mit Muth und klagt nicht mehr gegen Gott, der Euch Alles, auch den Dichtungsgeist gegeben hat." Der Greis schwieg einen Augenblick, dann schloß er: „und sollte der Schmerz Euch einst dermaßen überfallen, daß er Euch zwänge, das muthige Haupt zu beugen, dann denkt mit edlem Stolz: das Leid des Dichters sei wünschenswerther, als der Genuß des kalten Weltlings."

In tiefe Aufmerksamkeit versunken, wurde der Pilgrim nur undeutlich gewahr, daß sein Geleitsmann nicht mehr sprach. Er wendete das Haupt zur Seite, um ihm seinen

Dank auszudrücken, der weiſe Greis war verſchwunden, und der Pilger befand ſich allein in der Wüſte.

Und er that, wie ihm gerathen worden war, und niemals mehr klagte er gegen Gott, denn er wurde der glücklichſte Menſch auf der Erde.

Jn't Wonderjaer (1566) historische tafereelen uit de XVI. eeuw. Antwerpen 1837. 2. uitgave, Antwerpen 1841.
Phantazy. Antwerpen 1837.
De Leeuw van Vlaenderen, of de slag der Gulden Sporen. Antwerpen 1838. 2. uitgave, Antwerpen 1841. 3. uitgave, Antwerpen 1848. 4. uitgave, Antwerpen 1851.
Aenspraek tot het vlaemsche volk, gedaen op den vlaemschen schouwburg te Antwerpen, den 6. February 1839 (over de 24 artikels). Antwerpen 1839.
Hoe men schilder wordt, eene ware geschiedenis van eenen schilder die nog leeft. Antwerpen 1843. 2. uitgave, Antwerpen 1845. 3. uitgave, Antwerpen 1847. 4. uitgave, Antwerpen 1852.
Wat eene moeder lyden kan. Antwerpen 1843. 2. uitgave, Antwerpen 1844. 3. uitgave, Antwerpen 1851.
Siska Van Roosemael, de ware geschiedenis van eene juffer die nog leeft. Antwerpen 1844. 2. uitgave 1847.
Geschiedenis van België. Brussel 1844.
De sleutel der gezuiverde spelling. Antwerpen 1844.
Geschiedenis van graef Hugo van Craenhove, gevolgt van de geschiedenis van Abulfaragus. Antwerpen 1845. 2. uitgave, Antwerpen 1851.
Avondstonden, verhalen, zedenschetsen en zinnebeelden. Antwerpen 1846.
Eenige bladzyden uit het boek der natuer. Antwerpen 1846. 2. uitgaef, Antwerpen 1852.
Lambrecht Hensmans. Antwerpen 1847.
Jacob van Artevelde. Antwerpen 1849.
De loteling. Antwerpen 1850. 2. uitgave, Antwerpen 1851.
Baes Gansendonck. Antwerpen 1850. 2. uitgave, Antwerpen 1851.
Houten Clara. Antwerpen 1850. 2. uitgave, Antwerpen 1853.
Blinde Rosa. Antwerpen 1850. 2. uitgave, Antwerpen 1853.
Rikke-tikke-tak. Antwerpen 1851.
De arme edelman. Antwerpen 1851.

De Graetmaeder. Twee vertelsels voor kinderen. Antwerpen 1852.
De gierigaerd. Antwerpen 1852.
De boerenkryg 1798. Historisch tafereel uit de XVIII. eeuw. Antwerpen 1853.
Hlodwig en Clotildis. historische tafereelen uit de V. eeuw. Antwerpen 1853.
De plaeg der dorpen. Antwerpen 1855.
Het geluk van ryk te zyn. Antwerpen 1855.
Moeder Jok. Antwerpen 1856.
De Geldduivel, tafereelen uit onzen tyd. Antwerpen 1856.
Batavia. Antwerpen 1856.
De Omwenteling van 1830. Antwerpen 1856.
Simon Turchi, of de Italianen in Antwerpen 1530. Historische tafereelen uit de XVI. eeuw. Antwerpen 1856.

Courtmans Frau, geborene Joanna Desideria Berchmans), wurde 1812 in Audenhem, einem Dorf in Ostflandern, geboren, wo ihr Vater Bürgermeister war. Den ersten Unterricht genoß sie beim Schulmeister des Dorfes, der die Gewohnheit hatte, wöchentlich einige selbstgemachte Reime zu diktiren. Diese lernte seine junge Schülerin begierig auswendig und behielt sie besser als ihre Aufgaben. Mit neun Jahren kam sie nach Lessines im Hennegau in eine Kostschule, später beendete sie im Kloster von Gyseghem, wieder in Ostflandern, ihre Erziehung, welche eine gänzlich französische war. Vom Vlämischen hatte sie nur die Sprache für das tägliche Leben und die Reimchen des alten Schulmeisters behalten.

Im Jahre 1836 verheirathete sie sich mit Joannes Baptista Courtmans, der damals Professor in Gent und mit den Dichtern Rens, Snellaert und Van Duyse befreundet war. In der Gesellschaft dieser Männer hörte sie nicht nur vlämische Gedichte vorlesen, sondern auch über die vlämische Dichtkunst im Allgemeinen eifrig verhandeln. Und wenn auch dies nicht gewesen wäre, sie hätte, um das Niederdeutsche

Und wenn das Veilchen in blauem Kleid
Aus nach dem Lenze sieht,
Und wenn der Mai dem Liedchen horcht,
Das ihm der Käfer singt,
Aus wärmer'm Land die Schwalbe heim
Zum Wiegennest sich schwingt —

Dann rufet eine Stimm' in mir:
„Was bleibst du in deiner Klaus'?"
Dann zieht es mich so süß und stark
In's früh verlaßne Haus.
Und ein vor'm Sturm geschütztes Thal
Seh' hinterm Gebirg ich dann,
Da thut mit schönerm Schmuck der Lenz
Der Eltern Hütte an.

In Limburg liegt der stille Ort,
Wohin ich möchte so gern;
In Limburg fließt die breite Maas,
Von meinem Heim nicht fern.
Und Vogelsang und Lenzesglanz,
Und was nur glücklich macht,
Nach meiner Jugend Erbe mich lockt
Mit wunderbarer Macht.

Ich spielte fröhlich dort als Kind
Längs Bach und Blumenfeld,
Und mancher Freund durchspielte mit mir
Die bunte Kinderwelt.
O könnt' ich Euch noch einmal seh'n,
Die Ihr so lieb mir seid!
Euch bieten treuen Händedruck
So wie in vergangner Zeit!

Es irren ihrer viel, gleich mir,
Wo's minder schön, herum,
Und sehen oft mit trübem Blick
Sich nach der Heimath um.
Die dorten blieben, wurden müd'
Und ließen sein das Spiel,
Und eilten schon dem Grabe zu,
Der Müden Ruheziel.

Nur einen ließ der Himmel mir
Von jenen Freunden all',
Und der allein denkt noch gleich mir
An's Spielen mit dem Ball.
Der leitet mich, komm' ich zurück
In's Dorf, von Haus zu Haus,
Zeigt dann des Kirchhofs Kreuze mir:
„Sie schlafen im Herren aus."

Dann schenken jedem sel'gen Freund
Der Wehmuth Thräne wir,
Und denken im Vondannengeh'n:
„Wie wart uns so theuer Ihr!"
Und sagen uns zögernd Lebewohl,
Und zeichnen, während wir's thun,
Uns eine stille Stelle an:
„Da wollen wir beide ruh'n."

Ein altes Neujahr.

Abend- und Morgenstrahl aus dem Leben eines Knaben.

Es giebt viele Menschen, die Jahr aus, Jahr ein das alte Sprüchlein wiederholen „es giebt nichts Neues unter der Sonne," und die trotzdem jeder Neuigkeit, die ausposaunt wird, gierig nachjagen. Die wollen ein neues Aushängeschild,

die ein neumodiſches Kleid, jene eine friſche Erzählung von Conscience. Dieſe Sucht nach etwas Neuem und wieder nach etwas Neuem muß natürlich ſein, denn ſie iſt uns Allen angeboren. Nun giebt es vielleicht nichts Neueres als ein Neujahr, ſelbſt ein altes Neujahr, wie das von 1817. An dem Tage vor dieſem Neujahr, am 31. December 1816 nämlich, war der Held dieſer unſerer Geſchichte acht Jahre und vielleicht an zwanzig Tage alt, welche Angaben ſeinem künftigen Lebensbeſchreiber zur Beſtimmung ſeines Geburtstages dienen können. Diejenigen aber, welche die Geduld haben, das Folgende zu leſen, müſſen die Memoiren eines Staatsmannes oder einer Staatsdame, eines Premierminiſters, eines Kaiſers oder ſeines Kammerdieners mit denen eines achtjährigen Bauerbübchens vertauſchen.

Wie das Jahr 1816 eigentlich geweſen iſt, erinnert ſich unſer junger Held nicht: er war damals weder ein feiner noch ein großer Beobachter, und hörte er auch täglich ſagen, daß die Kartoffeln ſehr theuer wären und daß man das Korn kaum bezahlen könne, er dachte weiter nicht ſehr tief darüber nach. Ebenſo wenig darüber, daß er mit ſeinem Bruder bisweilen eine Butterſchnitte weniger, als er haben wollte, und ein Paar Stunden ſpäter bekam, als er gewünſcht hätte. Er betete vor und nach dem Eſſen und dankte Morgens und Abends dem Geber alles Guten, während ſeine Eltern von früh bis ſpät arbeiteten, um ihren vier Kindern Nahrung und Kleidung zu verſchaffen.

Am Sylveſterabend 1816 nun konnte unſer Bübchen gar nicht einſchlafen, obgleich es ſchon ſeit ein Paar Stunden in einer Kammer, welche an die Schlafkammer der Eltern ſtieß,

zu Bette lag. Wahrſcheinlich machte die Erwartung der Neujahrsgeſchenke den Kleinen unruhig. Sinter Klas, d. h. St. Niklas hatte nicht viel zum Beſten gegeben, einige Aepfel, einige Backbirnen und Backpflaumen, das war Alles, was die Kleinen in ihren ſchöngeputzten Schuhen gefunden hatten. In früheren Jahren hatten weder die Pfeffernüſſe noch die Pfefferkuchenmänner gefehlt. Iſt es zu verwundern, daß die kleinen Jungen das Entziehen dieſer Näſchereien ihrem Ungehorſam oder ihrer Nachläſſigkeit zuſchrieben? „Ja," ſagten ſie, „Sinter Klas wird die Eltern gefragt haben, ob wir artig geweſen ſind, und ſie werden ihm Nein geſagt haben, und da hat er uns weniger geſchenkt als ſonſt." So hatten die Brüderchen durch Selbſtanklagen ſich die Sache erklärt, aber der letzte Abend des Jahres ſollte unſerm Kleinen zeigen, daß er doch den Nagel nicht auf den Kopf getroffen hatte.

„O morgen iſt Neujahr, und da wird's gewiß viel Gutes und Leckeres geben. Aber wie ſoll ich es anfangen, um die Eltern und die Bekannten morgen zu überraſchen?" ſo fragte ſich der Kleine, der ſchon wußte, daß in Limburg das Ueberraſchen das größte Vergnügen iſt, während das Ueberraſchtwerden Nichts als Verdruß bringt. Wo man geht und ſteht, aus allen Ecken und allen Häuſern, im Keller wie auf dem Boden, im Stalle wie in der Scheuer hört man am Neujahrsmorgen das unveränderliche: „Gelückſelig Nüjoar!" Acht Tage lang ſpricht man von nichts Anderm als von den liſtigen Anſchlägen, die man ausgeſonnen, um Dem oder Jenem zuerſt den Glückwunſch zuzurufen, und wie der oder Jener ſeiner Verpflichtung entſchlüpft ſei.

Nun, unſer Bübchen alſo lag darüber grübelnd, wo es

ſich am Morgen verſtecken ſollte, zu Bette, als die Eltern ſich auch zum Schlafengehen anſchickten. Sie glaubten, daß alle ihre Kleinen in tiefem Schlafe lägen, und ſo entſpann ſich zwiſchen ihnen folgendes Geſpräch, welches ſich dem Gedächtniß des Söhnchens in der Nebenkammer unauslöſchlich einprägte.

„Frau, was geht 1816 doch traurig zu Ende! Wäre Hoffnung auf Beſſerwerden da, ſo würde man das Ausgeſtandene bald vergeſſen haben, aber der Winter hat kaum angefangen, unſere Kartoffeln reichen nicht bis März, es ſind nur noch zwei Brode im Hauſe, und wo, wo ſoll ich ein Faß Korn herkriegen? Pachter M. hat uns ſchon ſechshundert Franken vorgeſchoſſen, und die haben wir in drei Monaten verzehrt; ich hab' ihm unſer letztes Land angeboten, er will wohl darauf noch hundert Franken zuſchießen, aber es für tauſend Franken an ſich zu kaufen, dazu kann ich ihn nicht überreden. Morgen muß ich die letzten hundert Franken nehmen, und übermorgen muß ich vor Tage nach Maeſtricht, und find' ich da kein Getreide, dann muß ich weiter nach Lüttich. Hier herum iſt auch nicht ein Maß Roggen mehr zu finden, und ohne Getreide mag ich nicht heimkommen. Die Reiſe ſteht mir durchaus nicht an; ich verſichere es dir, liebe Frau, daß es für mich der ſchlimmſte Gang ſein wird, den ich bis heute noch gethan haben werde."

„Ach, wie weit werden die letzten hundert Franken reichen? Vier Faß Korn, wie die Preiſe ſind, und unſer ganzes Erbtheil iſt verzehrt! Wenn die Vorſehung uns nicht zu Hülfe kommt, da müſſen wir Haus und Hof verpfänden,

noch ehe der Winter zu Ende geht, und was soll dann aus unsern armen vier Schäfchen werden?"

„Liebe Frau, bis heute hab' ich mir bei dir immer Trost geholt, und gerade heute am letzten Abend des Jahres, wo mir ohnedies das Herz so schwer ist, nimmst du mir die letzte Hoffnung!"

„Ach, Mann, hättest du nur vorhin die beiden Größten plappern hören, da wäre dir das Herz noch schwerer geworden. Sie haben wohl eine halbe Stunde lang von Allem geredet was sie morgen kriegen werden. Der Kleine meinte, ein Wägelchen, aber der Große bildet sich schon ein Bilderbuch ein, wie Nachbars Sohn eins hat. Und dann meinten sie, würden wohl auch die Pfeffernüssel und die Rosinen und die Apfelsinen nachkommen, die Sinter-Klas ihnen schuldig geblieben wäre. „„Die Eltern die sind so gut zu uns,"" sagte der eine; „„ja, wir werden's morgen früh sehen,"" sagte der andere, und mir war jedes Wort ein Stich in's Herz. Bisher haben wir mit einander Lieb' und Leid getragen, aber, lieber Mann, von nun an werden wir nur noch Elend mit einander zu ertragen haben. Die Russen und die Franzosen haben zwei Ernten nach einander weggenommen, und nun geht bei der schrecklichen Hungersnoth auch noch der Acker d'rauf. Unserer Hände Arbeit reicht nicht mehr hin — mit uns ist's aus."

„Frau, was thun wir? Das Verzagen an Gott ist eine himmelschreiende Sünde. Wir dürfen nicht verzweifeln, so lange der Zaunkönig dort in der Hecke vom himmlischen Vater genährt wird, so lange die Wiesen und Saaten noch grün sind. Wir haben immer noch das Oelkrüglein der

Wittwe, das nie leer wurde — das ist der Muth in der Brust — Gott hilft wer ihm vertraut."

„Ach, wenn du so sprichst, dann fällt es mir wie ein Stein vom Herzen. Es fällt mir auch schon allerlei ein. Höre, lieber Mann, wir wollen noch ein Mal so fleißig sein, und wenn's uns dann noch fehlen sollte, so wollen wir versetzen oder verkaufen, was wir an unnützen Dingen haben. Man hat uns für unsern Kanarienvogel zwanzig Franken geboten und fünf für das leere Straußenei, das der Großvater, als er jung war, aus Amsterdam mitgebracht hat. Dann hab' ich noch meine Ringe und meine Ohrringe und das kleine diamantne Kreuz, und das, sagt der Marx, der ein ehrlicher Jude ist, das ist viel werth."

„Und ich habe meine Knie- und meine Schuhschnallen und meinen indischen Rohrstock, der nicht seines Gleichen hat. Für den giebt mir unser Tambourmajor gut und gerne fünfundzwanzig Franken."

„Und mein Gebetbuch mit dem Schildpatteinband und mit den silbernen Haspen — ich hab's schon in der Stadt schätzen lassen, und es wird einen guten Groschen Geld eintragen. Und dann mein Haar, das so lang und stark ist, wozu nützt es mir? ist es nicht besser, ich verkauf's an den Perückenmacher, da sie sagen, daß solch Haar selten ist und gesucht wird?"

„Davon sprich nicht, ich hoffe, so weit soll's nicht kommen. Er, der uns so weit geholfen hat, wird seine Hand nicht von uns abziehen. Unsere Kinder vertrauen uns — wir wollen so auf die Vorsehung vertrauen. Befehlen wir ihr die vier unschuldigen Schäfchen an, die wir zu braven

Menſchen erziehen wollen, zu braven Menſchen, welche niemals gezwungen ſind, die Hand nach Almoſen auszuſtrecken. Ueberlaſſen wir Gott die Sorge für die Zukunft und danken wir Gott in der letzten Stunde unſres Jahres unſerm Schöpfer und Beſchirmer für alle ſeine Gnade."

Darauf hörte der kleine ſchuldloſe Sünder Vater und Mutter vor ihrem Bette niederknieen. Sie beteten, und ſie beteten nicht allein. Der Kleine richtete ſich ſo leiſe wie möglich halb auf, und mit Thränen in den Augen ſammelte er das elterliche Gebet nach. Noch nie hatte er mit ſolchem Bewußtſein des Herrn Barmherzigkeit auf ſeine Eltern herabgefleht. Jetzt erſt ſah er ein, was er ihnen ſchuldig war, welche Entbehrungen ſie ſich für ihre Kinder auferlegten, und der Beſchluß, welchen der Knabe an jenem Sylveſterabend faßte, hat unerſchütterlich in ihm feſtgeſtanden.

Am Neujahrsmorgen wurde er durch ſein neben ihm ſchlafendes Brüderchen geweckt. In wenig Sekunden waren ſie fertig und bereit, die ganze Welt zu überraſchen. Unſer Held ſprang aus dem Fenſterchen, welches auf den Hof ging, und ſchlüpfte vom Hofe aus durch die Hinterthür in die Küche, wo die Eltern ſchon beſchäftigt waren, das allgemeine Frühſtück zu bereiten. Das „Gelückſelig Nüjoar!" klang hell in ihre Ohren, der Schlafkamerad ſprang auch herein, und das Küſſen und Glückwünſchen wollte gar kein Ende nehmen. Vater tauchte ſeinen Finger in das Weihwaſſertöpfchen, das an der Thürpfoſte hing, und feierlicher als [illegible] gab er heute den Kindern ſeinen Segen. [illegible] gelobte von freien Stücken Alles zu thun, [illegible] ſeine lieben Eltern glücklich zu ſehen. [illegible]

tiefer gedrungen sein, als er es sich erwartet hatte, denn anstatt Freude auf dem Antlitz der Eltern, sah er in ihren Augen Thränen, und doch umarmten sie ihn noch inniger als zuvor.

Und nun wurden die kleinen Ueberrascher ihrerseits auf das Angenehmste überrascht. Es lagen vier Päckchen da, und auf jedem stand der Name eines Kindes. Die beiden ältesten fanden in den ihrigen jeder ein Paar von der Mutter gestrickte Strümpfe und die Hälfte eines seidenen Halstuches, welches sie von ihren Sachen genommen hatte, um ihre Lieblinge damit zu zieren. Außerdem gab es für jeden noch eine trockene Waffel und ein Dutzend großer Nüsse. Das Halstuch trugen sie stets nur des Sonntags, und die Mutter selbst mußte es ihnen umbinden. Unser Bübchen ließ es sich nie umbinden, ohne die Mutter herzlich zu küssen, denn es erinnerte sich jedes Mal des Sylvesterabends und der unendlichen Liebe seiner Eltern. Erwähnt man hier ausdrücklich dieser kindlichen Küsse, so ist es darum, weil in ihnen etwas mehr Ernstes und Wahres lag, als bei den fortwährenden Umarmungen, welche in der Stadt gebräuchlich sind. Auf dem Lande dringt ein Kuß durch Mark und Bein, in der großen Welt hat er so gut wie gar keine Bedeutung, so wie jede heilige Gewohnheit, wenn man Mißbrauch mit ihr treibt, ihren innern Werth verliert.

Ganz anders als die bedrückte Familie es erwartet hatte, begann der erste Tag von 1817. Die Noth auf dem Lande war allgemein, aber auch das Mitleiden und die christliche Liebe zeigten sich lebendiger als in den Jahren des Ueberflusses.

Pathen und Pathinnen, Oheim und Muhme, Freunde und gute Bekannte wetteiferten in guten Wünschen und ließen es nicht bei bloßen Worten bewenden. Sie brachten den Kindern eine Menge Geschenke, welche der ganzen Familie zu Gute kamen, und die Geschenke strömten nicht etwa aus dem Ueberflusse der Geber. Der Ohm Müller sagte: er wüßte wie viel die kleinen Eulenspiegel von Weißbrod hielten, und so wollte er ihnen den andern Tag ein Faß Weizen schicken, welches er für sich gemahlen hätte. Der Jude Marx, der Fleischer war und nebenan wohnte, kannte auch die schwache Seite der Kinder und ließ ihnen die Wahl zwischen einer Rindszunge und einer Kalbsleber. Pathen und Pathinnen gaben bei der theuern Zeit Geld, damit die Eltern den Kindern kaufen könnten, was sie am meisten brauchten. Das thaten Bauern, Menschen, die man so oft der Grobheit beschuldigt. Ach, wer mit den Landleuten Wohl und Weh getheilt hat, der weiß, daß unter ihnen mehr Gefühl für Zartheit herrscht, als man es sich in der Stadt vermuthet. Sie wissen ihre milden Gaben so geschickt auszutheilen, daß auch der feinfühlendste Empfänger nicht darüber zu erröthen braucht.

Das neue Jahr fing also unter den besten Vorzeichen an; auch verdoppelte sich der Muth der Eltern. Die ersten drei Monate brachten wohl noch manch bitter Tränklein, doch es ward ohne die geringste Widerrede mit gestärkter Geduld eingenommen. Die ersten Gemüse, Salat und Schnittbohnen, unter alten Fensterrahmen gezogen und nach der Stadt getragen, brachten zehn Mal mehr als in gewöhnlichen Jahren. In der Noth war die Industrie mit in's Haus gekommen,

wer hätte ſonſt daran gedacht, daß ein Junge von acht Jahren ſchon etwas erwerben könnte? Und doch war es ſo. Der brave Junge ſchrieb in drei Zeilen mit großen Buchſtaben, die jedoch nur von Weitem geleſen werden konnten, weil ſie in der Nähe einen Offizier zu Pferde und einen Fähndrich mit einer Reihe Soldaten vorſtellten: Morgenſtunde hat Gold im Munde. Obſchon er das Kunſtſtückchen nur ſehr ſchlecht einer ſehr ſchlechten Vorſchrift nachgemalt hatte, fanden doch die guten Nachbarn und bald das ganze Dorf es ſo wunderſchön und für ein achtjähriges Kind ſo ungewöhnlich, daß es binnen drei Monaten mindeſtens fünfundzwanzig Mal mit rother und ſchwarzer Tinte wiederholt werden mußte. Jede Nachbildung wurde mit vier Stübern bezahlt, und wer war glücklicher als unſer Junge? Trug er doch nun das Seine zum Wohlſtand des Hauſes bei!

Nebel- und Regentage bezeichneten auch den Anfang des Jahres 1817, aber auch viele Licht- und Sonnentage zogen ſeit dieſer Zeit über das Haupt des Knaben hin. 1817 iſt weit von 1853. Der Knabe ward ein Mann. Entfernung und Zeit haben einen goldenen Ton über die alte Erinnerung gegoſſen, er bewahrt ſie dankbar und wird ſie jugendlich und friſch in das Grab mitnehmen.

Gedichten. Brussel 1850.
Beknopte Prosodia der Nederduitsche Spraek. Antwerpen 1851.
De Giftdrank, uit het fransch van Augier. Brussel 1851.
Volksleesboek door Dautzenberg en Van Duyse. Brussel 1854.
Verhalen uit de Geschiedenis van België, door Dautzenberg en Van Duyse. Gent 1856.

De Vlaemsche Taelstryd door Fr. Oetker, vertaeld door J. M. Dautzenberg. Gent 1857.
De Toekomst, Tydschrift voor Onderwyzers, hoofdredacteur Dautzenberg. Gent 1857.

David (L. J.), gebürtig aus Harelbeke, Koſtſchulhalter in Aeltre.

Sommerfäden. *)

Liebe Fädchen, wieder ſeh' ich
Fliegen Euch im Sonnenſtrahl —
Spann Euch nicht die heil'ge Jungfrau
In dem hohen Himmelsſaal?

Sagt, wie kommt zu uns Ihr nieder
Aus des Himmels lichtem Haus?
Dringt gleich überirdſchen Stralen
Durch die Pforten Ihr heraus?

Oder iſt's der Engel Athem,
Der da machet, daß Ihr fliegt,
Leiſe, wie der Hauch des Südwinds
Auf dem Stiel das Blümchen wiegt?

Oder kommt Ihr als ein Zeichen,
Wie der Stern, der einſt entbrannt,
Und die heiligen drei Kön'ge
Leitet' aus dem Morgenland?

---

*) Auch Herbſtfäden, Himmelsfäden, im Franzöſiſchen: Fäden der Jungfrau.

Was Ihr seid, warum Ihr kommet,
Euer Kommen ist mir Glück,
Denn mit Euch fliegt mein Gedanke
In der Kindheit Zeit zurück.

Wo ich freudig, Euch verfolgend,
Durch das Gras der Weide sprang,
Wenn das Vieh sein Brüllen mischte
Mit dem leisen Vogelsang.

Doch die Tage sind vorüber,
Sind dahin mit Spiel und Lust,
Schweres Weh und schwere Sorgen
Drücken jetzt auf meiner Brust.

Könntet linde mich zurückzieh'n
In die alten Zeiten Ihr,
Liebe Fäden, ach, dann bliebe
Nichts zu wünschen übrig mir.

Doch die Tage sind vorüber,
Sind dahin mit Spiel und Glück,
Und kein Wünschen und kein Sehnen
Bringt vergang'ne Zeit zurück.

Lentebloempjes. Gent 1844. 2de uitgave 1847.

David (Frau, geborene Mathilde Van Peene), Gattin des Vorigen, gebürtig aus Zaemslag, einem niederländischen Dörfchen an der Grenze von Zeeland, an welches sie im Jahrbüchlein für 1854 eine poetische Ansprache richtete. Im „Klauwaerts" fand ich die Notiz, daß ein Gedicht, welches

ſie zur fünfundzwanzigjährigen Jubelfeier ſeiner Regierung an den König gerichtet habe, von dieſem durch ein ſehr huldvolles Handſchreiben beantwortet worden ſei. Die vlämiſchen Kritiker erkennen ihr viel Begabung zu. Das folgende Lied iſt 1858 geſchrieben und im „Jahrbüchlein" für 1859 gedruckt.

Ich lieb' das Blau.

Ich lieb' das Blau des Himmelsbogens,
Beſonders um die Zeit der Nacht,
Wenn liebevoll die Sterne glänzen,
Und im Azur der Vollmond lacht.

Ich lieb' das Blau des hellen Bächleins,
Das murmelnd durch die Wieſen ſchäumt,
Und hold das Bild des Mädchens ſpiegelt,
Das ſtill an ſeinem Ufer träumt.

Ich lieb' das Blau der lieben Blume,
Des lieblichen Vergißmeinnicht's,
Des Sinnbild's von verſchwiegner Liebe,
Sich bergend vor dem Glanz des Licht's.

Ich lieb' das Blau in Mädchenflechten,
Der Schönheit Schmuck, das ſchlichte Band,
Das beſſer ſchmücket als das Schimmern
Von Perlen und von Diamant.

Doch mehr noch als das Blau des Himmels,
Mehr als das Blau des Baches noch,
Mehr als das Blau von Band und Blume
Lieb ich Alida's Blauaug' doch.

ſich am Morgen verſtecken ſollte, zu Bette, als die Eltern ſich auch zum Schlafengehen anſchickten. Sie glaubten, daß alle ihre Kleinen in tiefem Schlafe lägen, und ſo entſpann ſich zwiſchen ihnen folgendes Geſpräch, welches ſich dem Gedächtniß des Söhnchens in der Nebenkammer unauslöſchlich einprägte.

„Frau, was geht 1816 doch traurig zu Ende! Wäre Hoffnung auf Beſſerwerden da, ſo würde man das Ausgeſtandene bald vergeſſen haben, aber der Winter hat kaum angefangen, unſere Kartoffeln reichen nicht bis März, es ſind nur noch zwei Brode im Hauſe, und wo, wo ſoll ich ein Faß Korn herkriegen? Pachter M. hat uns ſchon ſechshundert Franken vorgeſchoſſen, und die haben wir in drei Monaten verzehrt; ich hab' ihm unſer letztes Land angeboten, er will wohl darauf noch hundert Franken zuſchießen, aber es für tauſend Franken an ſich zu kaufen, dazu kann ich ihn nicht überreden. Morgen muß ich die letzten hundert Franken nehmen, und übermorgen muß ich vor Tage nach Maeſtricht, und find' ich da kein Getreide, dann muß ich weiter nach Lüttich. Hier herum iſt auch nicht ein Maß Roggen mehr zu finden, und ohne Getreide mag ich nicht heimkommen. Die Reiſe ſteht mir durchaus nicht an; ich verſichere es dir, liebe Frau, daß es für mich der ſchlimmſte Gang ſein wird, den ich bis heute noch gethan haben werde."

„Ach, wie weit werden die letzten hundert Franken reichen? Vier Faß Korn, wie die Preiſe ſind, und unſer ganzes Erbtheil iſt verzehrt! Wenn die Vorſehung uns nicht zu Hülfe kommt, da müſſen wir Haus und Hof verpfänden,

noch ehe der Winter zu Ende geht, und was soll dann aus unsern armen vier Schäfchen werden?“

„Liebe Frau, bis heute hab' ich mir bei dir immer Trost geholt, und gerade heute am letzten Abend des Jahres, wo mir ohnedies das Herz so schwer ist, nimmst du mir die letzte Hoffnung!“

„Ach, Mann, hättest du nur vorhin die beiden Größten plappern hören, da wäre dir das Herz noch schwerer geworden. Sie haben wohl eine halbe Stunde lang von Allem geredet was sie morgen kriegen werden. Der Kleine meinte, ein Wägelchen, aber der Große bildet sich schon ein Bilderbuch ein, wie Nachbars Sohn eins hat. Und dann meinten sie, würden wohl auch die Pfeffernüssel und die Rosinen und die Apfelsinen nachkommen, die Sinter-Klas ihnen schuldig geblieben wäre. „„Die Eltern die sind so gut zu uns,““ sagte der eine; „„ja, wir werden's morgen früh sehen,““ sagte der andere, und mir war jedes Wort ein Stich in's Herz. Bisher haben wir mit einander Lieb' und Leid getragen, aber, lieber Mann, von nun an werden wir nur noch Elend mit einander zu ertragen haben. Die Russen und die Franzosen haben zwei Ernten nach einander weggenommen, und nun geht bei der schrecklichen Hungersnoth auch noch der Acker d'rauf. Unserer Hände Arbeit reicht nicht mehr hin — mit uns ist's aus.“

„Frau, was thun wir? Das Verzagen an Gott ist eine himmelschreiende Sünde. Wir dürfen nicht verzweifeln, so lange der Zaunkönig dort in der Hecke vom himmlischen Vater genährt wird, so lange die Wiesen und Saaten noch grün sind. Wir haben immer noch das Oelkrüglein der

Wittwe, das nie leer wurde — das ist der Muth in der Brust — Gott hilft wer ihm vertraut."

„Ach, wenn du so sprichst, dann fällt es mir wie ein Stein vom Herzen. Es fällt mir auch schon allerlei ein. Höre, lieber Mann, wir wollen noch ein Mal so fleißig sein, und wenn's uns dann noch fehlen sollte, so wollen wir versetzen oder verkaufen, was wir an unnützen Dingen haben. Man hat uns für unsern Kanarienvogel zwanzig Franken geboten und fünf für das leere Straußenei, das der Großvater, als er jung war, aus Amsterdam mitgebracht hat. Dann hab' ich noch meine Ringe und meine Ohrringe und das kleine diamantne Kreuz, und das, sagt der Marx, der ein ehrlicher Jude ist, das ist viel werth."

„Und ich habe meine Knie- und meine Schuhschnallen und meinen indischen Rohrstock, der nicht seines Gleichen hat. Für den giebt mir unser Tambourmajor gut und gerne fünfundzwanzig Franken."

„Und mein Gebetbuch mit dem Schildpatteinband und mit den silbernen Haspen — ich hab's schon in der Stadt schätzen lassen, und es wird einen guten Groschen Geld eintragen. Und dann mein Haar, das so lang und stark ist, wozu nützt es mir? ist es nicht besser, ich verkauf's an den Perlückenmacher, da sie sagen, daß solch Haar selten ist und gesucht wird?"

„Davon sprich nicht, ich hoffe, so weit soll's nicht kommen. Er, der uns so weit geholfen hat, wird seine Hand nicht von uns abziehen. Unsere Kinder vertrauen uns — wir wollen so auf die Vorsehung vertrauen. Befehlen wir ihr die vier unschuldigen Schäfchen an, die wir zu braven

Menſchen erziehen wollen, zu braven Menſchen, welche niemals gezwungen ſind, die Hand nach Almoſen auszuſtrecken. Ueberlaſſen wir Gott die Sorge für die Zukunft und danken wir Gott in der letzten Stunde dieſes Jahres unſerm Schöpfer und Beſchirmer für alle ſeine Gnade."

Darauf hörte der kleine ſchuldloſe Späher Vater und Mutter vor ihrem Bette niederknieen. Sie beteten, und ſie beteten nicht allein. Der Kleine richtete ſich ſo leiſe wie möglich halb auf, und mit Thränen in den Augen ſtammelte er das elterliche Gebet nach. Noch nie hatte er mit ſolchem Bewußtſein des Herrn Barmherzigkeit auf ſeine Eltern herabgefleht. Jetzt erſt ſah er ein, was er ihnen ſchuldig war, welche Entbehrungen ſie ſich für ihre Kinder auferlegten, und der Beſchluß, welchen der Knabe an jenem Sylveſterabend faßte, hat unerſchütterlich in ihm feſtgeſtanden.

Am Neujahrsmorgen wurde er durch ſein neben ihm ſchlafendes Brüderchen geweckt. In wenig Sekunden waren ſie fertig und bereit, die ganze Welt zu überraſchen. Unſer Held ſprang aus dem Fenſterchen, welches auf den Hof ging, und ſchlüpfte vom Hofe aus durch die Hinterthür in die Küche, wo die Eltern ſchon beſchäftigt waren, das allgemeine Frühſtück zu bereiten. Das „Gelückſelig Nüjoar!" klang hell in ihre Ohren, der Schlafkamerad ſprang auch herein, und das Küſſen und Glückwünſchen wollte gar kein Ende nehmen. Vater tauchte ſeinen Finger in das Weihwaſſertöpfchen, das an der Thürpfoſte hing, und feierlicher als gewöhnlich gab er heute den Kindern ſeinen Segen. Der glückliche Kleine gelobte von freien Stücken Alles zu thun, was er könnte, um ſeine lieben Eltern glücklich zu ſehen. Seine Worte mußten

tiefer gedrungen sein, als er es sich erwartet hatte, denn anstatt Freude auf dem Antlitz der Eltern, sah er in ihren Augen Thränen, und doch umarmten sie ihn noch inniger als zuvor.

Und nun wurden die kleinen Ueberrascher ihrerseits auf das Angenehmste überrascht. Es lagen vier Päckchen da, und auf jedem stand der Name eines Kindes. Die beiden ältesten fanden in den ihrigen jeder ein Paar von der Mutter gestrickte Strümpfe und die Hälfte eines seidenen Halstuches, welches sie von ihren Sachen genommen hatte, um ihre Lieblinge damit zu zieren. Außerdem gab es für jeden noch eine trockene Waffel und ein Dutzend großer Nüsse. Das Halstuch trugen sie stets nur des Sonntags, und die Mutter selbst mußte es ihnen umbinden. Unser Bübchen ließ es sich nie umbinden, ohne die Mutter herzlich zu küssen, denn es erinnerte sich jedes Mal des Sylvesterabends und der unendlichen Liebe seiner Eltern. Erwähnt man hier ausdrücklich dieser kindlichen Küsse, so ist es darum, weil in ihnen etwas mehr Ernstes und Wahres lag, als bei den fortwährenden Umarmungen, welche in der Stadt gebräuchlich sind. Auf dem Lande dringt ein Kuß durch Mark und Bein, in der großen Welt hat er so gut wie gar keine Bedeutung, so wie jede heilige Gewohnheit, wenn man Mißbrauch mit ihr treibt, ihren innern Werth verliert.

Ganz anders als die bedrückte Familie es erwartet hatte, begann der erste Tag von 1817. Die Noth auf dem Lande war allgemein, aber auch das Mitleiden und die christliche Liebe zeigten sich lebendiger als in den Jahren des Ueberflusses.

Pathen und Pathinnen, Oheim und Muhme, Freunde und gute Bekannte wetteiferten in guten Wünschen und ließen es nicht bei bloßen Worten bewenden. Sie brachten den Kindern eine Menge Geschenke, welche der ganzen Familie zu Gute kamen, und die Geschenke strömten nicht etwa aus dem Ueberflusse der Geber. Der Ohm Müller sagte: er wüßte wie viel die kleinen Eulenspiegel von Weißbrod hielten, und so wollte er ihnen den andern Tag ein Faß Weizen schicken, welches er für sich gemahlen hätte. Der Jude Marx, der Fleischer war und nebenan wohnte, kannte auch die schwache Seite der Kinder und ließ ihnen die Wahl zwischen einer Rindszunge und einer Kalbsleber. Pathen und Pathinnen gaben bei der theuern Zeit Geld, damit die Eltern den Kindern kaufen könnten, was sie am meisten brauchten. Das thaten Bauern, Menschen, die man so oft der Grobheit beschuldigt. Ach, wer mit den Landleuten Wohl und Weh getheilt hat, der weiß, daß unter ihnen mehr Gefühl für Zartheit herrscht, als man es sich in der Stadt vermuthet. Sie wissen ihre milden Gaben so geschickt auszutheilen, daß auch der feinfühlendste Empfänger nicht darüber zu erröthen braucht.

Das neue Jahr fing also unter den besten Vorzeichen an; auch verdoppelte sich der Muth der Eltern. Die ersten drei Monate brachten wohl noch manch bitter Tränklein, doch es ward ohne die geringste Widerrede mit gestärkter Geduld eingenommen. Die ersten Gemüse, Salat und Schnittbohnen, unter alten Fensterrahmen gezogen und nach der Stadt getragen, brachten zehn Mal mehr als in gewöhnlichen Jahren. In der Noth war die Industrie mit in's Haus gekommen,

wer hätte ſonſt daran gedacht, daß ein Junge von acht Jahren ſchon etwas erwerben könnte? Und doch war es ſo. Der brave Junge ſchrieb in drei Zeilen mit großen Buchſtaben, die jedoch nur von Weitem geleſen werden konnten, weil ſie in der Nähe einen Offizier zu Pferde und einen Fähndrich mit einer Reihe Soldaten vorſtellten: Morgenſtunde hat Gold im Munde. Obſchon er das Kunſtſtückchen nur ſehr ſchlecht einer ſehr ſchlechten Vorſchrift nachgemalt hatte, fanden doch die guten Nachbarn und bald das ganze Dorf es ſo wunderſchön und für ein achtjähriges Kind ſo ungewöhnlich, daß es binnen drei Monaten mindeſtens fünfundzwanzig Mal mit rother und ſchwarzer Tinte wiederholt werden mußte. Jede Nachbildung wurde mit vier Stübern bezahlt, und wer war glücklicher als unſer Junge? Trug er doch nun das Seine zum Wohlſtand des Hauſes bei!

Nebel- und Regentage bezeichneten auch den Anfang des Jahres 1817, aber auch viele Licht- und Sonnentage zogen ſeit dieſer Zeit über das Haupt des Knaben hin. 1817 iſt weit von 1853. Der Knabe ward ein Mann. Entfernung und Zeit haben einen goldenen Ton über die alte Erinnerung gegoſſen, er bewahrt ſie dankbar und wird ſie jugendlich und friſch in das Grab mitnehmen.

Gedichten. Brussel 1850.
Beknopte Prosodia der Nederduitsche Spraek. Antwerpen 1851.
De Giftdrank, uit het fransch van Augier. Brussel 1851.
Volksleesboek door Dautzenberg en Van Duyse. Brussel 1854.
Verhalen uit de Geschiedenis van België, door Dautzenberg en Van Duyse. Gent 1856.

De Vlaemsche Taelstryd door Fr. Oetker, vertaeld door J. M. Dautzenberg. Gent 1857.
De Toekomst, Tydschrift voor Onderwyzers, hoofdredacteur Dautzenberg. Gent 1857.

David (L. J.), gebürtig aus Harelbeke, Koſtſchulhalter in Aeltre.

Sommerfäden. *)

Liebe Fädchen, wieder ſeh' ich
Fliegen Euch im Sonnenſtrahl —
Spann Euch nicht die heil'ge Jungfrau
In dem hohen Himmelsſaal?

Sagt, wie kommt zu uns Ihr nieder
Aus des Himmels lichtem Haus?
Dringt gleich überirdſchen Stralen
Durch die Pforten Ihr heraus?

Oder iſt's der Engel Athem,
Der da machet, daß Ihr fliegt,
Leiſe, wie der Hauch des Südwinds
Auf dem Stiel das Blümchen wiegt?

Oder kommt Ihr als ein Zeichen,
Wie der Stern, der einſt entbrannt,
Und die heiligen drei Kön'ge
Leitet' aus dem Morgenland?

---

*) Auch Herbſtfäden, Himmelsfäden, im Franzöſiſchen: Fäden der Jungfrau.

Wenn ich in ihrem Blicke lese,
Wie endlos zärtlich sie mich liebt,
Dann fühl' ich, daß für alle Leiden
Das Aug' des Kindes Tröstung giebt.

De Clercq (Karel), gebürtig aus Gent, wo er die Rechte studirt, schreibt in den „Studentenalmanach" und in „Nord und Süd", den „vermischten Akademischen Aufsätzen", welche die sprachliebende Studentengenossenschaft „Es wird schon geh'n," herausgiebt. Aus dem ersten Theil des letztern Werkes ist die in Heine's Manier gemachte Skizze:

Stiefelchen.

Ein Aufwärter entkorkte die hundertfünfunddreißigste Flasche Bordeaux. Ein alter Herr, der sich sehr wohl erinnerte, die große Prozession des hl. Macharius zu Gent gesehen zu haben, als er sechs Monate alt war, erhob sich und — doch ich muß Euch, meine schöne Leserin, erst sagen, wie ich auf den wunderlichen Einfall gekommen bin, diese nicht minder wunderliche Geschichte (ich glaube wenigstens, daß sie wunderlich sein wird) in das Licht zu geben. Ihr seid lieb und schön wie ein Engelchen, Mejuffer,*) das sagt Euch Euer Spiegel, so oft Ihr ihn darum befragt, folglich sehr, sehr selten, aber was weder er noch ich Euch sagen darf, ist, daß Ihr ungemein neugierig seid, eine Eigenschaft, wodurch Ihr gegen die andern Mädchen sehr absticht. Die Neugier

*) Meine Jungfer.

nun giebt zu vielen täglichen Sünden Veranlassung; z. B. seid Ihr diesen Morgen, sobald Euer ältster Bruder nur ausgegangen war, sachtchen in sein Zimmer geschlüpft, vermuthlich um den Staub von seinen Büchern zu wischen. Dort habt Ihr unter einem ganzen Haufen anderer Meisterstücke die „Vermischten akademischen Aufsätze" gefunden, und siehe da, plötzlich war von allen andern Büchern der Staub von selbst weg, „Nord und Süd" wurde in das Täschchen der zierlichen Schürze geschoben und mit den größten Vorsichtsmaßregeln habt Ihr Euch in Euerm Zimmer eingeschlossen, weil Papa und Mama doch weiter gar nichts davon hätten, ob sie es wüßten oder nicht, daß Ihr Bücher les't, die durch Studenten geschrieben worden sind, und darum hab' ich mich an diese wunderliche Geschichte gemacht. Denn nun bild' ich mir ein, ich wäre da mit Euch allein, Eure Hände in den meinen, Eure Augen tief in meine schauend, und ich selbst erzählte Euch alle die seltsamen Vorfälle, und Ihr horchtet, und Ihr lachtet, und — das Alles macht mich glücklich. Was in der wunderlichen Geschichte vorgehen soll, das weiß ich selbst noch nicht. Das nur kann ich Euch versichern, daß sie glücklich enden soll und daß, um Eure Nerven zu schonen, ich nicht der heutigen Mode folgen werde, Schornsteinfeger, Leiermänner und Klosternonnen zu Hauptpersonen zu wählen — und sang auf eine drollige Weise eines jener spitzfindigen Flon-Flons, welche in der guten alten Zeit die Lachmuskeln unserer guten Voreltern so krampfhaft in Bewegung brachten. Als er fertig war, erschallte lauter Beifall, und da der Wein nicht schlecht war, so benutzte man die Gelegenheit, um noch ein Gläschen zu leeren. Nachdem es wieder einigermaßen

ruhig geworden war, erhob sich der Amphytrion, Meinherr Peter Van Boendaele, und brachte in einem merkwürdigen speech einen Toast auf den Helden des Tages aus, der in seiner Wiege lag und quiekte. Dies müßt Ihr, Mejuffer, mögt Ihr wollen oder nicht, ihm nothwendig vergeben, denn er war ein neugebornes Kind. Was die Rede betrifft, so würde ich Euch die allerdings herschreiben können, aber ich ziehe es vor, Euch den Redner zu schildern, dann werdet Ihr, Dank der ungemeinen Einbildungskraft, welche alle junge Mädchen besitzen, Euch leicht vorstellen können, was der Mann gerade bei dieser Gelegenheit gesagt haben muß.

Meinherr Van Boendaele hatte sich vor etwa zwölf Jahren als Spezereyhändler in dem Städtchen D. niedergelassen, und ehrlich und fleißig in seinem Handel, sowie durch das Glück begünstigt, nach zehn Jahren die unaussprechliche Freude genossen, eine Hasenpfote an seine Thürklingel hängen zu können und seinen Namen auf der Liste derjenigen prangen zu sehen, die zum Senate wählbar waren. Einen bravern, ehrlicheren Menschen gab es in ganz Vlandern nicht. Es ist allerdings wahr, daß er nicht gerade das Schießpulver erfunden hatte, aber das war erstens nicht seines Amtes, und zweitens hatte es ihn durchaus nicht verhindert, seinen Weg zu machen. Glücklich sind die Einfältigen, der gewesene Spezereyhändler war demnach vollkommen glücklich und würde sicher sein Loos nicht gegen das von einem König vertauscht haben, hätte er einen Sproß seines Blutes, einen Bewahrer seines Namens und seiner Tugenden gehabt. Vergebens hatte er eine unzählbare Menge von Wachskerzen zur Ehre U. l. Frau vom Beistand geopfert, umsonst hundert und hundert Messen

leſen laſſen und ganz unerhörte Gelübde gethan, der Himmel war gegen alle ſeine Bitten taub geblieben. Darüber war der gute Mann ſehr betrübt und nahm ſich den kleinen Kummer dermaßen zu Herzen, daß er langſam abzehrte.

Doch ein Mal mußten die Wachskerzen beſonders dick geweſen und die Meſſen beſonders gut geſungen worden ſein, denn eines Morgens zog ſeine geliebte Gattin Wilhelmine ihn in ihre Kammer und flüſterte dort erröthend wie ein Mädchen ihrem Manne einige Worte in's Ohr, welche zu Folge hatten, daß beſagter Mann augenblicklich in Ohnmacht fiel.

Was das nun für Zauberworte waren, das weiß ich nicht ganz genau, obwohl ich es ſo ungefähr errathen kann. Aber das weiß ich, daß von dem Augenblicke an die Geſundheit des heraufgekommenen Spezereyhändlers täglich beſſer wurde, daß er zu ſeinen alten Gewohnheiten zurückkehrte und vergnügter als je des Abends in der „Grünen Katze" ſein Spielchen machte. Und was ich noch genauer weiß: daß einige Monate ſpäter in der Kirche von D. ein Kind unter dem Namen Willem Van Boendaele getauft wurde, und daß dieſes Kind der Held des Diners war, von dem ich weiter oben geſprochen habe, und wenn Ihr darin einſtimmt, Mejuffer, auch der Held dieſer wunderlichen Geſchichte ſein ſoll.

II.

Acht Tage vor der Geburt ſeines Sohnes wanderte Meinherr Van Boendaele gegen Abend einſam aus der Stadt, folgte einige Zeit dem rechten Ufer des kleinen Fluſſes, welcher ſich längs der Weiden hinſchlängelte, und hielt endlich

an einem Platz still, wo man eine sehr malerische Uebersicht der Umgegend hat. Der brave Mann gönnte sich die Zeit, Athem zu holen, trocknete sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn, breitete ein anderes Taschentuch über das Gras und legte sich bequem darauf nieder. Dann holte Meinherr Van Boendaele ein altes Buch heraus, dessen Pergamenteinband durch die Zeit und die Würmer merklich gelitten hatte und dessen ehrwürdiger Titel also lautete: Traité didactique d'éducation, dans lequel on trouvera les règles qui doivent guider les parents dans le choix qu'ils font pour leurs enfants d'un état, d'un métier ou d'une profession. Traduit du latin de Basilius Parettianus. Paris 1703 (cum privilegio).

Nachdem er eine volle Stunde gelesen, machte Meinherr Van Boendaele das Buch zu, stützte die Ellenbogen auf die Knie, verbarg das Haupt zwischen den Händen und versank in tiefes Nachdenken. So brachte er noch eine Stunde zu, dann erhob er sich und ging mit einer stolzen Miene nach der „Grünen Katze", wo er seinen Freund Newejans in's Ohr flüsterte: „er soll studiren, Advokat werden, und später vielleicht Senator." Also geschah es, Mejuffer, daß unser guter Freund Willem acht Tage, bevor er das Licht sah, eine der wichtigsten Angelegenheiten des Lebens abgemacht hatte, nämlich die Wahl eines Berufs. Ich war Euch diese Erläuterung schuldig, meine liebe Leserin, da Ihr mir es sonst doch nie vergeben hättet, daß ich aus meinem Helden einen Studenten gemacht, d. h. ein Geschöpf, welches Ihr überall, gegen Jedermann, der es nur hören will, einen Taugenichts, einen Mädchenplager, einen unnützen Jungen nennt, und das

Ihr im Herzen doch lieber habt als die liebste Eurer Freundinnen. Jetzt seht Ihr, Mejuffer, daß ich keine Schuld daran habe, und daß, wenn Willem später als Student sich einige Thorheiten zu Schulden kommen läßt, Euer Mißfallen einzig auf Papa Van Boendaele fallen muß.

Kommen wir jetzt auf unseren zukünftigen Mädchenplager zurück. In der ersten Zeit seines Lebens plagte er noch Niemand als seine gute Mutter, indem er die ganze Nacht, d. h. wohl so an zwölf Stunden lang, schrie und weinte; es ist wahr, er schlief dafür am Tage auch zwölf Stunden, daß es eine Freude war.

Erst mit seinem dritten Jahr, als er schon gut allein laufen konnte, änderte sich das. Jetzt war er den ganzen Tag über munter, und schlief dafür die ganze Nacht wie ein Röschen. Nur war dadurch nicht viel gewonnen, denn der Schelm kletterte unaufhörlich auf Tische und Stühle, spielte mit Messern, lief in's Feuer, quälte die Katze, that, mit einem Worte, Alles, um seine Mutter in beständige Todesangst zu versetzen. Papa Van Boendaele dagegen war äußerst zufrieden, wenn Willem allein soviel Lärm machte, wie eine ganze Bande kleiner Teufel zusammen, denn das war ein günstiges Vorzeichen für seine künftige Beredsamkeit als Advokat, und wenn seine geliebte Wilhelmine zu ihm über die Wagstücke ihres Sohnes klagen kam, so wußte er sie auf die merkwürdigste Weise zu trösten. Er, ihr gesetzlicher Ehegatte, war einst vierundzwanzig Stufen heruntergefallen und unbeschädigt aufgestanden. Ein anderes Mal hatte er einen ganzen Kessel siedendes Wasser über den Leib bekommen, aber acht Tage nachher waren die Blasen schon wieder verschwunden gewesen,

und wie sie sah, hinderte ihn das Alles keineswegs, heute so frisch und gesund zu sein wie ein Fischlein im Wasser. Da dies gute Gründe waren, so gab Mevrouw Van Boendaele nach, und Willem fuhr so lange ungestört fort, durch allerlei Streiche seine Mutter zu ängstigen und seinen Vater zu belustigen, bis er sieben Jahr alt wurde. Dann begann die kriegerische Periode seines Lebens. Der Senator Willem stellte sich an die Spitze der Jungen aus der Nachbarschaft und führte im Garten geniale pas accélerés aus. Es ist wahr, daß der junge Feldherr nach der Einnahme einer Schneeschanze nicht selten mit einem blauen Auge, einer blutigen Nase oder einigen Beulen am Kopfe nach Hause kam, aber auch darüber lachte der Papa: der große Napoleon hatte gleichfalls zu Brienne im Schnee den Grund zu seinem künftigen Ruhm gelegt; das war denn wiederum ein vortrefflicher Beweisgrund, gegen welchen Mevrouw Van Boendaele Nichts einzuwenden wußte.

Hier seh' ich mich genöthigt, meine Leserin zu bitten, daß sie mir eine kleine unvermeidliche Parenthese gestatten möge. Als ich eben den letzten Satz niedergeschrieben hatte, und mir mit großem Wohlbehagen eine frische Pfeife stopfte, fiel mir plötzlich ein Gedanke ein, der, ich bekenn' es gerne, mir etwas früher hätte einfallen sollen, nämlich, daß für schöne und leckere Mädchen, wie Ihr, Mejuffer, interessantere Dinge in dem Leben eines Helden vorkommen, als die kriegerischen Thaten seines siebenten Jahres. Ich weiß sehr wohl, daß junge Mädchen im Allgemeinen durchaus Nichts gegen die Epauletten haben, daß sie dieselben im Gegentheil mit großem Vergnügen auf der netten Uniform eines schmucken Lieu-

tenants prunken ſehen, (werdet nicht roth, liebe Unſchuld, ich kann ſchweigen,) aber es begreift ſich leicht, daß der papierne Hut und der hölzerne Säbel eines Kindes für Euch ganz und gar kein Intereſſe haben können, und da mir nicht im Mindeſten daran liegt, Mejuffer's Gunſt zu verlieren, angenommen, daß ich bis jetzt ſo glücklich geweſen bin, ſie mir zu erhalten, ſo eil' ich ihrem Wunſche zuvorzukommen und die noch übrigen Kinderjahre ſo kurz wie möglich in einem Motto zuſammenzufaſſen, welches ich über mein nächſtes Kapitel zu ſetzen gedenke.

III.

Nous profiterons du droit, que nous accorde notre titre de romancier, pour faire franchir à notre belle lectrice un espace de 15 ans.

Alex. Dumas in 249 ſeiner Romane.

Willem war Kandidat der Philoſophie und ſeit zwei Monaten in ſein zwanzigſtes Jahr getreten.

IV.

Wir finden Willem einige Wochen nach den Oſterferien auf dem Zimmer wieder, welches er zu Gent in der Feldſtraße bewohnte. Der neue Student ſaß an ſeinem Schreibtiſch in einer der excentriſchen Stellungen, welche nur durch Studenten zu Stande gebracht werden. Es war ein netter Junge mit braunem Haar, braunen Augen, braunem Schnurrbärtchen, mit einer ſchönen offenen Stirne, nicht zu roth und nicht zu blaß, nicht zu dick und nicht zu mager. In der rechten Hand hielt er eine dampfende Pfeife, in der linken ein Buch, worin er mit innerlicher Genugthuung zu leſen

ſchien. Das wird Niemand und noch minder als Jemand die Profeſſoren des römiſchen Rechtes verwundern, ſobald man erfahren haben wird, daß auf dem Einband in großen Buchſtaben Corpus juris geſchrieben ſtand. Von Zeit zu Zeit legte er den Kopf hintenüber und blies mit großer Kunſt Rauchringe gegen die Zimmerdecke. Als die Pfeife ausgeraucht war, legte er ſie ſorgfältig neben das Buch und wiegte ſich mit einer Sicherheit, welche eine große Kenntniß des Gleichgewichtes verrieth, auf ſeinem Stuhle hin und her. Dann ſtand er auf, kämmte ſich vor dem Spiegel ſein Schnurrbärtchen glatt, ſetzte ſich wieder in ſeinen Lehnſtuhl, beſah einige Minuten lang die Spitzen ſeiner Stiefeln und brach endlich in den hoffnungsloſen Ausruf aus: „ſchon drei Uhr! Wird denn keine lebendige Seele kommen?“ Es muß bemerkt werden, daß er des Morgens auf der Univerſität allen ſeinen Freunden erklärt hatte, daß er jetzt tüchtig arbeite, daß er heute abermals bis über die Ohren in der exeptio doli ſitzen würde, und daß ſie ſich ja hüten ſollten ihn zu ſtören.

Eine Fliege, die ſich auf ſeinen Aermel niederließ und dort ziemlich lebhafte Märſche und Gegenmärſche unternahm, gab ſeinen Gedanken eine andere Wendung, und ein flüchtiger Ausdruck von Zufriedenheit erſchien auf ſeinem Geſicht, als er das launenhafte Thierchen ſeinen Weg auf eine carte routinière de Belgique nehmen und auf derſelben vermittelſt der Eiſenbahn von Antwerpen nach Brüſſel fahren, dann den Steinweg nach Ninove verfolgen und endlich in einem Dörfchen anhalten ſah, welches dicht bei D., Willem's Geburtsſtädtchen, lag. Hier indeſſen kam der Fliege eine ihrer Bekannten entgegen, und beide Reiſenden küßten einander auf

die Wangen, gaben ſich die Pfoten und flogen mit einander auf die Straße hinaus. Willem folgte ihnen, zwar nicht auf die Straße, aber doch an das Fenſter. Während er gedankenlos in das Gewirre von Elegants, Kindermädchen, ſtattlichen Bürgern, ſchwerfälligen Bauern, Studenten, die rauchten, Hunde, die klafften, u. ſ. w. hinabſah, wurde ſeine Aufmerkſamkeit plötzlich durch ein Paar Stiefelchen gefeſſelt, ein Paar Stiefelchen auf der andern Seite der Straße, ein Paar Stiefelchen ſo klein und ſo fein, daß (die Euern ausgenommen, Mejuffer) es noch nie kleinere und feinere gegeben hat. Willem hatte viele, unzählig viele Stiefelchen geſehen, grüne, ſchwarze, braune, graue, breit und ſpitz vorn, mit hohen Hacken, mit niedern Hacken, ja, ſogar ohne Hacken, er hatte manch liebes Mal durch ein zierliches Füßchen angelockt, Jungfer Mance, Jungfer Phintje und Jungfer Stance auf dem Weg nach ihren Laden abgepaßt, aber ſolch ein Paar Stiefelchen hatte er noch nie geſehen. Folglich ergriff er haſtig Hut und Stock, donnerte die Treppe hinab und begann auf eine völlig burſchikoſe Weiſe eine nicht minder burſchikoſe Jagd.

Es währte nicht lange, ſo hatte er die ſchöne Unbekannte eingeholt, aber als er nun auf der einen Seite der Straße dahinſchritt, während ſie nebſt ihrer ehrwürdigen Begleiterin auf der andern einhertrippelte, da verließ ihn alle Dreiſtigkeit, er wünſchte ſich hunderttauſend Meilen weit und doch hätte er ſich wiederum lieber viertheilen laſſen, als ſich entfernt, ohne ſie geſehen zu haben. Die beiden Frauen blieben endlich an der Thür eines großen ſchönen Hauſes ſtehen, und mit einem Muthe, von dem es in der Geſchichte wenige

Beiſpiele geben dürfte, erhob Willem den Kopf, um nach ihr hinzublicken. Da, barmherziger Himmel, drehte die Kleine mit den lieben Stiefelchen ſich um, und neigte, mit dem ſüßeſten Lächeln, das je auf Frauenlippen geſchwebt, ihr Engelsköpfchen gegen ihn. Bevor aber der zu Stein gewordene Student an den Hut greifen konnte, war ſie im Hauſe verſchwunden.

Des Abends in der Geſellſchaft gebehrdete Willem ſich ſo wunderlich und kramte ſolch verrücktes Zeug über Fliegen und Stiefelchen aus, daß ſeine Freunde, als er um neun Uhr den Saal verließ, in allem Ernſt eine Subſcription eröffneten, um ihn den nächſten Tag nach einem Irrenhauſe zu bringen. Nach Mitternacht noch ſaß er unter hohen Kaſtanienbäumen der Neuen Promenade. Der arme Junge, er hatte, als das liebe Kind ſo holdſelig grüßte, durchaus nicht bemerkt, wie dicht hinter ihm ein ſchöner Herr ſtand, welcher den ſüßen Gruß durch eine artig vertrauliche Verbeugung erwiederte.

V.

Während nun Willem am Träumen iſt, wäre es vielleicht nicht unwichtig für meine geduldige Leſerin, etwas nähere Bekanntſchaft mit dem ſchönen Herrn zu machen, welcher von dem lieben Kind in den Stiefelchen ſo freundlich gegrüßt wurde. Dieſer ſchöne Herr, Mejuffer, war Niemand anders als Profeſſor Knoll. — „Pfui!“ ſagt Ihr, „ein Profeſſor! ein altes, abgelebtes, grämliches Männchen, mit kahlem Kopf, mit großer Naſe, mit einer Schnupftabaksdoſe, mit“ — Nicht weiter, Mejuffer! Profeſſor Knoll iſt von dem Allen Nichts, Profeſſor Knoll iſt ein ſtattlicher Profeſſor, ein ſchmucker

Burſche. Profeſſor Knoll iſt gegen Fünfzig, aber man hält ihn erſt für Vierzig. Seine Züge ſind nicht charakteriſtiſch, doch ganz leidlich. Sein Haar, ſtets à la brise-tous geordnet, iſt ihm etwas zu feurig vorgekommen, deswegen hat er es mit einer Lage fluide transmutatif bedeckt. Er wendet äußerſt große Sorgfalt auf ſeine Perſon und iſt ſtets nach der Mode des letzten Longchamps angezogen. Er trägt eine ungeheure Brillantnadel, große goldene Hemdenknöpfe und eine Uhrkette dick genug, um einen Hund d'ran zu legen. Ueberdies hat er beſtändig drei ganz reine weiße Schnupftücher bei ſich, eines um ſeine goldene Brille zu reinigen, eines um ſich auf dem Katheder eine contenance zu geben und das dritte für unvorhergeſehene Fälle. Fügt man nun noch hinzu, daß er von Allem oberflächlich zu reden weiß und ſo viel und ſo ſelbſtgefällig redet, daß man ihn ganz gut unter die Rubrik der Menſchenquäler zählen kann, welche von den Studenten „Bierwagen" und von den Künſtlern „Sägen" genannt werden, ſo muß man doch ſicher anerkennen, daß mein Herr Knoll ein ſtattlicher Profeſſor und ein ſchmucker Burſche iſt.

Knoll ſah das Licht in dem berühmten Elendburg, einem deutſchen Fürſtenthum, welches beſonders viel Rüben, Fayence, Rehböcke, wilde Schweine und Profeſſoren hervorbringt, Alles von erſter Qualität, ſogar die Profeſſoren. Da Elendburg jedoch keine Univerſität hat, ſo iſt es ihm nicht möglich, alle die ausgezeichneten Lehrer, die es erzeugt, zu verwenden, und ſo kommt es denn, daß viele dieſer großen Männer ihr Vaterland verlaſſen müſſen. Auch Herrn Knoll traf dieſes Schickſal, und da er, wo es ſich um ſeinen Vortheil handelte, Ver-

ſtand genug hatte, ſo kam er natürlich nach Belgien, wo er ebenſo natürlich, blos weil er ein Elendburger war, zum Profeſſor bei der Genter Univerſität ernannt wurde.

Von dieſem Augenblick an wurde Herr Knoll eine Art von Jerome Paturot, und legte ſich auf's Suchen nach — einer guten Partie. Demzufolge ließ er ſich in allen öffentlichen und Privatkreiſen bei den beſten Familien vorſtellen, wohnte regelmäßig Bällen u. ſ. w. bei und wußte ſeine Rolle als vert-galant vortrefflich zu ſpielen. Unter den Familien, wo er bald völlig zu Haus war, muß die von Doktor Beeckman vornehmlich genannt werden. Doktor Beeckman war ein reicher und braver Mann, ganz ſeinen Kranken und der Wiſſenſchaft lebend. Nachdem er zehn Jahre in der glücklichſten Ehe gelebt hatte, war er mit einem Töchterchen Wittwer geblieben und hatte, um auf ſeine kleine Louiſe Acht zu geben, ſeine Schweſter Scholaſtika, eine alte junge Tochter,*) in's Haus genommen.

Die Vergangenheit der Tante Laſteka war ſo ziemlich die Vergangenheit aller alten jungen Töchter. In ihrer Jugend, als man ſie noch Laſtjen nannte und ſie noch rothe Lippen und friſche Wangen hatte, war ſie äußerſt romaneſk geweſen. Auf dieſe Krankheit war nach dem Mißglücken einer erſten Kalbsliebe eine noch ſchlimmere Krankheit gefolgt, nämlich die Coquetterie. Es war alſo nicht zu verwundern, daß Laſtjen ihr fünfundzwanzigſtes Jahr erreichte, ohne verheirathet zu ſein. Es iſt dies die höchſte Zeit für alle Mädchen, die nicht geſchworen haben, in einem Beguinenhof zu

*) Alte Jungfer.

ſterben und nach ihrem Tode canoniſirt zu werden. Laſtjen begriff das ſehr wohl und ſpannte alle ihre Netze aus, doch es war zu ſpät, die Vögel kannten ihre Fallſtricke und ließen ſich nicht fangen. Mit ihrem dreißigſten Jahre begann man ſie in allem Ernſt Jungfer Laſteka zu nennen, ein Zeichen, daß ſie in allem Ernſt den Heirathsgedanken entſagen müſſe. Sie that es nicht, ohne den Männern und allen Frauen, die glücklicher geweſen waren, als ſie, Haß und Rache zu ſchwören. Aus der Coquette wurde ſie zum Blauſtrumpf und ſchrieb in Revuen und Zeitſchriften gegen die Tyrannei der Männer, verfaßte auch philoſophiſche Romane, in denen die Männer regelmäßig die Henker und die Frauen regelmäßig die Opfer waren. So gelangte Jungfer Laſteka in die Vierzig, zog zu ihrem Bruder, übernahm die Erziehung ihrer Nichte und wurde fromm. Von nun an ging ſie täglich zur Beichte und Communion, ließ ſich in die Congregation aufnehmen, hielt zwei Katzen und ein Gefäß mit rothen Fiſchen und bettelte mit unermüdlichem Eifer für die armen Pater und Nonnen aus Abyſſinien.

Einige Jahre ſpäter war es, daß der Profeſſor Knoll mit ihr Bekanntſchaft machte. Er hatte Tante und Nichte einſt in der Kirche geſehen und war durch die Schönheit der letzteren ſo getroffen worden, daß er noch denſelben Tag, nach eingezogenen Erkundigungen, ſich bei Doktor Beeckman einführen ließ. Ich hab' es bereits geſagt, daß Knoll geſcheidt war, wo es auf ſeinen Vortheil ankam, folglich ſuchte er ſich vor allen Dingen die Gunſt der Tante Laſteka zu erwerben. Er ließ ſich bei allen Congregationen, Brüderſchaften u. ſ. w. einſchreiben, und hatte bereits nach vierzehn Tagen das Glück,

von der Tante für einen charmanten Herrn erklärt zu werden. Er ſchenkte ihr einen Papagei und zwei Hundchen — nun wurde er ihr Freund. Aber es iſt nicht ohne Gefahr, der Freund einer alten jungen Tochter zwiſchen Vierzig und Funfzig zu ſein. Die Aufmerkſamkeiten des Herrn Knoll bliesen das Feuer, welches in der Bruſt der Tante Laſteka unter der Aſche glimmte, wieder zu hellen Flammen an, ſo daß, ich muß es leider ſagen, die alte junge Tochter in kürzeſter Zeit auf ihren Profeſſor wie beſeſſen war. Was Louiſe betrifft, die war ein Engel von ſechszehn Jahren, der in ſeiner Unſchuld das Spiel anſah, ohne es im Mindeſten zu begreifen.

So ſtanden die Sachen, Mejuffer, als Willem, der Student, der Kleinen mit den lieben Stiefelchen nachlief, die keine andere war als die liebliche Louiſe.

VI.

In unſerm Jahrhundert fährt man, Dank dem Dampf, in vierzehn Tagen um die Welt. Kein Wunder alſo, daß die Liebe in derſelben Zeit aus einem luſtigen Bruder einen ordentlichen jungen Mann machen kann.

Mit Willem wenigſtens war es der Fall. Kein chic mehr, keine Eroberungen, keine tollen Streiche, keine tolle Laune mehr, er gab nicht mehr den Ton auf der Univerſität an, er war nicht mehr der erſte bei Land- und Waſſerfahrten, er wurde nicht mehr auf den Bällen im Hirſch und in der Philharmonie geſehen, wo er der Liebling aller Genter Taglioni's geweſen war, er war mit einem Worte unſichtbar geworden wie die Sonne im Mai.

Und bald kamen traurige Nachrichten seine Freunde betrüben. So erzählte ein Student, daß er Tags zuvor (an einem Dienstage, Mejuffer,) Willem auf allerlei Umwegen in die St. Michaeliskirche hatte schlüpfen sehen, gerade um die Stunde, wo das Lob beginnen sollte, daß besagter Willem ohne Zögern nach einem gewissen Pfeiler ging, wo ein Männchen zwei Stühle für ihn bewahrte, daß er dem Männchen einige Centiemen gab und nachdem er ein großes Kreuz geschlagen, sich gottesfürchtig an's Beten machte. Zwei Tage später hatte ein anderer Freund von Willem ihn auf seinem Zimmer besuchen wollen und ihn so vertieft in das Studium des bürgerlichen Gesetzbuches gefunden, daß er, um sich bemerkbar zu machen, genöthigt gewesen war, ein brennendes Schwefelhölzchen an Willem's Schnurrbärtchen zu bringen, was von Seiten Willem's einen so gewaltigen Zorn zur Folge hatte, daß der Freund davon lief und ohne sich umzusehen nach der Societät flüchtete, wo Jeder einen Augenblick später wußte, W. Van Boendaele sei so eben wirklich toll geworden. Endlich schwor ein junges Studentchen, welches Willem früher als seinem Ideal nachäffte, er habe ihn des Morgens mit gelben Handschuhen auf dem Kouter*) spazieren sehen. Dieser letzte Bericht brachte die ganze Universität in Bestürzung, und am Nachmittag war an allen vier Ecken der Hochschule ein Plakat angeschlagen, welches demjenigen eine Prämie verhieß, der den gesunden Verstand von Willem Van Boendaele wiederfände.

Meine liebe Leserin, Willem war nicht scheinheilig, wenn

*) Die Promenade in Gent.

er in die Kirche ging. Er that es lediglich in der Hoffnung, ein gewiſſes Paar Stiefelchen ankommen zu ſehen. Von den zwei Stühlen nahm er den einen nur, um ihn der Inhaberin der Stiefelchen anbieten zu können. Im Code civil las er immer nur ein und dieſelbe Seite, auf welcher der Paragraph von der Ehe ſtand. Und die gelben Handſchuhe am Morgen?

Ach, Mejuffer, er war ja nun doch ein Mal verliebt!

Und ſie, die ſüße Unſchuld, ſie konnte durchaus nicht begreifen, warum ſie immer und überall dem ſchönen jungen Manne begegnete, und als ächte Eva'stochter beſchäftigte ſie ſich ſehr viel mit dem, was ſie nicht begriff und wollte es ſich erklären und dachte dabei immer wieder an den ſchönen jungen Mann, an ſein offenes ſtolzes Geſicht, an ſeine ſchönen braunen Augen, an ſein liebes Schnurrbärtchen, und dann ließ ſie ihre Arbeit fallen und blickte ſtundenlang, mit dem Haupt auf die Hand geſtützt, durch das Fenſter in den Garten und träumte — o ſo ſchöne Träume, und wenn ſie dann gewahr ward wie ſie träumte, dann wurde ſie ärgerlich über ſich ſelbſt und ſetzte ſich an ihr Piano, aber der junge Mann war doch immer vor ihren Augen, und da kam ſie aus dem Takt und ſpielte falſch, und das war ihr doch ſo ärgerlich! Und des Nachts da konnte ſie nicht ſchlafen und machte das Fenſter auf und verlor ſich mit den Blicken im Firmament, mit der Seele im Unendlichen, bis der friſche Nachtwind kam, der ſie hereintrieb, und dann weinte ſie ohne zu wiſſen warum, und dann bewies ſie ſich durch allerlei un-

widerlegliche Gründe, daß der junge Mann ganz allein Schuld an ihrem Grame sei, und dann wurde sie schrecklich erzürnt gegen ihn und wollte durchaus nicht mehr an ihn denken und schlief ein und träumte von ihm.

So vergingen drei Monate, und die Ferien hatten bereits seit vierzehn Tagen begonnen, ohne daß Willem daran dachte, nach Hause zu reisen.

VII.

Unser Held wird unserer schönen Leserin vielleicht ein wenig gar zu platonisch vorkommen, und sicher wäre von einem „Mädchenplager" etwas Besseres zu erwarten gewesen, als diese stille und contemplative Liebe. Es war dieses, ich bekenne es offen, Mejuffer, ein schlimmer Flecken in Willem's Studentenwappen, und wäre ich an seiner Stelle gewesen — doch sprechen wir lieber abermals von Herrn Knoll und seiner liebenswerthen Freundin Scholastika. Der schöne Herr Knoll war trotz seiner funfzig Jahre und seines völlig contemplativen Berufs (er war Astronom) während dieser drei Monate viel thätiger gewesen, als sein junger Nebenbuhler. Kaum war er mit Tante Lasteka so weit gekommen, wie er kommen wollte, so spannte der gelehrte Elendburger eine zweite Sehne an seinen Bogen und schoß alle Pfeile, die er noch in seinem verrosteten Köcher fand, in der Form von Sonnetten, Romanzen u. s. w. gegen klein Louischens Herz ab. Einige Wochen später rieb er sich bereits die Hände und erachtete sich für den Glücklichsten aller Sterblichen. Louisen's auffallende Veränderung konnte ihm nicht entgehen, und welcher Ursache konnte die zuzuschreiben sein, wenn nicht dem Ein-

druck, welchen seine Verse auf das Herz des schönen und — reichen Mädchens gemacht hatten? Von dieser Seite glaubte er folglich seiner Sache vollkommen sicher zu sein und wendete sich nun wieder der Tante zu. Es wird von einem Nachmittag gesprochen, an welchem er ohne ein Mal zu gähnen, ihr in neunundvierzig Partien Gänsespiel Stand hielt. Weiter erschien im August 18— zu Gent ein schöner Band in 4° (987 S.) unter dem Titel: De l'influence des étoiles fixes sur le système nerveux des personnes lymphatiques. Études astronomico-physiologiques, par le docteur Hyacinthe Knollé, und dieses Buch war der Tante Lasteka, Mme Scholastique Beeckman, gewidmet. Das Französiren seines Namens war ebenfalls eine Artigkeit gegen die ehrwürdige Dame, welche gleich allen ehrwürdigen Damen, die eine gewisse Erziehung genossen haben, nur vom Französischen sprechen hören wollte. Tante Lasteka war von allen diesen Huldigungen so ergriffen, daß sie, als der Professor in Person ihr ein Prachtexemplar seines Werkes überreichen kam, aller weiblichen Schüchternheit vergessend, begeistert ausrief: „o Knolle, was wird die Frau nicht glücklich sein, der es gelingt, Ihr Herz zu fesseln!“ Und sie seufzte so stark, daß es genügt hätte, um eine Windmühle in Bewegung zu bringen.

Diese Worte und dieser Seufzer öffneten dem schmucken Professor plötzlich die Augen. Er erinnerte sich auf ein Mal gewisser Blicke, gewisser Aeußerungen in einem gewissen Ton gethan, und gewisser Bewegungen, welche gewisse grüne Pantoffeln unter dem Tische immer gegen seine Stiefeln vornahmen, kurz, Professor Knoll sah sich zwischen zwei Feuern, und

bevor er noch mit sich einig geworden war, wie er sich aus dieser gefährlichsten aller Stellungen herausziehen solle, wollte es der Zufall, daß Louisen's verändertes Betragen auf ein Mal auch der Tante auffiel. Die Tante war noch zu sehr Frau, um nicht augenblicklich zu errathen, was es mit dem Mädchen für eine Bewandtniß habe, doch wer konnte der Gegenstand dieser ersten jungen Liebe sein? Es kam kein Mann in's Haus außer — o Eifersucht, giftiger Dorn an der schönsten Rose, welche in „des Lebens Elendwüste" blüht, fandest du denn nicht junge Herzen genug zum Verwunden, daß du dich daran machen mußtest, das alte Herz der armen Tante zu durchbohren?

Die Eifersucht späht und — findet. Scholastika stellte Nachforschungen an und entdeckte sehr bald ein höchst bedeutungsvolles Madrigal, welches Herr Knoll in Louisen's Arbeitskörbchen verborgen hatte. Von diesem Augenblick an durfte Louise nicht mehr im Zimmer bleiben, so oft der Professor seinen Besuch machen kam, sie wurde von der Tante barsch und unfreundlich weggeschickt. Das gute Kind begriff Nichts von diesem Benehmen und betrübte sich sehr darüber, der Professor begriff es nur allzuwohl und rief seinen Schutzengel an, ihm aus dieser entsetzlichen Klemme zu helfen. Der Schutzengel mußte ihn gehört haben, seine Magd brachte ihm einen Brief, darin stand: „Nächsten Montag feiere ich auf meinem Landhause zu L. ein kleines Fest bei Gelegenheit meiner Wahl zum Bürgermeister des Dorfes. Ihr werdet mir hoffentlich die Bitte nicht abschlagen, Herr Rektor, dieses Mahl durch Eure Gegenwart zu verherrlichen. Ich habe außer den ansehnlichsten Bewohnern von L. noch einige an-

dere liebe Gäſte eingeladen, wie Meinherr Revejans, Mevrouw ***, Doktor Beeckman und Familie u. ſ. w., u. ſ. w." Und darunter ſtand: „Peter Van Boendaele."

Der Profeſſor war außer ſich vor Freuden. Ein Zuſammentreffen auf dem Lande — da mußte er ſich mit der Tante ausſöhnen, in jedem Falle jedoch ſich der Nichte erklären können.

Zwei Tage früher hatte Willem eine väterliche Depeſche empfangen, die ihn nach Hauſe rief, doch gegen ihn hatte Papa Van Boendaele kein Wort von den Gäſten erwähnt, die er eingeladen hatte. Auch war es mit den Thränen im Auge und mit dem Tod im Herzen, daß Willem die Stadt verließ. In der Diligence las er l'Isolement von Lamartine.

Wie es nun kam, daß Papa Van Boendaele den Profeſſor kannte und auch mit der Familie des Doktors befreundet war, ohne daß ſein Sohn Willem irgend darum wußte, das verſpreche ich meiner ſchönen Leſerin feierlich zugleich mit dem Schluſſe dieſer Geſchichte im nächſten Jahrgang des Studentenalmanachs zu erzählen.

De Cort (Franz), geboren den 21. Juni 1834 zu Antwerpen in der Skt. Jacobsſtraße. Sein Vater, Joſeph-Jan, diente unter Napoleon und n[illegible]h ein Buchdrucker. Er iſt todt; die Mutter leb[illegible]ſt Anna Maria Reynen. Der Großvater, e[illegible] Brüder, war[illegible] und ſind ebenfalls Buchdruck[illegible]der iſt Buch[illegible] binder, „folglich", ſagt Fran[illegible] Bunder, wel[illegible]

ich, unter Büchern großgeworden, ein Büchermacher geworden bin.“ Seine Studien machte er, Dank einem Stipendium, auf dem Athenäum zu Antwerpen und zwar so gut, daß er stets der Primus in seiner Klasse war, in Belgien keine geringe Ehre. Seine ersten Verse, die er jedoch vernichtete, machte er, als 1848 einige französische Banden in Belgien einfielen. Seitdem gab er viele Lieder in einen kleinen Kalender mit niederdeutscher Tendenz, „Almanach für Hans und Jedermann“, welcher bei L. J. De Cort zu Antwerpen erscheint. Das zweite der von mir gewählten Liedchen ist aus dem Jahrgang von 1855. Aus den gesammelten Liedern ist:

Die Blume des Festes.

Was war sie schön, wenn sie das Ballkleid schmückte,
Das liebe Mädchen, aller Augen Lust!
Ihr blaues Aug', woraus die Unschuld blickte,
Entzündete zur Liebe jede Brust.
Sie lächelte auf holder Kinder Weise,
Die Wangen sah in Rosenglut man steh'n;
Wenn sie erschien, rief jeder Jüngling leise:
Was ist sie schön! o Gott, was ist sie schön!

Wie um die Blume bunte Falter schweben,
So drängen sich die Jünglinge zu ihr,
Ein Jeder will die Hand zum Tanz ihr geben
Und fleht auf Knien um einen Blick von ihr.
Wohin sie tritt, rauscht Jubel ihr entgegen,
Und, blühend gleich der Rose anzuseh'n,
Hört sie entzückte Stimmen allerwe[illegible]
[illegible] schön! o Gott, was [illegible]

[illegible] webte achtzeh
[illegible]'s liebe Köpfe

Jetzt trifft sie auf ein Grab mit ihrem Strahle,
Des Festes Blume, ach, sie ist nicht mehr.
Als sie der Todesengel in den Himmel
Getragen, zu den ewig gold'nen Höh'n,
Da klang es durch das helle Lichtgewimmel:
Was ist sie schön, o Gott, was ist sie schön!

Bei dem Gang durch's Abenddüster.

S'Sönnchen sagte guten Abend
Eh' es himmelabwärts fuhr,
S'Mönchen glänzte herzerlabend,
Neune schlug des Thurmes Uhr.
Und ich sah das hübsche Käthchen,
Rosenfrisch, das liebe Mädchen
Mit dem Peter der Frau Trud!
Was der Bursche da geflüstert
Bei dem Gang durch's Abenddüster,
Das entsinn' ich mich gar gut.

„Liebste", sprach der Bursche kosend,
„Meiner Seele Schatz bist Du!"
Und ihr Köpfchen hing das Mädchen,
Aber sagte Nichts dazu.
„Warum lässest Du mich fragen,
Sonder Antwort mir zu sagen?
Zweifeln ist wie Höllenglut!"
Was sie darauf halb geflüstert
Bei dem Gang durch's Abenddüster,
Das entsinn' ich mich gar gut.

Und sie zogen flüsternd weiter,
Mancher Seufzer ward gehört,

Viele Liebesküßchen wurden
Ausgetauſchet ungeſtört.
Aber wie es noch geendet,
Und wohin ſie ſich gewendet —
Niemand ſchlich ſich hinterher,
Und was weiter ſie geflüſtert
Bei dem Gang durch's Abenddüſter,
Das entſinn' ich mich nicht mehr.

Wie man ſieht, iſt De Cort zugleich graziös und naiv, doch iſt er auch noch mehr: der luſtige Geſell bei der Bierkanne, bei Gelegenheit der politiſche Chanſonnier, und in ernſten Stunden der leidenſchaftliche Dichter — Alles zuſammen genommen ein ächter Vlaming. Seine frühern Liebeslieder, in dem geſunden Sinn des alten Volksliedes gemacht, ſind ſämmtlich an „ein Mädchen aus dem Volke" mit Namen Thereſe Melanie d. H... gerichtet, welches nach einer dreijährigen Verlobung mit De Cort den 28. Juli 1856 an der Abzehrung ſtarb. De Cort hat ihrem Andenken zwei ſeiner ſchönſten Lieder geweiht, „Arme Mutter" und „Thereſe," mit dem Refrain:

Ich darf das arme todte Kind,
Ich darf Thereſe nie vergeſſen.

Auch in dieſer Dichterliebe zu dem „armen todten Kind des Volkes" dürfte De Cort Typus ſein. Erzogen wurde er zum Kaufmann und war noch bis zum Oktober 1857 in einem Comptoir, dann gab er zuſammen mit Jan Van Ryswyck eine liberale Zeitung „Das Grundgeſetz" heraus, von welcher er im September 1858 als Hauptredacteur an die „Schelde" überging.*) Er iſt übrigens nicht der einzige Antwerpner, wel-

*) 1860 trat er von der Redaction zurück und wurde Agent comptable einer Dampfſchiffgeſellſchaft.

cher aus dem Handelsstand in die Literatur trat oder Handel und Literatur zugleich betreibt, ein Beweis, daß in Antwerpen der Handel sich etwas von seiner ursprünglichen poetischen Bestimmung erhalten hat. Herausgegeben hat De Cort bis jetzt nur ein einziges Bändchen Lieder, doch bereitet er schon ein zweites vor,*) welches auch Uebersetzungen aus dem Deutschen und dem Englischen enthalten soll. Einige Lieder, die er mir daraus vorlas, waren noch schöner, als die bisher veröffentlichten, und eines hätte ich gern wiedergegeben. Bei einem dramatischen Fest vorgetragen, forderte es zu Almosen für die Hinterbliebenen der Arbeiter auf, welche im Herbst 1859 durch den Einsturz von einem Theile des Antwerpner Entrepot verschüttet wurden. Das Lied bittet wie ein Kind, doch es ist unmöglich, im Deutschen Verse wiederzugeben wie diese:

Och, goede heeren, lieve vrouwen,
Een almoos, as het u belieft.

Aber gleichsam als Zugabe will ich ein anderes Lied übersetzen, welches ich auch schon in der Handschrift kannte und welches seitdem in Jan en Alleman für 1859 erschien.

Ich lieb' dich noch.

Ich kam, um Gnade dich zu fleh'n,
Um dich zu seh'n — ich sah dich wieder,
Doch du, du schlugst die Augen nieder,
Und bleich und sprachlos blieb ich steh'n.
Kein Blick, kein Roth auf deinen Wangen,
Kein Wort — dein Herz blieb kalt und stumm,
Ich bebt' und glühte vor Verlangen,
Du gingst vorbei, sahst nicht dich um —
Willst du, Kind, mir wiedergeben,
Was ich unverdient verlor,
Nimm zum Tausch mein ganzes Leben,
Nur sei hold mir wie zuvor.

*) Es erschien 1859.

Ich lieb' dich noch, wenn gleich den Eid
Du brächeſt, den du mir geſchworen;
Haſt das Gedächtniß du verloren,
Bei mir iſt's wie zu alter Zeit.
Ich wollte meinerſeits dich laſſen
Und, dir entflohen, glücklich ſein,
Ich wollte dich vergeſſen, haſſen,
Doch ach, mein Herz, das ſagte: Nein!
Willſt du, Kind, mir wiedergeben,
Was ich unverdient verlor,
Nimm zum Tauſch mein ganzes Leben,
Nur ſei hold mir wie zuvor.

Ja, ohne Frucht hab' ich geſtrebt,
Aus meiner Bruſt dich zu vertreiben,
Mein Ideal wirſt ſtets du bleiben,
Auch wenn mir keine Hoffnung lebt.
Und drückten gleich die ſchönſten Frauen
An Bruſt und Lippen mich voll Glut,
Ich ſtände kalt ſie anzuſchauen,
Und brennte noch ſo heiß mein Blut.
Willſt du, Kind, mir wiedergeben,
Was ich unverdient verlor,
Nimm zum Tauſch mein ganzes Leben,
Nur ſei hold mir wie zuvor.

O nur noch ein Mal heiße mein,
O nur noch ein Mal laß dich küſſen!
Und ſollteſt du gleich lügen müſſen,
Sprich doch: ich werde glücklich ſein.
Sag', daß du Alles willſt vergeſſen,
Und auf den Knieen dank' ich dir,
Und einſt vielleicht — wer kann's ermeſſen —.
Kommt auch dein Herz zurück zu mir.

Willst du, Kind, mir wiedergeben,
Was ich unverdient verlor,
Nimm zum Tausch mein ganzes Leben,
Nur sei hold mir wie zuvor.

Liederen. Eerste Reeks. Antwerpen 1857.

De Geyter (Jan), geboren 1830 zu Lede, einem Dorf bei Aloſt. Seine Eltern, Lievin De Geyter und Maria Johanna De Corte, ſind aus Oudeghem in Oſtflandern gebürtig. De Geyter beſuchte die Elementarſchule zu Aloſt, wo eben damals Ledeganck Schulinſpektor war. Der Genter Dichter bemerkte De Geyter, welcher außer vielen Schulpreiſen ſogar einen beſondern Preis von der Regierung empfing. Im Jahr 1847 machte er die Bekanntſchaft Zetternam's, welcher die erſte Dichtung De Geyters, eine Ode an Blandern, nach Antwerpen brachte. Conscience las ſie und prophezeihte dem jungen Anfänger ſogleich eine Zukunft als Dichter. Nach Antwerpen gezogen, trat er mit ſeinen Freunden Génard, Hanſen, De Cort und Heuts 1851 im „Sprachverband" auf und zwar mit einer Anrede „An einen Verführer." Auch in andere Zeitſchriften gab er Gedichte, ebenſo in das Genter „Jahrbüchlein". 1854 war er von der Commiſſion des Landjuweels*) bei Gelegenheit des Skt. Lucasfeſtes. In demſelben Jahre gründete er mit ſeinen Freunden Brown, Dujardin, Génard, Heremans, Matthyſens, Ommeganck, Van Rotterdam, Zetternam u. A. die „Blämiſche Schule". Einer

*) Landjuweel, ein Wettſtreit Behufs deſſen ſich mehrere Rhetoreikammern verſammelten.

von ihnen, sein liebster Freund, Zetterman, starb bald darauf nach einer schmerzlichen Krankheit, während welcher De Geyter ihn unermüdet pflegte. Wie er bis zum letzten Augenblicke bei ihm ausgehalten und ihm die Augen zugedrückt hat, so hat er auch den Ertrag seiner kürzlich gesammelten Gedichte zu einem Denkmal für Zetterman bestimmt, und sie deshalb „Blumen auf ein Grab" genannt.

Ich hatte zur Uebersetzung diejenige Dichtung gewählt, welche den Namen De Geyters am hörbarsten gemacht hatte. In einem Beschluß vom 2. July 1855 kündigte die Regierung zur fünfundzwanzigjährigen Feier der belgischen Unabhängigkeit eine Preisausschreibung in beiden Sprachen an. Der Gegenstand war: „Die Schicksale Belgiens seit 1830: die Wohlthaten der Unabhängigkeit." Die Wahl der Form war freigegeben, die Zahl der Verse durfte nicht unter hundertfunfzig und nicht über zweihundertfunfzig sein. Der Preis war für die vlämische Dichtung sowohl wie für die französische eine goldene Medaille von 600 Franken an Werth oder die gleiche Summe in Geld. Der vlämische Preis wurde einstimmig De Geyter zuerkannt.

Kaum erfuhr man das in Antwerpen, so ernannte die Skt. Lucasgilde eine Commission, welche sich zu den Generälen Burggraf von Nieulant und Lefebvre begab, um sich deren Unterstützung zu einer von ihr augenblicklich beschlossenen Festlichkeit zu erbitten. Es wurden ihr zwei Musikcörps und zwei Compagnien zur Verfügung gestellt, und an demselben Tage, wo De Geyter zu Brüssel aus den Händen des Königs den Preis empfangen hatte, am 26. September, erwartete ihn Abends $7\frac{1}{2}$ Uhr zu Berchem die feierlichste Begrüßung. Ein allgemeines Lebehoch ertönte, als der Staatswagen, in welchem De Geyter mit den Abgeordneten der Gilde saß, sich langsam näherte. Die Trommeln wirbelten, die Musikcorps spielten das Volkslied. Vier Gesellschaften: die „Liedertafel," welche bereits am Abend vorher De Geyter ein schönes Ständchen gebracht hatte, die „Kunstfreunde", die „Eintracht"

druck, welchen seine Verse auf das Herz des schönen und — reichen Mädchens gemacht hatten? Von dieser Seite glaubte er folglich seiner Sache vollkommen sicher zu sein und wendete sich nun wieder der Tante zu. Es wird von einem Nachmittag gesprochen, an welchem er ohne ein Mal zu gähnen, ihr in neunundvierzig Partien Gänsespiel Stand hielt. Weiter erschien im August 18— zu Gent ein schöner Band in 4° (987 S.) unter dem Titel: De l'influence des étoiles fixes sur le système nerveux des personnes lymphatiques. Études astronomico-physiologiques, par le docteur Hyacinthe Knollé, und dieses Buch war der Tante Lasteka, Mme Scholastique Beeckman, gewidmet. Das Französiren seines Namens war ebenfalls eine Artigkeit gegen die ehrwürdige Dame, welche gleich allen ehrwürdigen Damen, die eine gewisse Erziehung genossen haben, nur vom Französischen sprechen hören wollte. Tante Lasteka war von allen diesen Huldigungen so ergriffen, daß sie, als der Professor in Person ihr ein Prachtexemplar seines Werkes überreichen kam, aller weiblichen Schüchternheit vergessend, begeistert ausrief: „o Knolle, was wird die Frau nicht glücklich sein, der es gelingt, Ihr Herz zu fesseln!" Und sie seufzte so stark, daß es genügt hätte, um eine Windmühle in Bewegung zu bringen.

Diese Worte und dieser Seufzer öffneten dem schmucken Professor plötzlich die Augen. Er erinnerte sich auf ein Mal gewisser Blicke, gewisser Aeußerungen in einem gewissen Ton gethan, und gewisser Bewegungen, welche gewisse grüne Pantoffeln unter dem Tische immer gegen seine Stiefeln vornahmen, kurz, Professor Knoll sah sich zwischen zwei Feuern, und

bevor er noch mit sich einig geworden war, wie er sich aus dieser gefährlichsten aller Stellungen herausziehen solle, wollte es der Zufall, daß Louisen's verändertes Betragen auf ein Mal auch der Tante auffiel. Die Tante war noch zu sehr Frau, um nicht augenblicklich zu errathen, was es mit dem Mädchen für eine Bewandtniß habe, doch wer konnte der Gegenstand dieser ersten jungen Liebe sein? Es kam kein Mann in's Haus außer — o Eifersucht, giftiger Dorn an der schönsten Rose, welche in „des Lebens Elendwüste" blüht, fandest du denn nicht junge Herzen genug zum Verwunden, daß du dich daran machen mußtest, das alte Herz der armen Tante zu durchbohren?

Die Eifersucht späht und — findet. Scholastika stellte Nachforschungen an und entdeckte sehr bald ein höchst bedeutungsvolles Madrigal, welches Herr Knoll in Louisen's Arbeitskörbchen verborgen hatte. Von diesem Augenblick an durfte Louise nicht mehr im Zimmer bleiben, so oft der Professor seinen Besuch machen kam, sie wurde von der Tante barsch und unfreundlich weggeschickt. Das gute Kind begriff Nichts von diesem Benehmen und betrübte sich sehr darüber, der Professor begriff es nur allzuwohl und rief seinen Schutzengel an, ihm aus dieser entsetzlichen Klemme zu helfen. Der Schutzengel mußte ihn gehört haben, seine Magd brachte ihm einen Brief, darin stand: „Nächsten Montag feiere ich auf meinem Landhause zu L. ein kleines Fest bei Gelegenheit meiner Wahl zum Bürgermeister des Dorfes. Ihr werdet mir hoffentlich die Bitte nicht abschlagen, Herr Rektor, dieses Mahl durch Eure Gegenwart zu verherrlichen. Ich habe außer den ansehnlichsten Bewohnern von L. noch einige an-

dere liebe Gäste eingeladen, wie Meinherr Nevejans, Mevrouw ***, Doktor Beeckman und Familie u. s. w., u. s. w.“ Und darunter stand: „Peter Van Boendaele.“

Der Professor war außer sich vor Freuden. Ein Zusammentreffen auf dem Lande — da mußte er sich mit der Tante aussöhnen, in jedem Falle jedoch sich der Nichte erklären können.

Zwei Tage früher hatte Willem eine väterliche Depesche empfangen, die ihn nach Hause rief, doch gegen ihn hatte Papa Van Boendaele kein Wort von den Gästen erwähnt, die er eingeladen hatte. Auch war es mit den Thränen im Auge und mit dem Tod im Herzen, daß Willem die Stadt verließ. In der Diligence las er l'Isolement von Lamartine.

Wie es nun kam, daß Papa Van Boendaele den Professor kannte und auch mit der Familie des Doktors befreundet war, ohne daß sein Sohn Willem irgend darum wußte, das verspreche ich meiner schönen Leserin feierlich zugleich mit dem Schlusse dieser Geschichte im nächsten Jahrgang des Studentenalmanachs zu erzählen.

De Cort (Franz), geboren den 21. Juni 1834 zu Antwerpen in der Sk. Jacobsstraße. Sein Vater, Joseph-Jan, diente unter Napoleon und war von Gewerb ein Buchdrucker. Er ist todt; die Mutter lebt noch und heißt Anna Maria Reynen. Der Großvater, ein Oheim, zwei Brüder, waren und sind ebenfalls Buchdrucker, ein dritter Bruder ist Buchbinder, „folglich“, sagt Franz, „ist es kein Wunder, wenn

ich, unter Büchern großgeworden, ein Büchermacher geworden bin.“ Seine Studien machte er, Dank einem Stipendium, auf dem Athenäum zu Antwerpen und zwar so gut, daß er stets der Primus in seiner Klasse war, in Belgien keine geringe Ehre. Seine ersten Verse, die er jedoch vernichtete, machte er, als 1848 einige französische Banden in Belgien einfielen. Seitdem gab er viele Lieder in einen kleinen Kalender mit niederdeutscher Tendenz, „Almanach für Hans und Jedermann“, welcher bei L. J. De Cort zu Antwerpen erscheint. Das zweite der von mir gewählten Liedchen ist aus dem Jahrgang von 1855. Aus den gesammelten Liedern ist:

Die Blume des Festes.

Was war sie schön, wenn sie das Ballkleid schmückte,
Das liebe Mädchen, aller Augen Lust!
Ihr blaues Aug', woraus die Unschuld blickte,
Entzündete zur Liebe jede Brust.
Sie lächelte auf holder Kinder Weise,
Die Wangen sah in Rosenglut man steh'n;
Wenn sie erschien, rief jeder Jüngling leise:
Was ist sie schön! o Gott, was ist sie schön!

Wie um die Blume bunte Falter schweben,
So drängen sich die Jünglinge zu ihr,
Ein Jeder will die Hand zum Tanz ihr geben
Und fleht auf Knien um einen Blick von ihr.
Wohin sie tritt, rauscht Jubel ihr entgegen,
Und, blühend gleich der Rose anzuseh'n,
Hört sie entzückte Stimmen allerwegen:
Was ist sie schön! o Gott, was ist sie schön!

Die Frühlingssonne webte achtzehn Male
Ihr Zauberlicht um's liebe Köpfchen her,

Jetzt trifft ſie auf ein Grab mit ihrem Strahle,
Des Feſtes Blume, ach, ſie iſt nicht mehr.
Als ſie der Todesengel in den Himmel
Getragen, zu den ewig gold'nen Höh'n,
Da klang es durch das helle Lichtgewimmel:
Was iſt ſie ſchön, o Gott, was iſt ſie ſchön!

Bei dem Gang durch's Abenddüſter.

S'Sönnchen ſagte guten Abend
Eh' es himmelabwärts fuhr,
S'Möndchen glänzte herzerlabend,
Neune ſchlug des Thurmes Uhr.
Und ich ſah das hübſche Käthchen,
Roſenfriſch, das liebe Mädchen
Mit dem Peter der Frau Trud!
Was der Burſche da geflüſtert
Bei dem Gang durch's Abenddüſter,
Das entſinn' ich mich gar gut.

„Liebſte", ſprach der Burſche koſend,
„Meiner Seele Schatz biſt Du!"
Und ihr Köpfchen hing das Mädchen,
Aber ſagte Nichts dazu.
„Warum läſſeſt Du mich fragen,
Sonder Antwort mir zu ſagen?
Zweifeln iſt wie Höllenglut!"
Was ſie darauf halb geflüſtert
Bei dem Gang durch's Abenddüſter,
Das entſinn' ich mich gar gut.

Und ſie zogen flüſternd weiter,
Mancher Seufzer ward gehört,

Viele Liebesküßchen wurden
Ausgetauschet ungestört.
Aber wie es noch geendet,
Und wohin sie sich gewendet —
Niemand schlich sich hinterher,
Und was weiter sie geflüstert
Bei dem Gang durch's Abendblüster,
Das entsinn' ich mich nicht mehr.

Wie man sieht, ist De Cort zugleich graziös und naiv, doch ist er auch noch mehr: der lustige Gesell bei der Bierkanne, bei Gelegenheit der politische Chansonnier, und in ernsten Stunden der leidenschaftliche Dichter — Alles zusammen genommen ein ächter Blaming. Seine frühern Liebeslieder, in dem gesunden Sinn des alten Volksliedes gemacht, sind sämmtlich an „ein Mädchen aus dem Volke" mit Namen Therese Melanie d. H... gerichtet, welches nach einer dreijährigen Verlobung mit De Cort den 28. Juli 1856 an der Abzehrung starb. De Cort hat ihrem Andenken zwei seiner schönsten Lieder geweiht, „Arme Mutter" und „Therese," mit dem Refrain:

Ich darf das arme todte Kind,
Ich darf Therese nie vergessen.

Auch in dieser Dichterliebe zu dem „armen todten Kind des Volkes" dürfte De Cort Typus sein. Erzogen wurde er zum Kaufmann und war noch bis zum Oktober 1857 in einem Comptoir, dann gab er zusammen mit Jan Van Ryswyck eine liberale Zeitung „Das Grundgesetz" heraus, von welcher er im September 1858 als Hauptredacteur an die „Schelde" überging.*) Er ist übrigens nicht der einzige Antwerpner, wel-

*) 1860 trat er von der Redaction zurück und wurde Agent comptable einer Dampfschiffgesellschaft.

cher aus dem Handelsstand in die Literatur trat oder Handel und Literatur zugleich betreibt, ein Beweis, daß in Antwerpen der Handel sich etwas von seiner ursprünglichen poetischen Bestimmung erhalten hat. Herausgegeben hat De Cort bis jetzt nur ein einziges Bändchen Lieder, doch bereitet er schon ein zweites vor,*) welches auch Uebersetzungen aus dem Deutschen und dem Englischen enthalten soll. Einige Lieder, die er mir daraus vorlas, waren noch schöner, als die bisher veröffentlichten, und eines hätte ich gern wiedergegeben. Bei einem dramatischen Fest vorgetragen, forderte es zu Almosen für die Hinterbliebenen der Arbeiter auf, welche im Herbst 1859 durch den Einsturz von einem Theile des Antwerpner Entrepot verschüttet wurden. Das Lied bittet wie ein Kind, doch es ist unmöglich, im Deutschen Verse wiederzugeben wie diese:

Och, goede heeren, lieve vrouwen,
Een almoos, as het u belieft.

Aber gleichsam als Zugabe will ich ein anderes Lied übersetzen, welches ich auch schon in der Handschrift kannte und welches seitdem in Jan en Alleman für 1859 erschien.

Ich lieb' dich noch.

Ich kam, um Gnade dich zu fleh'n,
Um dich zu seh'n — ich sah dich wieder,
Doch du, du schlugst die Augen nieder,
Und bleich und sprachlos blieb ich steh'n.
Kein Blick, kein Roth auf deinen Wangen,
Kein Wort — dein Herz blieb kalt und stumm,
Ich bebt' und glühte vor Verlangen,
Du gingst vorbei, sahst nicht dich um —
Willst du, Kind, mir wiedergeben,
Was ich unverdient verlor,
Nimm zum Tausch mein ganzes Leben,
Nur sei hold mir wie zuvor.

*) Es erschien 1859.

Ich lieb' dich noch, wenn gleich den Eid
Du bracheſt, den du mir geſchworen;
Haſt das Gedächtniß du verloren,
Bei mir iſt's wie zu alter Zeit.
Ich wollte meinerſeits dich laſſen
Und, dir entflohen, glücklich ſein,
Ich wollte dich vergeſſen, haſſen,
Doch ach, mein Herz, das ſagte: Nein!
Willſt du, Kind, mir wiedergeben,
Was ich unverdient verlor,
Nimm zum Tauſch mein ganzes Leben,
Nur ſei hold mir wie zuvor.

Ja, ohne Frucht hab' ich geſtrebt,
Aus meiner Bruſt dich zu vertreiben,
Mein Ideal wirſt ſtets du bleiben,
Auch wenn mir keine Hoffnung lebt.
Und drückten gleich die ſchönſten Frauen
An Bruſt und Lippen mich voll Glut,
Ich ſtände kalt ſie anzuſchauen,
Und brennte noch ſo heiß mein Blut.
Willſt du, Kind, mir wiedergeben,
Was ich unverdient verlor,
Nimm zum Tauſch mein ganzes Leben,
Nur ſei hold mir wie zuvor.

O nur noch ein Mal heiße mein,
O nur noch ein Mal laß dich küſſen!
Und ſollteſt du gleich lügen müſſen,
Sprich doch: ich werde glücklich ſein.
Sag', daß du Alles willſt vergeſſen,
Und auf den Knieen dank' ich dir,
Und einſt vielleicht — wer kann's ermeſſen —
Kommt auch dein Herz zurück zu mir.

Willst du, Kind, mir wiedergeben,
Was ich unverdient verlor,
Nimm zum Tausch mein ganzes Leben,
Nur sei hold mir wie zuvor.

Liederen. Eerste Reeks. Antwerpen 1857.

De Geyter (Jan), geboren 1830 zu Lede, einem Dorf bei Aloſt. Seine Eltern, Lievin De Geyter und Maria Johanna De Corte, ſind aus Oudeghem in Oſtflandern gebürtig. De Geyter beſuchte die Elementarſchule zu Aloſt, wo eben damals Ledeganck Schulinſpektor war. Der Genter Dichter bemerkte De Geyter, welcher außer vielen Schulpreiſen ſogar einen beſondern Preis von der Regierung empfing. Im Jahr 1847 machte er die Bekanntſchaft Zetternam's, welcher die erſte Dichtung De Geyters, eine Ode an Vlandern, nach Antwerpen brachte. Conscience las ſie und prophezeihte dem jungen Anfänger ſogleich eine Zukunft als Dichter. Nach Antwerpen gezogen, trat er mit ſeinen Freunden Génard, Hanſen, De Cort und Heuts 1851 im „Sprachverband" auf und zwar mit einer Anrede „An einen Verführer." Auch in andere Zeitſchriften gab er Gedichte, ebenſo in das Genter „Jahrbüchlein". 1854 war er von der Commiſſion des Landjuweels*) bei Gelegenheit des Skt. Lucasfeſtes. In demſelben Jahre gründete er mit ſeinen Freunden Brown, Dujardin, Génard, Heremans, Matthyſens, Ommeganck, Van Rotterdam, Zetternam u. A. die „Vlämiſche Schule". Einer

*) Landjuweel, ein Wettſtreit Behufs deſſen ſich mehrere Rhetorikkammern verſammelten.

von ihnen, sein liebster Freund, Zetterman, starb bald darauf nach einer schmerzlichen Krankheit, während welcher De Geyter ihn unermüdet pflegte. Wie er bis zum letzten Augenblicke bei ihm ausgehalten und ihm die Augen zugedrückt hat, so hat er auch den Ertrag seiner kürzlich gesammelten Gedichte zu einem Denkmal für Zetterman bestimmt, und sie deshalb „Blumen auf ein Grab" genannt.

Ich hatte zur Uebersetzung diejenige Dichtung gewählt, welche den Namen De Geyters am hörbarsten gemacht hatte. In einem Beschluß vom 2. July 1855 kündigte die Regierung zur fünfundzwanzigjährigen Feier der belgischen Unabhängigkeit eine Preisausschreibung in beiden Sprachen an. Der Gegenstand war: „Die Schicksale Belgiens seit 1830: die Wohlthaten der Unabhängigkeit." Die Wahl der Form war freigegeben, die Zahl der Verse durfte nicht unter hundertfunfzig und nicht über zweihundertfunfzig sein. Der Preis war für die vlämische Dichtung sowohl wie für die französische eine goldene Medaille von 600 Franken an Werth oder die gleiche Summe in Geld. Der vlämische Preis wurde einstimmig De Geyter zuerkannt.

Kaum erfuhr man das in Antwerpen, so ernannte die Skt. Lucasgilde eine Commission, welche sich zu den Generälen Burggraf von Nieulant und Lefebvre begab, um sich deren Unterstützung zu einer von ihr augenblicklich beschlossenen Festlichkeit zu erbitten. Es wurden ihr zwei Musikcörps und zwei Compagnien zur Verfügung gestellt, und an demselben Tage, wo De Geyter zu Brüssel aus den Händen des Königs den Preis empfangen hatte, am 26. September, erwartete ihn Abends $7\frac{1}{2}$ Uhr zu Berchem die feierlichste Begrüßung. Ein allgemeines Lebehoch ertönte, als der Staatswagen, in welchem De Geyter mit den Abgeordneten der Gilde saß, sich langsam näherte. Die Trommeln wirbelten, die Musikcorps spielten das Volkslied. Vier Gesellschaften: die „Liedertafel," welche bereits am Abend vorher De Geyter ein schönes Ständchen gebracht hatte, die „Kunstfreunde", die „Eintracht"

und die „Goldblume" hatten sich der Gilde angeschlossen. In einem langen Fackelzuge begab sich die ganze Schaar durch die schon vorher bestimmten Straßen nach dem Lokal der Gilde. Dieses war glänzend erleuchtet; am Mittelfenster zeigte ein prächtiges Transparent die Wappen der Gilde und die Worte: Leve J. De Geyter.

De Geyter wurde mit einer Rede bewillkommt, und die bedeutendsten Künstler und Literaten brachten beim Ehrenwein Toaste aus. Darauf erfolgte durch Van Beers das Vorlesen der bekrönten Dichtung. Am ersten Oktober wurde dieselbe bei einem Feste der Liedertafel abermals vorgetragen, nur war dieses Mal Jan Van Rotterdam der Vorleser. Der Vorsitzer der Liedertafel hatte dem Dichter eine Lorbeerkrone überreichen wollen, doch die Nichtanwesenheit De Geyter's hatte diese Huldigung vereitelt.

Meine Uebersetzung war seit fast einem Jahre fertig, und noch immer wartete ich umsonst auf Notizen über De Geyter, als ich einen Brief von ihm erhielt, worin er sich sehr melancholisch darüber ausließ, daß ich gerade diese Dichtung genommen. Myn vriend Frans heeft het my al fronsende gezegd en ick heb het al zuchtende vernomen, schrieb er und sandte mir zugleich sein Buch, gleichsam um mich aus Dankbarkeit zu einer neuen Wahl zu verpflichten. Was wollte ich thun? Ich übersetzte, um einen Begriff von des Dichters eigener Art zu geben, noch „Zwei Schwestern," und ließ „Belgiens Schicksale" als eine Probe der amtlich-vaterländischen Dichtungen, welche bei jeder feierlichen Gelegenheit zum Vorschein kommen.

Belgiens Schicksale seit 1830.

Die Wohlthaten der Unabhängigkeit.

Motto: Wahrheit.

I.

Europa sah den Damm zerrissen,
Der wehren sollte fremder Macht;

Es ward vom Volke selbst vollbracht,
Das vor dem Zwang oft knieen müssen;
Denn Belgien brach das Bruderband
Mit dem verwandten Niederland.

„Weh," so erklang es allerwegen,
„Kaum von der Gallier Joch befreit,
„Kommt Belgien, in dem Freiheitsstreit,
„Auf's Neue diesem Joch entgegen.
„Erobert blieb's jahrhundertlang,
„Es hat gelitten und gestritten,
„Doch lernt' es Nichts aus dem Erlitt'nen,
„Es bebt nicht mehr vor fremdem Zwang.
„Bedrängtes Schiff, ganz unerfahren
„Ist's junge Volk, das dich bemannt,
„Wie sollst du durch die Wogen fahren,
„Gepeitschter Kiel, unselig Land?"

Und Belgien hörte dies und grollte,
Denn Freiheit war es, was es wollte,
Nie haßt' es mehr die Tyranney.
Und seine Weisen ruft's und fraget:
„Das heilge Land der Väter, saget,
„Wie kann es ruhmreich sein und frei?"

Erhaben war's, das Volk zu schauen,
Das voller Muth und Selbstvertrauen
Der Zukunft froh entgegen sah.
So stand, auf sich allein nur bauend,
Ins Antlitz ganzen Heeren schauend,
Das alte Rom einst furchtlos da.

Und Belgiens Landesrath entbrannte
Und rief, die würd'gen Häupter bloß:
„Das Volk, es bleibe Herr im Lande

„Und werde durch die Eintracht groß,
„Und wollen Fremde unſ're Schande,
„Wir wollen Freiheit oder Tod!“

Und Alt-Europa ward betroffen
Vom Ruf, der voll von trotz'gem Hoffen.
Doch als es plötzlich einen Thron
Zur Luſt des Volks ſich ſah erheben,
Da rief es aus mit bitterm Ton:
„Wie bei der Freiheit Tod ihr Leben?
„Und bei der Macht des Volks die Kron'?“
Die Antwort war: „Die Zeit wird's lehren.
„Uns täuſchet weder Traum noch Schein;
„Der Fürſt, der Belgien wird regieren,
„Wird in dem Volk ſich ſelber ehren,
„Und nur der größte Bürger ſein.“

II.

Seitdem ſind fünfundzwanzig Jahr vergangen,
Und Belgiens Jungfrau, Leben auf den Wangen,
Ein mildes Lächeln um den Mund,
Hört, weit und breit, ſich Huldigung bezeugen,
Sieht jeden Stamm ſich vor ihr niederbeugen,
Glückſelig durch der Treue Bund.

So wurde das Bejammern zum Beneiden,
Das Land kann in's Gewand der Luſt ſich kleiden,
Das keine Herrſchſucht mehr ihn raubt.
Europa wachet über ſeinen Söhnen,
Weh' denen, die noch ihre Freiheit höhnen,
Noch drohen ſollten ihrem Haupt!

Denn Belgien ward die Zuflucht für den Frieden.
Seht, ein Orkan riß alle Throne nieder,
Die Zeit des Scepters ſchien vollbracht.

Von Ort zu Ort erklang des Zornes Stürmen,
Die Völker suchten Freiheit auf den Trümmern
Der blind gestürzten Fürstenmacht.

Und hier stand Alles fest in diesem Toben,
Der weise Fürst, auf unsern Thron erhoben,
Saß mit der Freiheit Hand in Hand;
Und Belgien, stolz, die Probe zu bestehen,
Sah hocherhaben seinen König stehen
Als größten Bürger in dem Land.

„Monarchenrang wird jetzt gehaßt, ihr Kinder,
„Und sollte ich in euerm Heil euch hindern,
„So bring' ich meine Herrschaft dar."
So sprach der Fürst und legt' die Krone nieder,
Doch bittend klang es: „Vater, nimm sie wieder,
Die Belgier sind nicht undankbar."

Kurz war das Glück, das uns der Herr bescheerte,
Die Königin, ein Engel auf der Erde,
Zog nach dem ew'gen Vaterland.
Vergebens klang es im Palast: „Erbarmen!"
Vergebens „Gnade!" bei den tausend Armen,
Gespeist, getränkt von ihrer Hand.

Wohl hinterließ beim Heimgang sie zum Pfande
Die Kinder uns, die, Hoffnungstrost dem Lande,
Zu lieben uns erzogen sind;
Doch wird uns lange noch die Mutter fehlen,
Und bleiben wird ihr Bild, so lang die Seelen
Durch Tugend noch entflammbar sind.

Kaum daß gestillt die Trauerklagen waren,
So bebt' das Reich vom Tritt der Heeresschaaren,
Ausrückend nach dem Morgenland.

Es galt den Fall jahrhundertalter Reiche,
Von Nord und West strömt' wie durch offne Deiche
Die Nahrung her zum Kriegesbrand.

Noch währt der Krieg, noch kämpfen mächt'ge Heere,
Noch schwanken unter Flottenwucht die Meere,
Noch droht ein alter Thron den Fall;
Fern ist der Friede; in des Krieges Wogen
Wird immer noch ein Volk hineingezogen,
Doch Belgien trotzt dem Flutenschwall.

Kein Schwert, nur das Gesetz soll hier regieren,
Hier wird das Recht nicht seine Macht verlieren,
Das Heer kennt nur das Land, die Pflicht;
In Schloß und Hütte sieht man Ordnung walten,
Die Presse — frei, wenn auch zurückgehalten,
Entlarvt die Schuld, verbreitet Licht.

Und der Gewerbfleiß Wunder schafft und Lüfte,
Der Handel schifft auch an die fernste Küste,
Geleitet durch der Hoffnung Licht.
Muß auch das Land mit Schmerz und Unheil streiten,
Es trägt geduldig diese Prüfungszeiten,
Sie sind das Werk der Willkühr nicht.

III.

Doch größres Heil als äußre Schicksalsgunst
Genießt der so der Freiheit werthe Boden;
Denn Belgiens ist die ewigschöne Kunst,
Der allgemeinen Huld'gung Weihrauchsodem.
Sucht nicht die Kunst, wo Freiheit ward zunichte;
Fragt die Jahrhunderte, fragt die Geschichte:
Nur wenn aus eignem Geiste kam das Licht,
Nur wenn das Land den fremden Zwang bezwungen,

Sind Künstlerriesen seinem Schooß entsprungen,
Wie Blumen, wenn hervor der Frühling bricht.

Geschlechter löscht und Staaten aus die Zeit,
Doch nicht die Glorien auf den Trümmern schwebend;
Gefallen ist der Griechen Herrlichkeit,
Doch bleibt Homer, sie alle überlebend.
Du, Belgien, siehst jetzt aus den Ländern allen
Zu deiner Künste Hort die Pilger wallen,
Und wenn Europa einst zur Wüste ward,
Zum Ort, bewohnt von Sklaven und von Wilden,
So wird noch immer sich die Menschheit bilden
An dem, was davon ausgegraben ward.

Für Andre dann der Siegeskranz im Feld,
Der blut'ge Kranz, an welchem Thränen beben,
Uns, Belgier, uns ein edel froh Erheben,
Das jedes Herz mit neuem Glücke schwellt.
Uns jede Kunst, die unf're Vorzeit ehrte.
Seht, jedes Schwert, das Blandern je verheerte,
Nicht minder tief in's Herz der Kunst auch drang;
Man schwor dir Tod, du Sprache unsrer Väter!
Und einst, einst flicht die Welt noch Lorbeerblätter
Dem Bardenchor, das deinen Ruhm besang.

VI.

Doch aus seinen Reih'n ertönen Klagen
Und man rührt der Leier Gold nicht mehr;
Finster beuget sich das Haupt der Greise,
Gleich als würd' es vor dem Spott zu schwer,
Und um ihren Mund am heut'gen Feste
Ziehet sich ein bitt'res Lächeln her.

„Singen?“ fragen sie, „Und was für Lieder?
„Lieder für die Freiheit, für das Land?
„Sagt uns, wann wir beide nicht besungen,
„Zeigt den Unsern, den man lässig fand.
„Unser Schwanensang noch wird sie preisen,
„Wenn das Herz uns faßt des Todes Hand.

„Aber fordert nicht, daß Blanderns Söhne
„Freude singen, wo das Elend weint.
„Fordert nicht, daß Dankbarkeit wir zeigen,
„Wo man nimmer uns zu hören scheint.
„Fordert nicht, daß fremden Ruhm wir kränzen,
„Wenn für uns des Ruhms Gestirn nicht scheint.“

Kann es wahr sein, Belgien, was sie zürnen?
Wäre das Gesetz, die Macht, das Recht,
Alles, was nur groß und was nur herrlich,
Alles fremd dem vlämischen Geschlecht?
Soll die eigne Sprache man verläugnen,
Von der Fahne weichen im Gefecht?

O dem sei nicht so, vereinte Belgier!
Was kann Freiheit für den Bastard sein?
Weh' dem Lande, das ein Band zerrisse,
Das zwei Stämme festhält im Verein.
Weh' der Mutter, welcher arme Kinder
Minder lieb als reiche sollten sein.

Doch auch du, o Blandern, bist nicht schuldlos,
Vor dir selbst bist einst erröthet du,
Du entweihtest einst dich selbst, und jetzt noch
Trägst am schwersten von den Deinen du.
Doch schon fließt in deine Wunden Balsam,
Und vom Himmel strahlt ein Stern dir zu.

Viele kehren als verlorne Söhne
Schon zu dir zurück, von Reu' entbrannt;
Bist du wiederum du selbst geworden,
Dann wirst du auch länger nicht verkannt.
Und Wallon' und Vlaming werden künftig
Nur als treue Brüder noch genannt.

Habt Vertrau'n denn, durch das Leid geläutert,
In Euch selbst, die ehmals Ihr so groß!
In den Fürsten, den man Euch beneidet,
In den Stamm, entsproßt aus Euerm Schooß.
Bei dem allgemeinen Fest des Landes
Brechet frei in stolzen Jubel los.

Barden, singt in mächtigen Akkorden,
Singet unsr'er Aller Vaterland!
Eintracht wohn' am Maas- und Scheldestrande,
Friede halte mit der Freiheit Stand.
Und des Nordens Griechenland sei Belgien,
Wo den Lorber pflanzt der Künste Hand.

Zwei Schwestern.

Ich kannte sie in ihrer Kindheit Beide
Als Engel auf der grenzenlosen Haide,
Wo oftmals ich, vom Wandern müde, lag;
Da sprangen barfuß sie mit ihrem Bruder
Rings um das Hüttchen ihrer armen Mutter,
Die Gott für sie gedankt an jedem Tag.

Ich kannte sie in ihren schönsten Jahren,
Als sie der Stolz des ganzen Dörfchens waren,
Für jeden Jüngling ein geliebter Traum;

Denn Unschuld war in ihrem Blick zu sehen,
Sie mochten Morgens nun zur Kirche gehen,
Sie mochten Abends tanzen unter'm Baum.

Ich kannte sie, als ihre arme Mutter
Erkrankt durch Thränen über ihren Bruder,
Und sie, verschämt, mit Blumen aus dem Feld,
Zum ersten Mal dem stillen Dorf entschritten,
Um in der Stadt sich etwas zu erbitten,
Und wiederkehrten mit ein wenig Geld.

Ich kannte sie, als auf der Mutter Grabe
Die letzten Rosen sie gebracht als Gabe
Und dann auf immer kamen in die Stadt.
O Freunde, wenn gleich angefüllt mit Schmerzen,
So glichen doch zwei Lilien ihre Herzen,
Die noch kein einz'ger Hauch besudelt hat.

Und jetzt, jetzt kenn' ich keine mehr von Beiden,
Die Schande trennt die Schwestern aus der Haiden,
Die eine, durch der Jugend Glut verführt,
Hat bald ihr Dorf und ihren Gram vergessen,
Mit Zucht und Sitte spottet sie vermessen
Und trinkt, wenn je sich ihr Gewissen rührt.

Die andere büßt als Nonne für die Schwester
Den Tag hindurch und schläft des Nachts dann fester
Auf bloßem Grund als jen' im Bett voll Pracht.
Doch wacht sie manchmal bei der Sterne Helle,
Dann seufzt gen Himmel sie aus ihrer Zelle:
„Ach, hätte Mutter das von uns gedacht?

De Geyter wurde 1857 zum Gerichtsschreiber bei dem Gericht erster Instanz zu Antwerpen ernannt, und 1858 zum „Kommis-Greffier Titularis" befördert. In seinem Briefe

an mich hob er den oft tragiſch-humoriſtiſchen Gegenſatz zwiſchen der Poeſie und der Criminaliſtik geiſtreich ſcharf hervor. Wäre De Geyter Romancier, ſo könnte ihm ſein Amt wichtige Erfahrungen eintragen, auf die Poeſie dürfte es für die Dauer nicht ganz günſtig einwirken.

Bloemen op een graef. Gedichten. Uit gegeven tot bekostiging eener graefzuil ter nachgedachteniss van Eugen Zetternam. Antwerpen 1857.

De Hoon (Judäus), geboren zu Gent 1787, wurde, nachdem er auf eine glänzende Weiſe ſeine Studien an der Medicinſchule zu Gent gemacht hatte, Sanitätsbeamter unter Napoleon. Als dieſer ſtürzte, kehrte De Hoon in das Privatleben zurück und ließ ſich zuerſt in Baſſevalde und dann in Capryck (Oſt-Blandern), als Arzt nieder. An dieſem Orte lebt er noch jetzt, ein thätiges, halb praktiſches, halb literariſches Leben, denn er iſt nicht nur Doktor, ſondern zugleich Friedensrichter und Landbauer. Geſchrieben hat er ſowohl in Verſen wie in Proſa, doch nie unter ſeinem Namen, hauptſächlich im „Belgiſchen Muſeum" und im „Jahrbüchlein," aus deſſen einundzwanzigſtem Jahrgang das untenſtehende Liedchen iſt. Die Notizen über De Hoon danke ich ſeinem Schwiegerſohne, Heremans. Es iſt gewiß ein bemerkenswerther Umſtand, daß De Hoon der Schwiegervater zweier ſo bedeutender Schriftſteller, wie Lebeganck und Heremans, wurde.

Mütter.

I.

„Mutter, o Mutter, weint nicht ſo ſehr,
„Schweſterchen auch weint ja nicht mehr.

„Sieben Nächte schon habt Ihr durchwacht,
„Schwesterchen auch entschläft ja sacht.

„Händchen und Füßchen wurden schon still,
„Wimmern und Athem, Alles wird still.

„Sehet, es lächelt der bleiche Mund —"
Das Herz der Mutter, es brach zur Stund! —

II.

Das Kind lag im Sterben, das Kind lag bleich
Auf der Mutter Schooß einer Leiche gleich,

Von Verzweiflung überschwoll ihr das Herz,
Doch hatte nicht Thräne, nicht Laut ihr Schmerz.

Der allwissende Gott der kennt dies Leid,
Der barmherzige Gott übt Barmherzigkeit.

Die Mutter horcht — ein Seraph spricht:
„Gebeugte Mutter, verzage nicht.

„Ich bringe zurück Dir Dein Kindelein,
„Nun bewahre dem Herrn sein Seelchen rein."

De Laet (Johan Jakob, als Schriftsteller Johan Alfried De Laet), geboren den 13. December 1815 zu Antwerpen, Sohn von Jan Joseph und Maria Joanna Herwegh, einer von denen, welche die neue vlämische Literatur schufen. Eigentlich hatte er sich für die Medicin bestimmt und 1839 zu Löwen sein Doktorexamen glänzend bestanden, aber nach einer kurzen Praxis gab er diesen Stand auf und folgte seinem Beruf, indem er zu Brüssel unter dem Namen „Vlämisch Belgien" ein Blatt gründete, in welchem er, nach

Dautzenberg's Ausdruck, sich überall vor die Bresche warf, sobald seine Sprache und sein Land angetastet wurden. Brüssel ist jedoch der vlämischen Tagespresse nie sehr günstig gewesen, selbst jetzt gelingt es ihr nicht so recht, sich in dem cosmopolitischen Durcheinander, welches in Brüssel wirrt und wühlt, wirklich hörbar zu machen. „Vlämisch Belgien" veränderte sich in „Vlämische Belgier," gab dadurch Gelegenheit zu einem Epigramme von Van Duyse und hörte dann auf.

De Laet kehrte nach Antwerpen zurück, und eine trübe Zeit begann. Er lernte kennen, was es heiße, einen Boden bearbeiten, der noch keine Erndten tragen könne. Am 27. Oktober 1845 war er zugleich mit Conscience und Ledeganck zum aggregirten Professor an der Hochschule von Gent ernannt worden, aber das war nur ein Titel, keine Stelle. Umsonst bewarb er sich, als um diese Zeit am Antwerpner Athenäum ein commercieller Lehrgang eröffnet wurde, um den Lehrstuhl der Geschichte, sowie Vleeschhouwer um den der französischen Sprache — die Stimmung war den Vlamingen entgegen, beide Gesuche wurden abgeschlagen. De Laet kam wüthend zu Vleeschhouwer. „Die Coterie, welche die Stadt regiert, muß gestürzt werden." — „Ich habe Nichts dagegen," antwortete Vleeschhouwer, und die Gründung eines Blattes in der Art des Pariser Charivari wurde beschlossen. Der „Roßkamm," so hieß es, hatte einen ungemeinen Erfolg, aber, leider, auch unausbleibliche Folgen. Als De Laet 1854 zur Wahl in die Kammer vorgeschlagen wurde, da war es das Gespenst des Roßkamms, welches, als Zeuge wider ihn aufgerufen, seine Candidatur vernichtete. De Laet hatte 1849 die Redaktion des Journal d'Anvers übernommen, war zwei Jahre später durch Vleeschhouwer an derselben ersetzt worden und zur „Emancipation" nach Brüssel übergegangen. Jetzt gab er Alles, Journalistik, Politik und Literatur zugleich auf, und trat an die Spitze einer großen Bäckerei in Antwerpen. Als ich im Frühling 1856 Antwerpen und die vlämischen Literaten besuchte, fand ich De Laet bereits in

seiner neuen Lage eingerichtet. Er schien resignirt, sprach von den Pflichten gegen seine Familie, und ich fand es ganz natürlich und sehr lobenswerth, daß er seine Lieblingsneigungen aufgegeben habe, um für die Seinigen zu sorgen. Später jedoch, als ich die Verhältnisse der vlämischen Schriftsteller näher kennen lernte, frug ich mich mit Verwunderung, warum De Laet nicht zugleich seine Bäckerei verwalten und fortfahren könne, literarisch thätig zu sein? Er hatte sich entschieden geweigert, mir etwas über sich mitzutheilen. „Sagen Sie der Baronin," gab er meinem Abgesandten Génard zur Antwort, „daß De Laet, der Schriftsteller, todt ist und nur De Laet, der Bäcker, noch lebt." So fuhr ich denn noch ein Mal zu De Laet, dem Bäcker, und entdeckte ihn, nachdem wir zwischen Lagerungen von Broden, die sehr gut aussahen, durchgekommen waren, in seinem Bureau. Als Mann von Geist empfing er mich ebenso unbefangen, als wäre er in seinem Salon gewesen. Ich hatte in meiner Erinnerung das Bild eines ruhigen Mannes von mittlerem Alter behalten, ich fand einen noch jungen, kräftigen, feurigen Redner, der sich einbildete, blasirt zu sein, weil er getäuscht und erbittert war. Er trug mir fließend und glänzend eine Elegie vor, welche mir auch nicht die mindeste Sympathie einflößte. Was ihm begegnet war, das ist, nur noch zwanzigfach schlimmer, Jedem begegnet, der nach Auszeichnung ringt. Und dagegen wird nicht Jedem die Anerkennung zu Theil, die De Laet gefunden hat. Sein Styl wird von der altniederdeutschen Schule sowohl wie von der neuen vlämischen als vortrefflich anerkannt; romantisch dem Wesen nach, gilt er schon jetzt als klassisch in der Form; als Dichter stellt Heremans ihn neben Ledeganck und Van Beers; sein spanisch-niederländischer Roman „das Haus von Wesenbecke" ist nicht weniger als drei Mal in das Deutsche übersetzt, seinen „Herrmann der Ziegeldecker" hat Maria von Plönnies in ihren belgischen Sagen gegeben, De Laet muß also eine ungemeine Anlage zur Unzufriedenheit haben, um nicht zufrieden zu sein. Ich sagte es ihm auch,

daß ich ihn in seinem Schmollwinkel durchaus nicht bewundere, und daß es für einen Mann in der vollen Kraft der Jahre und des Geistes der allerunpassendste Platz sei. De Laet schmollte wenigstens nicht mit mir und setzt seinen Eigensinn mit Geist durch. Ich hatte mich bei ihm auf Wurstelbrod eingeladen, ein Gebäck, welches von Epiphania bis zu den Fasten jeden Sonnabend in Antwerpen gegessen wird. Bald darauf kam De Cort bei einem Besuch mit einem großen Packet unter dem Arm an. „Was ist das?" — „Die neuesten Werke von De Laet." Den nächsten Tag ließ De Laet sich durch De Cort schriftlich erkundigen, wie ich seine Werke gefunden. Auf meine Antwort: gut, doch nicht so gut wie die früheren, bekam ich die Versicherung, daß mein Geschmack weniger ausgezeichnet sei, als meine übrigen Fähigkeiten.

Wenn De Laet ein Mal mit Gewalt in die Kammer gewählt werden sollte, so würde er sich wahrscheinlich bewegen lassen, aus seinem Schmollwinkel herauszukommen und dann sicherlich zur Bedeutsamkeit gelangen: die politische Befähigung ist seine eigentliche. Ich las von ihm ein Broschüre: De l'annexion des faubourgs de la ville de Bruxelles, die vortrefflich geschrieben ist und auch damals ihren Zweck, die Verbindung der Vorstädte mit Brüssel zu verhindern, vollständig erreicht hat.

Von seinen belletristischen Sachen ist am meisten hervorzuheben „der Zauber", unter dem Titel „der Spieler", 1847 zu Hannover deutsch übersetzt, eine Dorfgeschichte, in welcher das Dämonische der Liebe vom Aberglauben als etwas Uebernatürliches aufgefaßt wird. Die philosophische Charakterschilderung darinnen läßt sehr bedauern, daß De Laet sein Talent nicht mehr in der rein psychologischen Richtung hin entwickelt habe. Seine Uebersetzungen, erschienen unter den Pseudonymen Josef Colveniers und Felix Bogaerts, werden sehr gepriesen. Ein dritter Pseudonym, Zoophylus, findet sich unter kleinen Stücken im „Sprachverband."

Verheirathet ist De Laet seit dem 11. Februar 1840 mit Johanna Maria Francisca Gons, der Schwester des bedeutenden Malers gleichen Namens zu Antwerpen.

Doktor Van Droomenveldt.

I.

Die Studenten.

An einem schönen Maimorgen des Jahres 1765 wanderten zwei junge Leute nördlich von der alten Universitätsstadt Löwen längs der Dyle den Weg, welcher nach dem Weiler und der Abtei von Brouwepark führte. Ihre Kleidung hatte nichts Besonderes an sich; es war die des bessern Bürgerstandes oder des geringeren Adels. Eine Atlasweste mit grünen und weißen Streifen, ein grauer Leibrock, breit von Schnitt, verziert mit großen silbernen Knöpfen, eine kurze seidene Hose am Knie festgebunden, Strümpfe von schwarzer Florettseide, Schuhe mit silbernen Schnallen und ein winziger Degen, das war es, was an diesem Anzug in die Augen fiel. Aber doch nicht so wie der sogenannte Tickenhahn, eine zierliche Kopfbedeckung, welche heutzutage nur von Geistlichen getragen wird, und auch nicht so wie der lange weiße Zopf, welcher mit seinen Bändern und Schleifen mindestens den dritten Theil ihres Rückens bedeckten. Obwohl nun die Kleidung den Stand der Wand'rer nicht andeutete, so ließ doch die geringe Sorgfalt, womit sie angelegt worden war, wie ein gewisser schlauer Ausdruck in den Zügen vermuthen, daß die jungen Leute dem geistvollsten und lustigsten Theil der Löwener Bevölkerung, nämlich den Studenten, angehören dürf-

ten. Und in der That waren es zwei von den vortrefflichen Söhnen der Alma Mater, Aalbrecht Van Droomenveldt und Karel Van Blyenhove, die, nicht zufrieden mit dem Titel von Licentiat der Medicin, der damals so mühsam zu erwerbenden und so selten ertheilten Würde eines medicinae doctor nachstrebten, obwohl der Licentiatentitel ihnen sowohl die Erlaubniß zum Praktiziren, wie auch das Recht verlieh, den Degen zu tragen.

Geistig so ziemlich gleichbegabt, im Charakter völlig verschieden, hegten sie für einander die feurigste und innigste Freundschaft. Sie wohnten in demselben Hause und theilten Leid wie Freude, Geld und Studien. Nur mit den Vergnügungen ging es nicht. Die einzigen Zerstreuungen, welche sie gemeinschaftlich genossen, waren Sommers ein weiter Spaziergang, Winters ein Gespräch am knatternden Feuer. Dieses drehte sich gewöhnlich um die Wissenschaft, selten nur sprachen sie von ihren Träumen und Plänen, denn dann war es bald aus. Van Blyenhove fing an, Aalbrecht wegen seiner „Narrheiten" auszulachen, Aalbrecht, darüber ärgerlich, warf seinem Gefährten den klassischen Beinamen „epikuräisches Schwein" an den Kopf, und es entstand eine ewige Feindschaft, die wohl an zwei Stunden dauerte.

„Warum muß ich auch immer böse werden!" sagte dann Aalbrecht zu sich selbst. „Alles betrachtet ist Karel doch der beste Junge von der Welt, und wenn er den Pieterman*) und die Spitzenklöplerinnen etwas mehr sein ließe, so würde er gewiß mit Ehren einen Katheder einnehmen. Ja, hätte

*) Ein in Löwen berühmtes Bier.

er vor dem Examen nicht seine kostbare Uhr bei der dicken Kaet verthan, er wäre sicherlich der Erste von Allen gewesen."

Seinerseits sagte Karel: „ich muß doch, wahrhaftig, selbst Narrenschellen tragen, daß ich stets mit Van Droomenveldt anbinde, wenn er über eine Narrheit das Bein bricht. Daß dich! s'ist der beste Freund von der Welt, und wenn ich ihn brauche, da träumt er doch in seinem Leben nicht. Er wird noch 'mal die allergelehrteste Perücke in den ganzen Niederlanden, wenn er nur, wie so Viele, sich nicht auf fremden Universitäten herumtreibt. Wenn mein Freund nicht gerade vor dem Examen eine Reise in's Blaue gemacht und keine Liedchen an die Königin im Luftschloß gesungen hätte, so wäre der primas primae lineae mit langer Nase abgezogen. Ich will hin zu ihm."

Und so wurden sie wieder Freunde, und Aalbrecht verglich nach der mythologischen Sprachweise der Zeit ihre Freundschaft mit einer Münze, welche auf der einen Seite Momus, auf der andern Apollo zeige.

Heute schien Van Blyenhove seinem Freunde mit gewichtigen Gründen zuzusetzen. „Was Teufel," sprach er, „findet Ihr nicht endlich, daß es Zeit sei, Euerm Duselleben ein Ende zu machen? Binnen Kurzem ist es für uns mit Lust und Jugend vorbei, Junge. Noch ein bis drei Monat, dann heißt's: „Herren Doktoren," doctissimi et gravissimi viri, dann müssen wir uns irgendwo niederlassen, um mit Hülfe von Hippokrates und Galienus zu unserm täglichen Brodchen zu kommen und müssen uns graviter et cum dignitate betragen. Sagt doch, mit was für langen Ohren werdet Ihr denn vor den Alten stehen, wenn sie Euch fragen, ob der Pieterman zu

Löwen noch immer gleich gut und die Spitzenklöplerinnen noch immer gleich freundlich sind? Per Jovem! Ihr würdet wohlthun, Aalbrecht, meinem Rath zu folgen. Was werdet Ihr mit Eurer Einsiedlerart erreichen? Oder wollt Ihr etwa einst unter die Heiligen aufgenommen werden, um die alten Weiber näseln zu hören: Sancte Alberte de Campotomnii, ora pro nobis? das müßte äußerst erbaulich sein." Und Karel brach in ein fröhliches Gelächter aus.

„Ihr könntet Eure Wohlredenheit auf eine bessere Gelegenheit sparen," sagte trocken Aalbrecht, „ich habe heute nicht die mindeste Lust, Euer Gesaalbader mit anzuhören. Sprechen wir von etwas Anderm, oder ich nenne Euch ein Mal mehr mit dem Euch bekannten Namen."

„Und wenn Ihr mich auch Schwein heißt, denkt nicht, daß ich mich darum scheeren werde, ein Schwein ist ebenso gut wie wir ein würdiger Sohn des Mastschweins." *)

So ernsthaft Van Droomenveldt auch gestimmt war, lachte er jetzt doch herzlich. Van Blyenhove fuhr fort: „genug, Ihr mögt mich heißen wie es Euch beliebt, aber ich, Aalbrecht, ich sag' Euch, daß Ihr närrisch seid. Ihr seid einer der schmucksten Jungen von der Universität, und ich kenne gewiß an ein halb Dutzend Spitzenklöplerinnen, die in Euer Träumergesicht vergafft sind."

„S'ist Schade, Freund Karel, aber ich bin durchaus nicht vergafft in ihre unverschämten Fratzen."

„Ich weiß es ja, zum Kuckuk, ich weiß es — das ist's

*) Eines der vorzüglichsten Kollegien in Löwen führt den seltsamen Namen „Het Varken."

ja eben, worüber ich mich nicht zufrieden geben kann. Per Bacchum! Schatz, das thut mir ja eben so leid, daß Ihr Eure Jugend so unnütz in Träumen vergeudet. In Euern alten Tagen werdet Ihr Euch nicht eines einzigen lustigen Stündchens zu erinnern haben, keiner muntern Saufpartie—"

„Aber andere Erinnerungen, Karel, heilige, ohne Reue."

„Gaudeamus! Schöne, liebe Erinnerungen! Erinnerungen an die Königin im Luftschloß. Proficiat! köstliche Erinnerungen sind das; die werden Euch viel helfen!"

„Und warum meint Ihr denn, daß ich eine liebe und liebende Frau, wie ich sie mir geträumt habe, niemals finden soll?"

„Inopia incurabili mentis laboras!" rief Karel, seinem Freund mit angenommenem Ernst in die Augen sehend. „Eure Narrheit ist unheilbar, Ihr seid geradezu verrückt."

Aalbrecht antwortete nicht auf diesen Ausfall, und die Freunde setzten ihre Wanderung stumm fort, bis Van Blyenhove, des Schweigens schon wieder müde, unter dem Vorwand, dem Freund einige Streiche mitzutheilen, das Gespräch wieder aufnahm. Unter Ander'm schilderte er ihm auch, wie er, einige Tage zuvor, als Stallknecht verkleidet, sich in den Besitz von einem halben Dutzend fetter Hühner zu setzen gewußt habe, welche von einem Bauer nach der Stadt gebracht worden seien. Und so kamen sie endlich nach Brouwenpark.

Aalbrecht Van Droomenveldt hob die Klinke auf, womit die Thür eines kleinen Pachterhofes geschlossen war, und bot einer Frau, die, obschon über die Mitte des Lebens hinaus, doch noch frisch und rührig aussah, freundlich guten Tag.

Zugleich frug Van Blyenhove: „ist's erlaubt, an Euerm Feuer unsere Pfeifen anzustecken, Mutterchen?"

„Das werden wir niemals Jemand abschlagen," erwiederte die Pachterin, „selbst nicht Euch, Herren Philosophen, obwohl uns von dem Völkchen Eures Schlages übel genug mitgespielt worden ist." — „Das thut uns Leid, Mutterchen," sagte Van Droomenveldt. „Wir wollten Euch um eine Kanne Buttermilch bitten, aber nun getrauen wir es uns nicht mehr."

„Das dürft Ihr schon, Herren," antwortete die Alte; „wollt Ihr Buttermilch, ich hab' frische und leckere, und will sie Euch gerne geben." Damit lief sie fort, um welche zu holen. Aalbrecht und Karel blieben verwundert stehen, nicht über die Gastfreiheit, die man ihnen zeigte, denn das ist und bleibt eines der schönsten Vorrechte unserer alten vlämischen Sitte, wohl aber über die Gutherzigkeit, mit der man ihnen in einem Hause begegnete, wo man eben nicht sehr zufrieden mit den Philosophen war. So hießen nämlich bei den Bürgern und den Bauern ohne Ausnahme alle Studenten, zu welcher Facultät sie auch gehören mochten. Die beiden, mit denen wir es zu thun haben, fanden jetzt keine Zeit, um ihre Gedanken auszutauschen, denn die Pachterin kam augenblicklich mit der Buttermilch zurück. Die gute Frau frug, ob die Studenten nicht auch etwas zu sich nehmen wollten, „denn," setzte sie hinzu, „kommt Ihr aus der Stadt, so seid Ihr schon brav marschirt." Und ohne eine Antwort abzuwarten, setzte sie Brod, Butter und Käse auf den Tisch.

Während unsere Freunde sich lustig an das Essen gemacht hatten und dabei mit der Bäuerin in ein vertrauliches Gespräch gerathen waren, kam ein Mann herein. Karel Van

Blyenhove wurde etwas betreten, als er den Bauer anſah, doch er bemerkte ſogleich, daß dieſer ihn durchaus nicht zu erkennen ſchien, und gewann daher alle ſeine gewöhnliche Unbefangenheit wieder.

„Der Kerl war es," flüſterte er Aalbrecht zu.

„Ihr müßt ihn bezahlen."

„Ja, aber wie ſoll ich das anſtellen?"

„Wir werden ſeh'n."

II.

Das Mädchen.

Der Mann, der ſoeben hereingekommen war, befand ſich nicht allein. Ein Mädchen, ſo ſchön und ſo lieblich, daß es beſſer in einen fürſtlichen Palaſt, als in eine Bauerwohnung gepaßt hätte, war mit ihm in die Stube getreten. Obwohl ſie nicht anders gekleidet ging, als die gewöhnlichen Bauermädchen, ſo hatte ſie doch etwas ſo Edles, daß man ſie für die Erbin eines alten Hauſes hätte halten können, welche ſich als Bäuerin verkleidet habe. Wie der Morgenthau um die aufgehende Sonne, webte eine geheimnißvolle Anmuth um ſie her, aber ſie war mager, Bläſſe lag auf ihren Wangen, und eine ſüße Traurigkeit ſah aus ihren Augen.

„Da iſt Eure Königin aus dem Luftſchloß, Aalbrecht," flüſterte Karel, aber Aalbrecht antwortete nicht.

In dem Augenblick, wo der Mann hereingekommen war, hatte die Pachterin einen fragenden Blick auf ihn geworfen, aber kaum daß ſie ſein düſteres Ausſehen wahrgenommen hatte, ſo war auch ihr Blick düſter geworden, und ohne Zwei-

fel würde ihr eine Thräne entschlüpft sein, hätte die Scham, vor den Fremden zu weinen, sie nicht gezwungen, ihre Trauer in das Tiefste ihres Herzens zurückzudrängen. Ja, die gute Bauerfrau war sicherlich die Mutter dieses engelgleichen Mädchens; hätte sie selbst irgend eine Ursache gehabt, es zu verbergen, ihre Betrübniß in diesem Augenblicke würde sie verrathen haben.

Sie ersuchte ihre Tochter, sich auskleiden zu gehen, und diese gehorsamte sogleich. Sobald sie die Stube verlassen hatte, wandte die Pachterin sich an ihren Mann und frug: „was hat der Doktor gesagt?"

Der Pachter wies auf die beiden Studenten.

„Die Herren werden nicht so unfreundlich sein, Blandina wiederzusagen, was Ihr mir gesagt haben werdet," war die Antwort der Frau auf diese stumme Andeutung.

„Wohl, Frau, der Doktor hat gesagt, daß es eine unbekannte Krankheit ist, und daß wir uns dem Willen Gottes unterwerfen müssen," erwiederte der Bauer, ohne weitere Umschweife zu machen.

„O barmherziger Gott, sei uns gnädig!" rief die arme Frau, während sie auf die Knie fiel. „Sterben! sterben, meine Blandina sterben! Gott, o Gott, sei uns gnädig!"

Nun ihr Kind sie nicht mehr hören konnte, war ihre Verlegenheit vor den Fremden nicht länger hinreichend, um ihre Verzweiflung zurückzuhalten. Unter den Wimpern von Van Blyenbove funkelte eine Thräne. Aalbrecht aber stand auf und trat zu der Mutter. Karel sah ihn mit Verwunderung an, Van Droomenveldt schien größer wie gewöhnlich, und auf seinem Antlitz strahlte Begeisterung.

„Steht auf, Mutter," sprach er, „steht auf — der Himmel hat Euer Gebet erhört. Der Doktor hat die Wahrheit gesagt: die Krankheit Eurer Tochter ist eine allgemein unbekannte. Ich aber kenne sie, und mit Gottes Beistand werde ich Eure Tochter heilen."

Die arme Mutter, die soeben noch vor Kummer weinte, that es nun vor Freude; sie glaubte Aalbrecht, weil sie es bedurfte, ihm zu glauben. Der Pachter aber faßte nicht so leicht Vertrauen.

„Ja aber, meine Herren Philosophen," sprach er, während er sich hinter den Ohren kratzte, „ich bin — ich habe — ich war — ich bin —"

Aalbrecht kam ihm zu Hülfe: „Ihr seid von den Philosophen angeführt worden, als Ihr kürzlich mit Hühnern auf den Markt nach Löwen kamt."

„Hört Ihr, Frau," murmelte der Pachter seiner Frau in's Ohr, „dieser Philosoph ist ein Zauberer — Ihr dürft ihn keine Hand an unser Kind legen lassen."

Die Frau zuckte die Achseln. Aalbrecht fuhr fort: „aber wenn die Studenten auch lustige Schelme sind, müßt Ihr sie darum für Taugenichtse und offenbare Diebe halten? Ich denke nicht, und um Euch zu beweisen, daß ich Recht habe, werde ich Euch Eure Hühner bezahlen. Sechs Schillinge werden sie wohl gekostet haben?"

„Darf ich Euch fragen, von wem Ihr diesen Vorfall vernommen habt, meine Herren?" frug die Frau, die bei Weitem weniger abergläubisch schien, als ihr Mann.

„Nun, der Tausend, von wem sollt' er es vernommen

haben, wenn nicht von mir, der ich selbst der Dieb war?" antwortete Karel lachend.

„Es ist wahr," sprach Aalbrecht mit ernstem Ton, „mein Freund Karel und ein anderer Schelm seiner Art, bei dem ich auch tauben Ohren predige, haben diesen Streich zusammen ausgeführt."

„Aber, meine Herren Zaub — meine Herren Philosophen will ich sagen," versetzte der zitternde Bauer, „der Knecht, welcher um meine Hühner gehandelt und sie mir dann entwendet hat, sah Euch doch durchaus nicht ähnlich?"

„Gebt mir ein Mal einen Kittel und eine wollene Mütze," sagte Karel. Die Pachterin brachte die verlangten Kleidungsstücke, und der Bauer mußte bekennen, daß er den Knecht vor sich sähe. Wenn er nun auch nichtsdestoweniger überzeugt blieb, daß nicht Alles mit rechten Dingen zuginge, so erlaubte er doch seiner Frau, das Geld Van Droomenveldts anzunehmen, und war auch damit einverstanden, daß dieser versuchen sollte, Blandina zu heilen.

Die Krankheit dieses jungen Mädchens war eines jener Nervenleiden, in deren Behandlung man selbst heutzutage noch nicht weit gekommen ist. Damals wußte man noch gar Nichts davon, denn Tronchin hatte seine Heilmethode noch nicht bekannt gemacht. Van Droomenveldt aber, der in Folge nächtlichen Studirens und überhaupt zu großer geistigen Anstrengungen selbst an dieser Krankheit gelitten hatte, war auf anderm Wege zu denselben Erfahrungen gelangt, wie Tronchin, und wußte, daß leichte beruhigende Mittel, angenehme Beschäftigung und vor Allem körperliche Bewegung ein solches

Leiden zuerst mildern und allmählich heilen können. Diese Behandlung nun wollte er bei Blandina anwenden.

Ob er ganz ohne Selbstsucht war, als er der Mutter so kräftig gelobte, ihr Kind zu retten, das möchten wir nicht zu versichern wagen — welche That eines Menschen ist ganz unselbstsüchtig? Vielleicht war Aalbrecht schon in Blandina verliebt, vielleicht wollte er sie nur heilen, weil er sie durch Dankbarkeit für sich zu gewinnen hoffte. Gewiß ist es, daß Van Droomenveldt, als er den Bewohnern des Pachthofes für den nächsten Morgen seinen Besuch verhieß, vor einer gründlichen Prüfung seines Gewissens zurückschreckte. Auf dem Rückwege nach Löwen war er noch träumerischer als gewöhnlich, und was Van Blyenhove auch versuchen mochte, um ihn zu ermuntern, es blieb ohne Erfolg.

III.

Die Liebenden.

Einige Monate später saßen zwei Frauen und spannen, jede in einem Winkel eines Kamines, dessen Heerd von einem mächtigen Feuer aus Strünken und Wurzeln glühte. Wäre Karel Van Blyenhove in diesem Augenblicke eingetreten, er hätte ohne Mühe die älteste dieser Frauen als die Pachterin von Brouwenpark erkannt, aber schwerlich hätte er in dem frischen, blühenden Gesichtchen der Jüngsten die ehemals so feinen und bleichen Züge Blandina's wieder gefunden. Und doch war es wirklich Blandina, welche an der Seite ihrer Mutter spann.

Das Mädchen that sich Gewalt an, um ruhig und sogar

heiter zu ſcheinen, aber ſie war ſichtlich in ihrem Gemüth beunruhigt. Mehr als ein Mal blickte ſie die Mutter an, um zu ſehen, ob auf ihrem Geſicht Furcht oder Hoffnung zu leſen wäre, und je nachdem ſie den einen oder den andern Ausdruck wahrzunehmen glaubte, ſchien auch ſie zu fürchten oder zu hoffen. Es handelte ſich in der That um eine Frage, deren Entſcheidung für Blandina von der größten Wichtigkeit war, und eben wollte ſie ſelbſt fragen: „Mutter, glaubt Ihr, daß es glücken wird?“ als ein junger Mann in die Stube geſtürmt kam.

Obgleich er vom haſtigen Gange erhitzt und ermüdet ſchien, glänzte doch die Freude auf ſeinem Geſicht. Kaum hatte er den Fuß in die Stube geſetzt, ſo ſprang das liebe Mädchen ihm entgegen und rief, ihm ängſtlich in die Augen ſehend: „nun, Meinherr Aalbrecht?“

„Es iſt vorüber, meine gute Blandina, ich bin Doktor. Alles iſt auf's Beſte gegangen,“ war die Antwort.

„Und Euer Freund, Meinherr Karel, der mit Euch war, als Ihr zum erſten Male in unſer Haus kamt?“ frug die Pachterin.

„Doktor, Mutter, auch Doktor,“ antwortete Van Droomenveldt, indem er einen Stuhl nahm und ſich am Heerde niederließ.

„Wohlan, Tochter,“ ſprach Blandina's Mutter, „wir müſſen dem Herrn für das Glück unſerer guten Freunde danken.“

Aber das gute Kind hörte dieſe Worte nicht; in der Freude ihres Herzens war ſie fortgelaufen, um ihrem Vater, der auf dem Felde war, die frohe Neuigkeit zu bringen. Als

sie zurückkam, beeilte sie sich, Van Droomenveldt einige Erfrischungen aufzutragen und setzte sich dann an seine Seite. Er mußte noch erzählen, wie viele Fragen man ihm gethan und wie viel Schwierigkeiten er hatte überwinden müssen, dann ging das Gespräch auf gleichgültige Dinge über und die Mutter verließ bald die Stube, um außerhalb des Hauses einige nothwendige Geschäfte zu verrichten. Als die beiden jungen Leute allein waren, sprachen sie Anfangs nicht, endlich fragte Blandina: „nicht wahr, Meinherr Aalbrecht, nun sind alle Eure Wünsche erfüllt?"

„Nein, nicht alle, Blandina," antwortete Aalbrecht, und er faßte sich ein Herz und sagte dem lieben Kinde, was ihm noch zu wünschen übrig blieb. Blandina's Antwort war: „o, Meinherr Aalbrecht, warum habt Ihr mir das nicht eher gesagt?" Man kann sich denken, was Aalbrecht darauf that; als die Pachterin wieder hereinkam, sah sie Blandina beschämt und Aalbrecht verlegen und wünschte zu erfahren, was vorgegangen sei. Mit wenigen Worten erzählte Van Droomenveldt ihr Alles, und sein Glück wurde verdoppelt, als er ohne weitere Zögerung ihre Einstimmung zu seiner Verehelichung mit Blandina empfing.

Während er nun so ungestört seine Luftschlösser baute, dachte er nicht im Mindesten daran, daß der Pachter von Brouwenpark sie über den Haufen werfen könnte. Und doch sollte das binnen Kurzem geschehen, denn nicht sobald hatte es Mittag geschlagen, als man auch den schweren Schritt des Pachters vernahm. Aalbrecht ging seinem künftigen Schwiegervater entgegen, und dieser reichte ihm seine rauhe Hand.

„Die Tochter hat mir gesagt, daß Alles gut abgelaufen

ist," sprach er, „und so wünsch' ich Euch denn Glück, Herr Doktor."

Van Droomenveldt bedankte sich.

„So'n Ding muß doch viel kosten, Herr Doktor; wohl so viel wie drei Kühe, nicht?"

„So ungefähr," antwortete Aalbrecht in einem verdrießlichen Ton, denn mit dem größten Widerwillen sah er sich aus seiner Traumwelt auf die Erde herabgezogen.

Er war jedoch mit dem Mann noch nicht fertig, denn der Pachter frug weiter: „und werdet Ihr nun auch was verdienen? Werdet Ihr nun auch mehr zu thun haben als die Andern?"

„Das weiß ich nicht," erwiederte Aalbrecht, dessen Geduld fast zu Ende war. Zum Glück für ihn kam Blandina das Mittagmahl auftragen, und Aalbrecht konnte zurück in sein Traumland, während der nichts weniger als dichterische Pachter mit ungemeiner Gierigkeit eine große Schüssel weißer Bohnen hinunterschlang.

Nach dem Essen mußte Van Droomenveldt dem Landmanne Rede stehen über die Kartoffeln, die eben erst eingeführt worden waren und von vielen Seiten einen großen Widerstand fanden. Aalbrecht vertheidigte sie als nahrhaft und völlig unschädlich, und zog sich dadurch das höchste Mißfallen des Pachters zu, der auf die Meinung des Pastors, des Dorfnotars und des Dorfdoktors gestützt, eigensinnig behauptete, daß die Kartoffeln ein gefährliches Gift enthielten.

Man muß einem Verliebten und besonders einem verliebten Dichter viel vergeben, denn sonst wäre es gar zu unverzeihlich von Aalbrecht gewesen, daß er ebenso viel Mühe

anwandte, eine so nöthige Person wie den Vater ungünstig für sich zu stimmen, wie er nur immer hätte anwenden können, um sich seine gute Meinung zu sichern. Und nicht nur verliebt und ein Dichter war er, sondern auch noch völlig unerfahren in der Kenntniß des menschlichen Herzens, denn er hielt ganz ohne Furcht um Blandina bei dem an, gegen welchen er eben das schwere Unrecht gehabt hatte, Recht zu haben.

Aalbrecht wurde wie vom Donner gerührt durch den Prosaismus der väterlichen Antwort: „wie viel habt Ihr jährlich einzunehmen, Meinherr Doktor?"

Bei dieser Frage, die ihn auf ein Mal aus dem gewohnten Gleise seiner Gedanken herausschleuderte, befand der Dichter sich in derselben Verfassung, wie ein Soldat sich befinden mag, der auf unbekanntem Grunde angegriffen wird. Demnach nahm er sich rasch zusammen und antwortete, auf seine breite Stirn deutend, mit Stolz und selbst mit einigem Hochmuth: „meine Einkünfte, Meister, sind hier: sie heißen: Wissenschaft, Geisteskraft und Willen."

„Unter Philosophen mag das gangbare Münze sein, aber Butter auf dem Markte kann man dafür nicht kaufen," erwiederte der Bauer. „Habt Ihr nichts Anderes, wovon Ihr leben könnt? Unser Doktor hier hat ein Paar leckere Pachthöfe."

Bei dieser Frage war alle seine Liebe für Blandina kaum hinreichend, Van Droomenveldt im Zaume zu halten. Ja, das Mädchen selbst kam ihm wie entweiht und seiner Anbetung minder würdig vor. Doch blieb sein Antlitz ruhig, und mit gelassener Würde antwortete er: „mein väterliches Erbtheil hab' ich dazu angewandt, Wissen und den Ehrentitel

als Doktor zu erwerben. Von dem, was mir übrig geblieben ist, kann ich höchstens noch zwei, drei Jahr leben. Bis dahin hoff' ich, daß mein Name bekannt sein wird.

„Wenn es so ist, da könnt Ihr in zwei, drei Jahren wieder nachfragen, und ist dann Blandientje noch nicht verheirathet, so werde ich sehen, was ich thun kann. Ich bin nur ein dummer Bauer, aber ich weiß doch, daß sie nett genug ist, um gut an den Mann zu kommen."

Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen Aalbrecht den Pachter anhörte. Kaum fand er Kraft genug, um seine Thränen, seine Wuth zurückzudrängen, bis er außer dem Bereich von aller Beobachtung war.

Blandina hatte sich längst in ihr Kämmerchen geflüchtet. Der Pachter blieb also allein mit seiner Frau und lachte sich selbst beifällig zu. Umsonst versuchte Blandina's gute und verständige Mutter ihm zu beweisen, wie undankbar er sich gezeigt habe, umsonst sprach sie von Blandina's Liebe zu Aalbrecht, die einzige Antwort, die sie erhielt, waren Schimpfreden und Drohungen. Der Pachter blieb dabei: er wolle nicht, daß seine Tochter von dem neu eingeführten amerikanischen Gifte essen solle.

Einige Tage später gingen ein junger Mann und ein junges Mädchen mit zögernden Schritten den Weg dahin, welcher von Brouwenpark nach Löwen geleitete. Beide weinten, und von Zeit zu Zeit blieben sie stehen, um besser sprechen zu können.

„Was Ihr thun wolltet," sprach der Jüngling, „wird

mir in der Bitterkeit der Abwesenheit ein süßer Trost bleiben, aber meine Pflicht als ehrlicher Mann gebietet mir, Euer Anerbieten abzuschlagen."

„Ihr liebt mich nicht," klagte das Mädchen.

„Ich liebe Euch nicht," wiederholte er, „und ich will Euertwegen Alles verlassen. Würde ich denn Reichthum suchen gehen, wenn nicht um Euertwillen? Wie ungerecht seid Ihr doch, mein Engel!"

„Warum wollt Ihr da aber nicht, daß ich mit Euch gehe, und mein Theil von Euern Leiden wie von Euerm Glücke nehme?"

„Weil Ihr dadurch Eure jungfräuliche Ehre verlieren würdet. Ihr könnt nur meine Frau werden, wenn Eure Eltern mir Euch schenken, dürft Ihr da mitgehen, ohne daß ich Euch den Namen meiner Frau geben kann?"

Das Mädchen hatte von dem Allen offenbar nur begriffen, daß es nicht mit dem jungen Manne kommen dürfe. Es setzte sich auf den Grenzstein eines Kornfeldes nieder und stützte den Kopf auf die rechte Hand. Der Jüngling stand und starrte das arme Kind lange an; Liebe, Mitleid und Verzweiflung sprachen aus seinen Zügen.

Dann umschlangen sie einander, ihre Seelen verschmolzen in dieser langen Umarmung, der erste Kuß war das Siegel auf ihrem Bündniß. „Auf Wiedersehen, Aalbrecht," sprach schluchzend das Mädchen, und schlug zögernd den Weg nach Brouwenpark ein. „Auf Wiedersehen, Blandina!" antwortete der Jüngling, der mit düsterem Ernst seine einsame Straße nach Löwen fortsetzte.

Am andern Tage galt es einen neuen Abschied, den von

Karel Van Blyenhove. Beide Jünglinge ſchworen ſich eine grenzenloſe und ewige Freundſchaft, dann ſtieg Aalbrecht in einen ſchwerfälligen unbequemen Wagen, der ihn mit Rütteln und Schütteln nach einer der vornehmſten und reichſten Städte von Blandern führte. Karel zog mit ſeinem Gepäck auf dem Rücken zu Fuß nach Brüſſel und ſang, um ſich die Zeit zu verkürzen, allerlei luſtige Liedchen, welche er von den Löwenſchen Mädchen gelernt hatte.

IV.

Die Bodenkammer.

Manches Jahr war verfloſſen, ſeit Karel Van Blyenhove und Aalbrecht Van Droomenveldt einander zu Löwen zum letzten Male die Hand gedrückt hatten.

Es war ein kalter Winterabend, der Nordwind blies rauh und wild und der Mond zeigte ſich nur in langen Pauſen hinter den Wolken, welche die Stadt Brüſſel mit einem grauen Nebelgewölbe bedeckten. Zwei Frauen eilten mit raſchen Schritten nach dem höheren Theile der Stadt; ſie ſahen ſich von Zeit zu Zeit unruhig um, als fürchteten ſie, belauert und verfolgt zu werden.

Und in der That war ihr ſpäter Gang in eine ſo arme Gegend wohl geeignet, um Aufſehen zu erregen, denn obgleich Beide nur die caſtilianiſche Falie trugen, welche damals die Kopfbedeckung der Bürgerfrauen ausmachte, während ſie jetzt, leider, durch den abſcheulichen franzöſiſchen Hut verdrängt worden iſt, ſo war doch offenbar die Eine von Beiden wenigſtens aus den höheren Ständen der Geſellſchaft.

Ihre Gestalt war schlank, ihr Gang anmuthig, und überdies schien sie noch mehr als ihre Begleiterin durch Unruhe gequält zu werden, und verbarg ihr Antlitz noch sorgfältiger unter der Falie.

Nachdem sie eine geraume Zeit die engen und schmutzigen Gäßchen des Marollenviertels durchschritten hatten, blieben sie endlich in der Christinastraße vor einem Häuschen stehen, dessen Dach äußerst baufällig aussah. Gleich als wären sie im Begriff, etwas Unerlaubtes zu thun, spähten sie erst ängstlich und hastig die Straße hinab, bevor sie mit dem eisernen Klopfer an die wurmstichige Thür schlugen. Eine alte Frau kam öffnen und ließ sie ein, ohne nach ihrem Namen zu fragen. Die Kleidung, welche die Alte trug, paßte vollkommen zu dem Gemach, in das unsere bebenden Nachtwandlerinnen geführt wurden, ein dumpfiger Bodenraum, dessen gesprungene und fleckige Wände mit allerlei seltsamen Verzierungen, Thierhäuten und Menschenschädeln, behangen waren. Auf einem schwarzen Holztische waren Haarstränge, Bücher, Fläschchen, Spielkarten und Gebeine verworren durcheinander geworfen; ein widerlicher Strohsack und vier oder fünf zerbrochene Stühle machten den übrigen Hausrath aus. Eine große Eule und zwei schwarze Katzen saßen an dem feuerlosen Heerde und schienen die gewöhnliche Gesellschaft der Wahrsagerin zu sein, denn eine Wahrsagerin war es, welcher die beiden Frauen einen Besuch abstatteten.

Sie gebot ihnen, sich niederzusetzen, und heftete ihre gläsernen Augen abwechselnd auf die Besucherinnen und auf ein Pergament, das mit seltsamen Schriftzeichen beschrieben war. Die Eine der Frauen schien endlich die Geduld zu

verlieren und öffnete die Lippen, wie um zu sprechen, aber die Alte ließ ihr nicht die Zeit dazu.

„Gräfin von Xenia", sprach sie, „in Euerm Angesicht hab' ich sowohl Euern Namen, wie den Beweggrund gelesen, der Euch in meine arme Wohnung geführt hat. Die Frau, welche mit Euch ist, stehe auf, denn es geziemt der Magd nicht, neben der Gebieterin zu sitzen."

Die, welche als Gräfin von Xenia angeredet worden war, blieb sitzen, als wäre sie durch einen Zauberstab mit Unbeweglichkeit geschlagen worden, dagegen stellte ihre Begleiterin sich eilig hinter ihren Sessel.

Die Wahrsagerin fuhr fort: „Gräfin von Xenia, ich will Euch sagen, warum Ihr kommt. Es gab eine Zeit, als Euer Herz noch an dem Herzen eines Jünglings schlug, für den Ihr auf Erden Alles wart. Damals glänzte auf Euerm Haupte noch nicht die Grafenkrone, aber dafür trugt Ihr die noch glänzendere Krone der Liebe. Ist das nicht so, Mevrouw?"

Die Gräfin machte mit dem Kopfe eine bestätigende Bewegung; die Alte fuhr fort:

„So lange Euer edler Gemahl lebte, habt Ihr Euern Schmerz still in Euch verschlossen und Eure Liebe im Geheimsten Eures Herzens verborgen gehalten, denn Ihr wußtet, daß es eine sündhafte wäre. Aber nun der Graf auf ewig bei seinen Vätern ruht, nun läßt die Sehnsucht sich wieder gebietend hören, eine fieberhafte Neugierde treibt Euch, Ihr wollt wissen, was aus Euerm Geliebten geworden ist und ich — kann es Euch sagen."

„So sagt mir's, sagt mir's augenblicklich und verlangt

dann Eurerseits von mir, was Ihr wollt!" fiel die Gräfin ihr in die Rede, indem sie zugleich eine Hand voll Goldstücke auf den Tisch warf.

Die Alte stieß das Gold zurück.

„Behaltet dieses Gold, Gräfin von Xenia — ich wollte Euch das Geheimniß, das Euch glücklich machen soll, nicht verkaufen, aber Ihr seid noch nicht stark genug, es zu hören."

„Ich werde stark sein," sprach die Gräfin bebend. „Ich werde Euch bis zu Ende hören, mögt Ihr mir zu sagen haben, was es sei. Ist er todt, oder hat er mich vergessen?"

„Er ist nicht todt und hat Euch nicht vergessen. Aber das Schicksal, das Euch so günstig gewesen ist, hat ihn unabläßig verfolgt. Für seine Bestrebungen zum Wohl der Menschen hat er Undank, Verläumdung und Schande eingeerndtet, falsch angeklagt vom Neide hat er flüchten müssen, flüchten in der Nacht gleich einem Verbrecher. Dann ist die bittere Armuth zu ihm gekommen, und er hat sein Brod mit Thränen benetzt, während Ihr das Eure in köstlichen Wein tauchtet. Oft hat er auf der Thürstufe Eures Palastes gesessen, und Ihr habt einen Blick des Mitleidens auf ihn fallen lassen, aber in dem elendigen Armen nicht den Geliebten erkannt. Eure Diener haben ihn gehen heißen, und ohne Zorn ist er weiter geschwankt, denn er wußte nicht, Mevrouw, daß der prächtige Palast Eure Wohnung war."

Die Alte schwieg einen Augenblick. Die Gräfin war in der heftigsten Bewegung, aber sie zweifelte noch. Da hob die Alte wieder an zu sprechen:

„Er wäre schon längst unterlegen," sagte sie, „hätte die

Hoffnung, Euch noch ein Mal wiederzusehen, nicht seinen Geist aufrecht gehalten, sowie das Brod, welches andere arme Menschen ihm boten, ihn vor dem Hunger schützte."

„Was! er hat sich sein Brod betteln müssen?" rief die Gräfin voll Verzweiflung, indem sie die Stirn in ihren weißen Händen verbarg.

„Nein, Mevrouw, nein, Euer Hochmuth kann sich zufrieden geben; um die Hand hinzuhalten, dazu war Euer Geliebter zu stolz — damit er das Brod von seinen Brüdern annähme, mußte man es ihm still neben sein Krankenbett legen." In diesem Augenblicke neigte die Alte das Haupt und schien auf irgend ein Geräusch zu horchen, dann schloß sie: „und nie hat seine heisere Stimme einem Wohlthäter zu danken brauchen."

„Seine heisere Stimme!" sprach die Gräfin. „Dann ist er es nicht, denn seine Stimme war süß und schmeichelnd." — „Horcht!" sagte die Alte.

Eine Laute erklang. Die Gräfin horchte betroffen und mit Aufmerksamkeit, und vernahm bald den Klang einer traurigen und dumpfen Stimme, welche folgende Worte sang:

Höret Ihr in jenen Büschen
Nicht das Lied der Nachtigall?
Himmlisch süß und tröstend ist es,
Und es lindert jede Qual.
Dennoch weiß ich eine Stimme,
Welche lieblicher noch klingt,
Mit noch süßern Trosteslauten
In das durst'ge Ohr mir bringt.

Noch erkannte die Gräfin die Stimme nicht, welche zu-

gendlicher und voller tönte, indem sie die zweite Strophe anhob:

Hört Ihr wohl im Wald dort drüben,
Wie der Nachtwind leise klagt,
Weil er durch die Eichen irrend
Noch umsonst nach Ruhe fragt?
Eine Stimme kenn' ich, welche
Sanfter noch und zarter klagt,
Und ich höre sie des Abends,
Aber niemals wenn es tagt.

Hier ruhte die Stimme in einem langen, schmerzlichen Seufzer aus, dann fuhr sie fort:

Und vernehmt Ihr dort im Thurme
Nicht der Turteltauben Sang,
Welcher Liebe haucht und seufzet,
Liebesüß und doch so bang?
Eine Stimme senfzt noch tiefer
Aus der Liebe fremde Macht,
Und ich höre sie, wenn dämmernd
Auf den Thurm sich senkt die Nacht.

Jetzt bebte die Gräfin und ihr Athem schien ihr die Brust zu versengen. Aber noch horchte sie unbeweglich, und wiederum hob der Sänger an:

Nacht, da bist du! Sag' mir, sag' mir,
Hörst du noch die Stimme nicht,
Die mich selig macht im Traume,
Und verstummet mit dem Licht?
O du kommst und streichst die tiefen
Falten von der Stirne mir,
Meine Seele will Blandina,
Und du trägst sie hin zu ihr.

Jetzt konnte die Gräfin von Xenia nicht länger zweifeln. Sie ſtand zitternd auf, und Aalbrechts Name kam über ihre Lippen. Dann ſpähte ſie umher, aber nirgends entdeckte ſie etwas Anderes als graue Wände und weiße Gebeine. Die ſtolze Gräfin, die ſeit langer Zeit keinen Widerſtand gegen ihren Willen gefunden, wurde zornig und beſchwor und bedrohte abwechſelnd die Alte. Dieſe antwortete nach einem langen Stillſchweigen: „Eure Drohungen, Gräfin, würden mich ebenſowenig bewegen, wie Euer Gold, aber ich will Euch zu Meinherr Van Droomenveldt bringen, weil ich glaube, daß Euer Beſuch ihm Freude machen wird.“

Damit geleitete ſie die Gräfin in eine andere Bodenkammer, die geräumig genug, aber nackt und düſter war. Ein Dachfenſter, in welchem geöltes Papier das Glas erſetzte, mochte ſie bei Tage ſpärlich genug erhellen, jetzt wurde ſie kärglich durch eine Kupferlampe erleuchtet. Einige Bund Stroh dienten als Bett, und ſonſt ſah man von Geräthſchaften nur noch einen alten Lehnſtuhl und einen wurmſtichigen Tiſch. Eine Anzahl Bücher, die ſorgfältig auf dem Fußboden aufgeſchichtet lagen, ſowie ein reicher Degen, der an der Wand hing, ließen jedoch vermuthen, daß der Bewohner dieſes elenden Raumes beſſere Tage geſehen haben müſſe. Er lag, als die Gräfin eintrat, ausgeſtreckt in dem Seſſel, ſeine Laute war vor ſeine Füße geglitten, und er ſchien in tiefes Nachdenken verſunken.

Bei dem Anblick eines ſolchen Elendes blieb die Gräfin tief ergriffen ſtehen, und über ihre bleichen Wangen glitten zwei Thränen des Schmerzes. Doch gab ſie keinen Laut von ſich, ihre Zunge ſchien wie gelähmt. Sie hatte den Ge-

liebten nicht sogleich erkannt; er war gebückt wie ein Greis. Seine Stirn war von tiefen Runzeln durchpflügt; bleich und hohl waren seine Wangen, seine Lippen durch ein krampfhaftes Lächeln entstellt; das Einzige, was sich nicht verändert hatte, war sein Blick. Noch immer strahlte seine edle mächtige Seele aus seinen feurigen Augen.

Noch stand Blandine unbeweglich weinen, als Van Droomenveldt aus seiner Träumerei erwachte. Da sah er, daß seine Wirthin fremde Frauen in sein Gemach geführt hatte.

„Martha," sprach er, „wie unterfteht Ihr Euch, mein Elend Andern zu verrathen? Ist es nicht genug, daß ich Armuth und Krankheit auszuhalten habe, müßt Ihr mich auch noch der Demüthigung aussetzen, daß mir Almosen angeboten werden? Ich bedarf weder Almosen noch Hülfe, Mevrouw," setzte er hinzu, indem er sich mit Verbindlichkeit an die Gräfin wandte. Kaum jedoch war sein Blick auf ihr blasses, bethräntes Antlitz gefallen, so rief er heftig: „Blandina!"

Die Gräfin lag zu seinen Füßen.

„O Aalbrecht, vergebt mir!" schluchzte sie, indem sie ihre brennenden Lippen auf seine abgezehrte Hand drückte.

Auch aus Van Droomenveldt's Auge quoll die süßeste Thräne, die er seit Jahren vergossen hatte. Die Alte und die Dienerin waren verschwunden.

Aalbrecht wollte die Gräfin aufheben, aber sie widerstand ihm.

„Laßt mich, Aalbrecht!" rief sie, „laßt mich im Staube, denn ich habe schwer gegen Euch gesündigt, ich habe geglaubt,

daß Ihr mich vergessen hättet, als Euch das Unglück von mir fern hielt. Da wollt' auch ich vergessen, und — ich konnte nicht."

„Engel, Eure Liebe ist mir geblieben?"

Blandina wurde schamroth und verbarg ihr Gesicht in beiden Händen.

„Ich bin die Gräfin von Xenia," sprach sie.

Aalbrecht lächelte; es war ein krampfhaftes Lächeln. „In diesem Falle, Mevrouw, müßt Ihr Euch erheben und mich verlassen. Es geziemt sich nicht, daß die edle Gräfin ihr Wappenschild hier auf der Bodenkammer beschmutzen komme; ich bin zu stolz, um Almosen von Euch anzunehmen und nicht unedel genug, um den Namen Eures Gatten zu besudeln."

Blandina klammerte sich verzweifelnd an Van Droomenveldt an.

„O Aalbrecht, verurtheilt mich nicht, ohne mich gehört zu haben! verbannt mich nicht aus Eurer Gegenwart, oder Ihr nehmt mir das Leben, das Ihr mir einst wieder gegeben habt. Es ist nicht die Gräfin, es ist die demüthige Tochter der Pachterin von Brouwenpark, die Euch um Gnade fleht."

Aalbrecht schluchzte laut; Blandina fuhr fort: „kurze Zeit nach Eurer Abreise kam der Graf von Xenia in unser Dorf und sah mich. Zuerst suchte er mich zu verführen, doch alle seine Versuche waren umsonst, ich dachte an Euch, Aalbrecht, und jeden Tag bat ich Gott, er möge Euch bald zurückkehren lassen, um mich von dieser Verfolgung zu erlösen. Aber Ihr kamt nicht, und der Graf bot mir endlich die Ehe

an. Lange weigerte ich mich, endlich zwangen Vaters Mißhandlungen und Mutters Bitten mich zu dieser Heirath. O Aalbrecht, Aalbrecht, verzeiht mir — ich dachte damals, Ihr hättet mich verlassen."

„Ich vergebe Euch von ganzem Herzen, Blandina, aber nie dürfen wir einander wiedersehen, denn Ihr dürft keinen andern Mann als Euern Gatten lieben. Und so unglücklich ich auch fortan sein möge, nun meine letzte Hoffnung mir entrissen worden ist, so werde ich mich doch damit trösten, daß Ihr, Blandina, wenigstens glücklich und in Freuden lebt," sprach der Doktor mit einer Stimme, deren erzwungene Ruhe noch ergreifender war, als die Verzweiflung, die in seinen starren Augen zu lesen war.

Die Gräfin sah ihn mit einem wehmüthigen Lächeln an und sagte, auf ihr schwarzes Kleid deutend: „ich bin Wittwe."

„O Blandina, gebt mir den Tod nicht!" rief nun Van Droomenveldt noch heftiger ergriffen. „Zeigt mir kein Glück, das ich nicht genießen kann — ich darf der Eure nicht werden. Es giebt kein Unglück, welches das Schicksal mir erspart hätte. Ich kann der Eure nicht werden, denn ich bin ein entehrter Mann, ja, ein entehrter Mann, Blandina. Einer Vergiftung beschuldigt, habe ich flüchten müssen, und darf meinen Namen so wenig tragen, als wäre er der eines Schurken und als solcher gebrandmarkt."

Die Gräfin stand auf. Ein erhabenes Genügen umstrahlte ihr Antlitz mit wundervoller Schönheit. „Ihr habt mich geliebt, als ich noch ein armes Dorfkind war," sprach sie, „Ihr habt mir ohne Hoffnung auf Vergeltung das Le-

ben gerettet — wohlan denn, Aalbrecht, Liebe für Liebe, Opfer für Opfer. Ich bin Wittwe, ich bin reich, mein Leben gehört Euch. Wollt Ihr, daß ich mich mit Euch hier verberge, oder wollen wir in die Fremde? Dort wenigstens wird man Euch nicht eine Schandthat vorwerfen, an der Ihr keinen Theil habt."

„Woran er, bei meiner Seele keinen Theil hat!" rief ein Mann, der in diesem Augenblick hereintrat. Und dieser Mann war Karl Van Blyenhove, in dessen stattlicher Haltung man sicherlich das lustige Wesen des Löwenschen Studenten nicht wieder erkannt haben würde. Jetzt jedoch lachte er freudig, umarmte Aalbrecht mit inniger Freundschaft und überreichte ihm ein besiegeltes Papier.

Es war der Bericht über die Leichenschau des Mannes, dessen Vergiftung Van Droomenveldt zur Last gelegt worden war. Aalbrechts Schuldlosigkeit wurde dadurch auf das Vollständigste bewiesen. Für Einen, der seit so langer Zeit aller Freude entbehrt hatte, war es auf ein Mal zu viel Glück, Geliebte, Freund und guten Namen in ein und demselben Augenblicke wiederzufinden. Seine Kräfte verließen ihn, und ohnmächtig sank er in die Arme Karl's und Blandina's.

Einige Tage später war die Hauptkirche von „Sinter Goele"*) mit ungewöhnlicher Pracht verziert, und der Priester sprach feierlich den Segen über Doktor Aalbrecht Van

*) Auszusprechen Gule — St. Gudula.

Droomenveldt und Blandina Gräfin von Xenia. Dann reisten Beide auf eines ihrer Landgüter ab, begleitet von Van Blyenhove, der noch ein Junggesell war und auch bleiben wollte. Auch ließ Albrecht in der Nähe des Schlosses ein zierliches Häuschen für die Alte bauen, welche ihn so lange beherbergt und zu guter Stunde seinen Zufluchtsort seinem Freunde Karl verrathen hatte.

De Kruisvaerder. Noordstar 1840.
De vloek, novelle. Noordstar 1841.
Taelcongress te Gent, 1841.
Het Huis van Wesenbeke, Antwerpen 1842.
Herrmann de schaliedekker, eene antwerpsche legende. Vlaemsch België, 1844.
La langue flamande. Een Antwoord aen de Revue nationale. Taelverbond 1. jaergang. 1. deel.
Doctor Van Droomenveldt, novelle. Taelverbond 1. jaerg. 1. deel.
De Schildburgers. (Naer het hoogduitsch door Josef Colveniers.) Antwerpen 1845.
Lord Strafford. (Naer het Fransch door Felix Bogaerts.) Antwerpen 1845.
Het Lot, eene schets van vlaemsche dorpzeden. Taelverbond 1846. Antwerpen 1846.
Eene bruiloft in de XVI. eeuw. Antwerpsche legende. Taelverbond 1847.
Tooververhalen. (Naer het Fransch van Perrault door Josef Colveniers) Antwerpen 1847.
Gedichten. Antwerpen 1848.

Delcroix (Désiré), geboren den 12. September 1823 zu Deynze in Ostvlandern. Er genoß seinen Unterricht in einer Erziehungsanstalt seiner Vaterstadt. Das „niederdeutsche Jahrbüchlein" erweckte in ihm zuerst die Liebe zur vlämi-

schen Literatur. Er stiftete eine vlämisch-literarische Gesellschaft, noch bevor er mit achtzehn Jahren nach Gent ging, wo er bei der Accise angestellt wurde. Er fand keine Beförderung, und ging deshalb zehn Jahre später nach Brüssel, wo er Professor in einer Erziehungsanstalt wurde und ein Jahr darauf selbst eine Schule gründete.

Wie er in Gent Mitglied der Gesellschaft „die Sprache ist ganz das Volk" gewesen war, so trat er in Brüssel in die „Niederdeutsche literarische Genossenschaft" und wurde Mitglied des „Vlämischen Mittencomités," und erster Sekretair des „Morgensterns." Das „Vlämische Comité" ernannte ihn zum correspondirenden Mitgliede.

Delcroix gehört unter die idyllisch-elegischen Schriftsteller; man sieht, daß Conscience Einfluß auf ihn gehabt hat. Der erste von ihm gedruckte Roman „Geld oder Liebe" wurde sogleich von Friedrich Sturm in's Deutsche, von Ed. Olivier in's Französische übersetzt. Einen anderen „Ludwig" finde ich 1852 mit dem Beifügen angekündigt, daß er zu Deynze eine ehrenvolle Nennung erhalten habe; er ist jedoch nicht erschienen. Aus „Morgen, Mittag und Abend," einem Roman, der zuerst im Feuilleton des „Klauwaerts" erschien, theile ich eine Scene mit, welche Delcroix's großes Talent für Malerei bekundet. Es ist eine Schilderung aus seiner Vaterstadt.

Es war Jahrmarkt in Deynze. Schon am frühen Morgen war der große Markt mit hunderten von Buden bedeckt. Die fremden Kaufleute hatten bereits ihre Waaren ausgepackt und warteten auf Käufer, und bald sandten die naheliegenden Städte und Dörfer unzählige Schaaren Volks zu dem Augustfest, welches so genannt wird, weil es auf den Mittwoch nach Mitte August fällt.

Die fünf großen Steinwege,*) die zu Deynze zusammenlaufen, waren mit Frachtwagen, Bauernkarren, leichteren Fuhrwerken, Hornvieh und jauchzenden Landleuten angefüllt, denn zu jener Zeit war in Blandern das Elend noch nicht so groß, wie heut zu Tage, und mancher Pachter kam mit seinem ganzen Hause auf den Markt, nicht nur um seinen Ueberfluß zu verkaufen, sondern auch um sich mit den Seinen ein Vergnügen zu machen und ein gutes Theil von dem empfangenen Gelde an Gegenstände des Nutzens oder des Luxus zu wenden. Die jungen Leute aus der Nachbarschaft kamen besonders in Haufen herbeigeströmt, denn dieser Jahrmarkt war einer der berühmtesten in Blandern.

Man konnte da für wenig Geld allerlei schöne und seltene Dinge sehen.

Nahe bei der Kirche hatte ein Thierbändiger sein Zelt aufgeschlagen; für das Spottgeld von zehn Centen konnte man einen altersschwachen, fast zahnlosen Löwen, ein Paar Bären, einen Wolf, einen grünen Esel und die ausgestopfte Haut einer Boa Constrictor bewundern.

In einer andern Baracke zeigte man ebenso wohlfeil ein Kalb mit zwei Köpfen und fünf Füßen, ein Kind ohne Arme, eine Frau mit drei Augen und den berühmten homme squelette, welcher, geradeweges aus Paris angekommen, hier zu Lande noch nie zu sehen gewesen war.

Dieser Mann war dermaßen mager, daß man, laut der Ankündigung, durch seine Haut die kleinsten Knochen zählen und im Dunklen durch seinen Körper ein Licht brennen sehen

*) Landstraßen, welche in Belgien alle gepflastert sind.

konnte. Als Gegenſatz ſah man ein funfzehnjähriges Mädchen, ſtärker und ſtämmiger als der ſtärkſte Mann unter den achtbaren Zuſchauern. Daſſelbe wog achtzig Kilogramme und das Gemälde über dem Eingang, welches das Kind vorſtellte und ſein Alter angab, trug neben dem Facit des Sudlers eine Jahreszahl, die da bewies, daß für dieſes wunderbare Geſchöpf die Zeit zwanzig Jahre lang ihren Lauf unterbrochen hatte.

Ferner konnte man für fünf Centen die „incomparable Napolitaine“ ſehen, welche die geehrten Zuſchauer auf das Rappier, den Säbel und den Stock herausforderte.

Dieſe „incomparable Napolitaine“ war ein altes, mageres, häßliches Weib in alten Kanonierbeinkleidern und einer Art verroſtetem Panzerhemd. Zerdrückte und entfärbte Hahnenfedern krönten den kupfernen Helm, der ihr Haupt bedeckte. Welche Mühe ihre Begleiter ſich auch geben mochten, um irgend Jemand zu einem Zweikampfe zu verlocken, die Herren Zuſchauer blieben taub für die Stimme der neapolitaniſchen Bellona, und kein Einziger bezeigte Luſt, die Herausforderung anzunehmen.

Kaum war die Ankündigung dieſes Schauſpiels vorbei, ſo erſchienen auf dem Gerüſte der nächſten Baracke an zehn Muſikanten, ein Hanswurſt, ein Herkules, ein Taſchenſpieler, nebſt dem Herrn Direktor und den Damen der Truppe, ſämmtlich in Koſtümen, welche zehn Jahr früher noch recht friſch geweſen ſein mochten.

Nach einem ohrenzerreißenden Vorſpiel, erſuchte der Herr Direktor die geehrten Zuſchauer, weder ihn noch ſeine Künſtler mit den Landläufern zu verwechſeln, welche, um einiges

Geld zu verdienen, viel versprächen und wenig sehen ließen. Es war lediglich ein Zufall, daß die Stadt Deynze die Ehre seiner Gegenwart genoß. Er kam geraden Weges aus Amerika, wo er vor dem König dieses Landes eine außerordentliche Vorstellung gegeben hatte, welche ihm so reichlich bezahlt worden war, daß er seine übrigen Tage hindurch auf seinen Lorbeeren ausruhen konnte.

Als hierauf ein pfiffiger Bauer gegen seinen Nachbar die Bemerkung machte: wenn man so reich wäre, brauchte man doch arme Landleute nicht noch bezahlen zu lassen, antwortete der Herr Direktor: der geringe Eintrittspreis werde einzig und allein gefordert, um den Unglücksfällen vorzubeugen, welche bei freiem Eintritt durch den allzuheftigen Zudrang entstehen würden. Er fügte hinzu, daß er mit seinen Künstlern, welche nur noch der Ehre wegen arbeiteten, bereits morgen die Stadt verlassen würde, um nach London überzufahren, wohin er durch den König von England behufs einiger Vorstellungen während der Londoner Septemberfeste berufen worden sei.

Die gaffende Menge, bereits halb durch die Wohlredenheit des Herrn Direktors verführt, hatte nicht Augen genug, um das prächtige Gemälde zu bewundern, welches die ganze obere Breite der Baracke einnahm. Es waren auf ihm die verschiedenen Kunststücke zu sehen, welche die Truppe vor dem König von Amerika ausgeführt hatte. Dieser saß als Coeurkönig mit Scepter und Erdball auf einem goldenen Throne, und wurde durch eine Leibwache von Piquebuben umgeben. Und unter dem Schmettern eines rasenden Kriegsmarsches

zog eine zahlreiche Menge die Treppe hinauf in die Baracke hinein, und die Vorstellung begann.

Noch andere Zelte waren aufgeschlagen, in denen es ebenfalls für einen geringen Preis noch viele andere schöne Dinge, als Wachsfiguren, welche die Augen verdrehten wie lebendige Menschen, wilde Männer mit Flachshaaren, Neger und gelehrte Hunde zu bewundern gab, und konnte der Neugierige seine Schauluſt befriedigen, ſo fand der Gefräßige nicht minder Gelegenheit, ſeinem Magen Genüge zu thun.

Verſchiedene Pfefferküchler boten, über die Seitenbretter ihrer blauangeſtrichenen Wagen gelehnt, mit heiſergeſchrieener Stimme ihre Waaren für zehn Centen, für fünf Centen, ja, für Nichts an. Wehe dem Einfaltspinſel, welcher dieſes letzte Anerbieten ernſthaft nahm und ſeine Hände nach dem für Nichts Gebotenen ausſtreckte, er bekam unfehlbar unter dem ſpottenden Gelächter der Umſtehenden den dicken Pflaſterſtein in's Geſicht.

Noch weiter konnte man für fünf Centen eine Gabel in einen Keſſel mit ſiedendem Fleiſch ſtecken. Holte man Nichts heraus, ſo kriegte man als Entſchädigung eine dicke Butterſchnitte mit etwas Kalbaunen.

Fünf oder ſechs Bänkelſänger, durch gaffende Bauern und Bäuerinnen umringt, erklärten zuerſt in ziemlich guter Proſa, und ſangen dann in gräulich ſchlechten Verſen die verſchiedenen Begebenheiten ab, welche auf ihren Bildern dargeſtellt waren. Soldaten, Küchenmägde, Diebe und Mörder waren zu jener Zeit und ſind noch jetzt die vornehmſten Helden und Heldinnen dieſer Volksdichtungen, welche gewöhnlich

mit einer Liebeserklärung beginnen, um mit dem Schaffot und dem Henker zu endigen.

An der andern Seite ragte auch ein Gemälde in die Höhe. Es stellte das Leben des heiligen Hubert dar. Auch sah man Menschen, die von tollen Hunden gebissen wurden. Der Sänger, als Pilger gekleidet, mit der Kürbisflasche in der Hand und Muscheln auf dem Kragen, verkaufte geweihte Ringe, Ohrringe, Kreuzchen u. s. w. Mit seinem langen Bart und seinem gemessenen Wesen sah er äußerst ehrwürdig und stattlich aus. Man konnte in seinen Augen die Gottesfürchtigkeit lesen, und am Abend störte er die ganze Nachbarschaft, indem er in trunkener Wuth seine gleichfalls besoffene Frau fluchend und wetternd aus dem Hause warf.

Die ganze Seite des Marktes, wo diese Herrlichkeiten zu sehen waren, gehörte um so zu sagen von Rechtswegen den jungen Leuten. Die älteren, ruhigeren Menschen machten auf dem eigentlichen Markte ihre Geschäfte ab. Die Mütter hielten sich am meisten bei den Buden auf, wo man Strohhüte, Holzwaaren, kupfernes und eisernes Küchengeschirr, Leinwand, Baumwollenzeug, Tuche und andere Dinge für den täglichen Gebrauch feilbot. Die alten Pachter waren nur auf dem Vieh- und auf dem Getreidemarkt in ihrem Elemente. Da wurde geflüstert, eingeschlagen, Wachholder getrunken, durch Zeichen telegraphirt und eine Art Diebessprache geredet, die von Niemand anders als von erfahrenen Viehkäufern und Verkäufern verstanden werden konnte. Die kleinen Jungen endlich hielten am meisten von dem Theil des Marktes, wo Leckereien verkauft wurden und wo man beständig rufen hörte:

Zwei frische Birnen vor 'nen Cent!
Gut und gesund,
Sie schmelzen im Mund,
Nehmt die Frucht,
Nehmt und versucht!

O dieses Augustfest mit seinen Zuckerstangen, seinem Pfefferkuchen, seinen hölzernen und blechernen Trompeten, seinen Hanswürsten, und vor Allem mit seinem Gewühl und Geschrei, seinem Gejauchze und Gejubel, und seiner abscheulichen Musik gehört zu den holdesten Erinnerungen unserer Kindheit. Und wenn der liebe Leser vernehmen wird, daß wir an diesen denkwürdigen Tagen von Mutter fünf Centen Spielgeld bekamen, da sind wir gewiß, daß er uns diese Abschweifung vergeben wird.

Geld of liefde, zedenroman. Herausgegeben zum Vortheile des Blämischen Mittelcomités. Brussel 1855.
Morgen, middag en avond. zedenroman. Gent 1857.

De Marteau (Willem Philipp Ferdinand), geboren zu Antwerpen den 24. April 1829, Sohn von Philipp Frans und Therese Maria Blereau, Schwester des Schriftstellers, machte auf dem Athenäum in Antwerpen gute Studien in den alten und neueren Sprachen, Studien, zu welchen sein ungemeines Gedächtniß ihm sehr behilflich war. 1847 gründete er mit Génard, Spinnael u. A. die Gesellschaft „Van Maerlant", die sich nur wenige Jahre erhielt. 1848 trat er in die „Vondelsgesellschaft," eine dramatische Gesellschaft, für die er mehrere noch ungedruckte Stücke schrieb. Er ist am ersten

Büreau des Stadthauſes von Antwerpen angeſtellt und gab bis jetzt nur einen Band Gedichte heraus, der den Titel „Wehmuth“ führt. Aus ihm nahm ich:

Die Schätze der Armen.

Kinder, ſolltet ihr im Sommer
Durch die grünen Felder geh'n,
Werdet ihr die wilde Roſe
Und die Iris blühen ſeh'n.
Laßt die Roſ' den Dornſtrauch zieren,
Mit dem Ried die Iris weh'n —
Seht, es ſind der Armen Blumen,
Liebe Kinder, laßt ſie ſteh'n.

Ihr habt roth' und goldne Tulpen,
Roſen prächtig purpurheiß,
Und die Lilie, die ſo herrlich
Prangt in makelloſem Weiß.
Dieſe pflückt, die Gartenblumen,
Aber die im Feld zu ſeh'n,
Ach, der Armen Blumen ſind es,
Liebe Kinder, laßt ſie ſteh'n!

Wenn ihr an dem Rand des Waldes
Schleh' und Brombeer' ſeht von fern,
Und ſie reif und ſaftig ſcheinen,
Pflücktet Ihr die Früchte gern.
Kinder, unſrer Aller Vater
Ladet dort die Armen ein,
Ihren Durſt umſonſt zu löſchen —
Laßt der Armen Früchte ſein.

Alſo, Jüngling, kommt ein Mädchen
Arm und ſchön entgegen Dir,

Laſſ' dann ihren einz'gen Reichthum,
Laſſ' dann ihre Tugend ihr.
Ohne dieſes Gut da finge
Recht erſt ihre Armuth an,
Tugend iſt der Schatz der Armen,
Taſte dieſen Schatz nicht an.

Weemoed, Gedichten. Antwerpen 1853.

De Saint-Genois (Jules Ludger Dominique Ghislain, Baron), geboren den 22. März 1813 zu Lennick-St.-Quentin in Brabant, Ritter des Leopoldordens, von 1836 bis 1843 Provincialarchiviſt von Oſtvlandern, ſeit 1843 Profeſſor und Bibliothekar an der Univerſität zu Gent, ſeit 1848 Gemeinderath der Stadt Gent, bis zum 31. December 1857 Schöffe derſelben Stadt, ſeit dem 7. Mai 1838 Correſpondent, ſeit dem 10. Januar 1846 Mitglied der Königlichen Akademie von Belgien. Aus der akademiſchen Bibliographie ſind dieſe Notizen genommen; man ſieht es ihnen an. Doch paſſen ſie deshalb vielleicht um ſo beſſer für einen Akademiker, der eigentlich nur Aemter und Jahreszahlen der Erwähnung werth achten darf. Perſönlich iſt der Baron de St. Genois zum Glück kein trockner Akademiker, ſondern ein freundlicher Weltmann, deſſen unerſchöpfliche Gefälligkeit allgemein gerühmt und deſſen Charakter ſelbſt von ſeinen politiſchen Gegnern anerkannt wird. „Wenn alle Katholiſchen ſo wären!" hörte ich mehrmals von Liberalen äußern. Als Schriftſteller kann er vollſtändig nur gewürdigt werden, wenn man auch ſeine franzöſiſchen Arbeiten beurtheilen darf. Blämiſch ſchreibt er wie ein belletriſtiſcher Geſchichtsforſcher, klar und blühend zu-

gleich. Ich würde Anfängern im Blämischen seine „Geschichtlichen Erzählungen" empfehlen, sie lesen sich so leicht und fesseln zugleich so angenehm. Die kleine Erzählung, welche folgen wird, hat der Baron selbst mir aus der „Eintracht 1848" abschreiben lassen, eine Güte, durch welche er mir jede Mühe des Suchens und Wählens ersparte. Hätte ich mir für dieses Buch nicht alles Wissenschaftliche untersagt, so würde ich Einiges aus seiner Vertheidigung von Artevelde gegen den Baron von Gerlache mitgetheilt haben, welche beim Vorlesen in der Akademie den 7. Februar 1856 den lebhaftesten Eindruck hervorbrachte.

Arm, Blind und Alt.

Eine Erzählung aus meiner Jugend.

Was wir hier zu erzählen haben, trug sich zu, als wir, mein einziger Bruder und ich, noch zwei einfältige Kinder waren, die Nichts vom Unglück auf Erden wußten. Unseren Gedanken nach hatte Jedermann so gut wie wir zur gehörigen Zeit wohlschmeckende Nahrung, nette Kleidung und ein weiches Bett. Wir kannten keinen andern Kummer, als den, welcher uns durch eine oder die andere wohlverdiente Kinderstrafe verursacht wurde, und die Welt war für uns nichts Anderes, als eine liebliche, lachende Gegend, in welcher man Nichts zu thun hatte, als spielen, tanzen, springen, Blumen pflücken und Kränze binden, durch Berg und Thal laufen, Vogelnester suchen und Mittags oder Abends, wenn man todtmüde zurückkam, auf Vaters Segen und Mutters zahllose Küsse rechnen.

Ach, warum fliehen sie so schnell, die schönen, köstlichen Tage der Kindheit! Warum vergehen sie noch geschwinder, als die reine weiße Baumblüte im Mai?

Vor der Thür des alten und unregelmäßig gebauten Landhauſes, welches wir mit unſern Eltern zu M. in der Nähe von Brüſſel bewohnten, war ein geräumiger Obſtgarten, wo wir im Sommer mit den Bauerkindern aus der Nachbarſchaft ſpielen durften. Für ſie war es die größte Ehre, an den Beluſtigungen der Kinder von „Meinherr vom Kaſtell" Theil nehmen zu dürfen. Auch blieben wohl manchmal die Vorübergehenden ſtehen, um uns zuzuſchauen, und dann thaten wir mit Ball und Reifen unſer Beſtes — ihr Beifall ſchmeichelte uns um Vieles mehr als das Lob des Lehrers, wenn er im Leſen und im Schreiben mit uns zufrieden war.

Am Montag kamen regelmäßig die Armen aus dem Dorfe und aus den benachbarten Kirchſpielen an der Thür um ein Stück Brod bitten. Unter ihnen befand ſich ein blinder Greis, der, durch ein Hündchen geleitet, ſich überall mit großer Sicherheit zurechtfand. Wenn er uns im Garten hörte, kam er mit ſeinem treuen Gefährten jedes Mal herbei, um uns zum Spiel zu ermuntern und uns etwas Obſt oder ſonſt etwas Gutes abzubetteln. Aber gewöhnlich lachten wir ihn aus, weil er ſo gar alt, krumm und runzlich war. Dann ging er ſchweigend fort und ſchüttelte traurig das Haupt, ohne daß wir auch nur das mindeſte Mitleiden mit ihm empfunden hätten.

Einſt jedoch blieb er, ohne ſich durch unſere kindiſchen Beleidigungen ſtören zu laſſen.

„Liebe Jungen," bat er, „ich bin ſo durſtig! gebt mir etwas Obſt, wenn es Euch beliebt; Gott wird es Euch lohnen."

„Nein, Peken,“*) antworteten wir, „nein, unsere Kirschen sind nicht für Euch,“ und damit warfen wir ihm die Steine an den Kopf.

„Aber, Kinderchen lieb, Ihr könnt so viel haben, wie Ihr wollt — gebt mir doch welche davon.“

„Weg, weg, häßlich Peken; lauft mit Euerm schmutzigen Hunde nicht so in unser Spiel herein, Ihr macht, daß unsere Reifen umfallen!“ Und in meiner ungeduldigen Heftigkeit gab ich dem Bettler einen Stoß, daß er beinah umfiel.

Der Greis ergriff mit Kraft meinen Arm und fragte zornig: „was thut Ihr, Kind? Wer den Armen verstößt, ruft die Rache des Himmels auf sich herab, hat man Euch das nicht gelehrt?“

Der Greis sprach diese Worte so drohend, es klang aus ihnen eine solche Entrüstung, daß ich erbleicht und sprachlos vor dem Alten stehen blieb. Auch mein Bruder und die andern Kinder schwiegen; Keines von uns hatte noch Lust zu lachen und zu spotten. Wäre ein Maler dagewesen, er hätte ein erschütterndes Bild vor sich gehabt.

Plötzlich brach ich in Thränen aus und rief mit gefalteten Händen: „Gnade, Peken! ich will es nicht mehr thun.“

„Das ist gut, das ist gut,“ antwortete der Greis sanfter, „ich sehe, daß Ihr schon bereut, was Ihr gethan habt, und ich vergeb' es Euch gerne. Aber ehe ich weitergehe, will ich Euch eine Lehre geben, die Euch künftig sicherlich mitleidiger gegen das Unglück machen wird. Wenn ich heute arm, blind und alt bin, Kinder, so ist es eine Strafe Gottes; möge meine Geschichte Euch als Warnung dienen.“

*) Peken und Meken, Väterchen und Mütterchen.

„Ja, Peken, erzählt uns, wie Euch das Unglück getroffen hat.“

Der Bettler setzte sich auf den Rand des Grabens und nahm seinen Hund auf den Schooß. Wir Kinder, eines auf des andern Schulter gelehnt, standen in einem Halbkreis um ihn her, und er fing an:

„Ich bin aus Brüssel gebürtig, wo meine Eltern, wohlhabende Bürger, den Tuchhandel betrieben. Dem gewöhnlichen Sinne der Welt nach gaben sie mir eine gute Erziehung, doch aus blinder Liebe für mich, den einzigen Sohn, sahen sie mir alle meine kindischen Fehler nach und versäumten besonders die Pflege einer der edelsten menschlichen Eigenschaften: Mitleid mit unsern Nebenmenschen.

„Alles, was ich bedurfte, hatte ich in Ueberfluß, es fehlte mir an Nichts, um meinen Wünschen, selbst meinen Launen Genüge zu thun, ohne daß irgend Jemand sich dagegen zu setzen wagte. Aber obgleich nicht von bösartiger Gemüthsart, so hatte ich doch Alles nur für mich, nicht das Geringste für die Armuth. Ich verachtete sie. Ein Greis, arm wie jetzt ich bin, hatte schon mehrmals an unsrer Thür um Unterstützung gebeten, indem er mir die unwiderleglichsten Beweise gab, daß er wirklich in der höchsten Noth sei, und mir zugleich versicherte, daß er noch nie gebettelt habe. Ich weigerte mich nicht nur, ihm zu helfen, ich verbot ihm sogar, je wieder den Fuß über unsere Schwelle zu setzen.

„Umsonst — am folgenden Tage kam er noch ein Mal und ging mich noch dringender an. Ich gerieth in Zorn, sprang auf den Alten zu und vergaß mich so weit, daß ich ihm mit meinem Stock mehrere Schläge auf den Arm bei-

brachte und den Unglücklichen aus dem Hause warf. Da drehte er sich um, maß mich mit glühenden Augen und rief mir zu: „möget Ihr einst arm, blind und alt sein!“

„In dem Augenblick selbst achtete ich darauf wenig; später, als mein Zorn abgekühlt war, klang mir die furchtbare Verwünschung wohl etwas in den Ohren, aber wenige Tage nachher hatte ich dieselbe inmitten meiner Freunde wieder gänzlich vergessen. Da brach in demselben Jahre die Revolution von Heintje Van der Noot*) aus. Meine Eltern waren wegen ihrer Anhänglichkeit an das Haus Oesterreich bekannt, unsere Wohnung wurde ausgeplündert und in Brand gesteckt. Mein Vater wurde bei der Vertheidigung seiner Habe durch einen Gassenjungen mit einem Blasrohr getödtet. Meine Mutter war durch ein Hinterpförtchen geflüchtet und von menschenfreundlichen Nachbarn aufgenommen worden, aber ach, die entsetzlichen Vorgänge hatten sie dermaßen erschüttert, daß sie wenige Tage darauf an einem hitzigen Fieber starb.

„Unser Reichthum hatte, wie bei vielen Kaufleuten, in den Tuchvorräthen bestanden, welche unsere Magazine gefüllt hatten. Durch die Verwüstung dieser letzteren war ich nun auf ein Mal meines ganzen Vermögens beraubt. Was blieb mir nun, um zu leben? Ich war ziemlich gut unterrichtet, aber meine Kenntnisse konnten mir für den Augenblick wenig helfen, und dann hatte ich gegen Alles, was Fleiß und anhaltende Aufmerksamkeit erheischte, immer den größten Widerwillen gehabt. Nie hatte ich etwas um eines nützlichen Zweckes willen gethan, immer nur zu meinem Vergnügen gelebt.

---

*) Bekannter unter dem Namen „Révolution brabançonne.“

Meine unüberlegten Eltern hatten mich erzogen, als sollte ich einst steinreich sein, als gäbe es in der Welt niemals Unglücksfälle, welche ein dem Schein nach festgegründetes Vermögen völlig vernichten können. So lange unser Haus stand, meinte ich, daß ich lediglich auf die Welt gekommen sei, um zu verzehren, was Vater und Mutter gesammelt hatten. Dennoch hatte ich in dem Augenblick meines Unglücks mehr Muth, als ich geglaubt hätte. Ich beschloß, meinen Oheim aufzusuchen, der in Mecheln wohnte und dort eine Hutfabrik errichtet hatte; ich hoffte, er würde mich als Schreiber oder Commis brauchen können.

Der Mann war in guten Umständen, doch er hatte zehn Kinder zu versorgen. Trotzdem und trotz meines Rufes als Müßiggänger nahm er mich liebreich auf und bezeigte mir warme Theilnahme. „Junge," sagte er, „ich habe für den Augenblick gerade keinen Commis nöthig, weil meine zwei Söhne mir Alles nach Wunsch besorgen, aber ich will meines guten Bruders Sohn darum doch nicht ohne Hülfe lassen; seid Ihr mit Wenigem zufrieden, so könnt Ihr bei mir wohnen, und ich werde Euch Nahrung und Kleidung geben und hundert brabantsche Gulden noch dazu, ohne daß Ihr etwas Anderes zu thun haben sollt, als recht sorgfältig mein großes Buch führen zu helfen, sobald mein Sohn Jan Euch gezeigt haben wird, wie Ihr das machen müßt. Außerdem geht man hier nicht aus, es sei denn des Sonntags, denn in unserm Hause ist man gewohnt, Tag für Tag von Morgens um acht Uhr bis Abends um neun Uhr zu arbeiten. Steht Euch das an? Ja oder Nein?"

Obwohl nun diese letzte Bedingung sehr hart war, so

nahm ich doch den mir gebotenen Platz in der Hoffnung an, bald einen beſſern zu bekommen.

„Aber, wie das Sprüchwort ſagt, aus einem ſchlechten Stock könnt Ihr keinen guten Baum machen. Ich war noch keinen Monat in meines Oheims Hauſe, und er hatte mich ſchon mehr als zehn Mal wegen meiner Trägheit, meiner Nachläſſigkeit und meiner Vergnügungsſucht ſchelten müſſen.

Der Oheim war ein ſtrenger Hausvater. Er wurde meines Betragens bald müde, und ſagte mir nach einem halben Jahre ernſt und beſtimmt: „Neffe, Ihr könnt nicht mehr bei mir bleiben, Euer Beiſpiel übt einen ſchlechten Einfluß auf meine Kinder aus, ich ſag' Euch auf. Aber da Ihr nicht die Mittel habt, um Das oder Jenes anzufangen, ſo nehmt hier außerdem, was Ihr verdient habt, noch eine Summe von dreihundert Gulden, und ſucht wo Ihr könnt ein Unterkommen — ich kann Nichts mehr für Euch thun. Wenn Ihr Euch ſchicken lernt, wie es ſich für einen Menſchen von Euern Jahren paßt, ſo könnt Ihr mit dieſem Gelde durch die Welt kommen; ich habe mit weniger angefangen. Ihr habt viele Fehler, Eure Erziehung iſt die allerſchlechteſte geweſen, ſeht zu, daß Ihr Euch beſſert, ſonſt werdet Ihr noch ein Bettler. Fahrt wohl, Neffe; Ihr habt Geld und gute Lehren bekommen, macht von Beidem einen guten Gebrauch; wo nicht, kommt mir nicht mehr über die Schwelle."

„Ich beſſerte mich nicht; ich dachte, für meine dreihundert Gulden könnte ich alle meine Gelüſte befriedigen; bald waren ſie ausgegeben, und ich wußte nicht, aus welchem Holze Pfeile machen.

Aus Mitleiden wurde ich noch in einem anderen Hand-

lungshaus aufgenommen, und zwar als Reisender, aber nach wenigen Monaten war ich schon wieder auf der Straße, und dieses Mal ohne dreihundert Gulden.

„Um es kurz zu machen, ich war während der Zeit von zehn Jahren Soldat, Matrose und Knecht gewesen, und überall schmählich weggejagt worden. Da gingen mir endlich die Augen auf, ich empfand bittere Reue über mein bisheriges Betragen und nahm mir fest vor, mich so viel wie möglich zu bessern.

„Durch diesen Entschluß mit neuem Muth beseelt, bekam ich nach vielem Laufen und Fragen den Posten des dritten Commis bei einem Notar zu Löwen. Nun meinte ich ein neues Leben begonnen zu haben. Zum ersten Male seit langer Zeit fühlte ich mich mit mir selbst zufrieden. Ich hoffte nun den rechten Pfad eingeschlagen zu haben, aber der Himmel war noch nicht mit mir versöhnt. Ein furchtbares Unglück hing über meinem Haupte. Ich war zwei Jahr bei dem Notar, als ich krank wurde. Der Arzt erklärte, ich würde die Pocken bekommen. Man brachte mich nach dem Hospital, wo ich lange Zeit in Todesgefahr schwebte. Dennoch genas ich, aber wie theuer mußte ich meine Genesung bezahlen! Ich hatte das Gesicht verloren; ich war blind. Blind — o Kinder, begreift Ihr wohl dieses Wort so recht deutlich? Blind und arm! Die Verwünschung des Greises von Brüssel war größtentheils schon in Erfüllung gegangen.

„Es währte mehr als sechs Monate, bevor ich ohne Gefahr ausgehen konnte. Mein erster Besuch war bei dem Notar. Er empfing mich freundlich, beklagte meinen elenden Zustand und gab mir eine milde Unterstützung, doch fügte er

hinzu, daß er fernerhin Nichts mehr für mich thun könne, und gab mir zu verstehen, ich möchte sein Haus nicht wieder aufsuchen.

„Diese Warnung, so hart, wenn sie gleich in einem milden Tone ausgesprochen wurde, machte mein Herz vor Traurigkeit überfließen. Und doch fühlte ich, daß ich kein Recht hätte, mehr von ihm zu verlangen.

„Mit dem Wenigen, was ich besaß, verließ ich nun die Stadt und begab mich nach Mecheln, um noch ein Mal meinen Oheim aufzusuchen. Er war seit drei Jahren todt, seine Kinder hatten sich zerstreut. Meine geringen Mittel waren erschöpft, ich gerieth in wirkliche Armuth, ich ward, was Ihr seht, der Bettler, welcher, den Stock in der Hand, von seinem Hund geführt, von Haus zu Haus sein Brod sucht. Mocht' es Ermattung, mocht' es sittliche Erniedigrung sein, ich wurd' es bald gewöhnt. Es ist nun ungefähr dreißig Jahr, daß ich mich so durch die Welt bettle. Ich klage nicht mehr über mein Loos, es ist zu spät, um ein besseres zu hoffen. Fast Jedermann hat Mitleiden mit meinen weißen Haaren und mit meiner Blindheit, mehr als ich einst mit dem Alten von Brüssel hatte; so kann ich denn noch zufrieden sein in meinem Elend. Ihr seht diesen Hund; zwei sind mir bereits an Alter daraufgegangen, aber dieser ist jung, wahrscheinlich wird er mich überleben und das einzige Wesen auf Erden sein, welches mich vielleicht betrauert.

„Arm, blind und alt, die Worte verfolgen und quälen mich den Tag hindurch. Mögen sie Euch nie zugerufen werden, Kinder, mögt Ihr immer gut gegen die Armen sein, damit nicht die Strafe des Herrn auf Eure Häupter

falle. Ihr alle seid jung und unschuldig, seid mild gegen die, welche leiden und weinen, gebt den Bedürftigen und vergeßt nie die Geschichte des Peken, welcher hier vor Euch steht."

Hiermit verließ der Alte den Garten. Wir Alle starrten ihm stumm nach; Furcht, Traurigkeit und Mitleiden bedrängten uns das Herz. Erst als der Bettler hinter dem grünen Zaun des Gartens verschwunden war, wagten wir uns wieder zu bewegen, aber keines von uns hatte noch Lust zu spielen, wir waren durch die Geschichte des Alten zu tief ergriffen worden. Wir gingen nach Haus, erzählten den Vorfall unsern Eltern und nahmen uns fest vor, nie mehr einen Armen mit Verachtung von uns zu weisen.

Het Ritterschloss te Laxenburg te Wenen. 1842.
Anna, historisch tafereel uit de vlaemsche geschiedenis tydens Maria van Bourgonje (1477). Gent 1844.
Jets over het nut dat men uit de studie der eigennamen voor de letterkunde en geschiedenis kan trekken. Taelverbond 1846.
De zoon van den Leeuw. Taelverbond 1847.
De grootboekhouder. Eene gentsche vertelling. Gent 1831.
Historische Verhalen. Gent 1854.
Levensbericht van Goswinus Josephus Augustus Baron de Stassart. Gent 1855.
Een woord aen den heer Baron de Gerlache over zyne historische schets van Jakob van Artevelde. Leesmuseum. 1856.

De Vos (Frans),*) geboren den 4. Oktober 1792 zu Caprycken, in Ostvlandern. Seine Eltern waren nicht ver-

*) Starb in der Nacht vom 21. zum 22. April 1859 zu Ypern.

mögend genug, um ihm die gehörige Erziehung zu geben, doch thaten sie was sie konnten, und er benutzte den Unterricht, welchen er empfing, so eifrig, daß er bereits mit zwölf Jahren Unterlehrer im französischen Pensionat seines Geburtsortes war. Vom 15. bis zum 22. Jahr verfolgte er die Laufbahn des Notariats, und machte 1818 sein Examen als Candidat. Dann ging er in das Finanz- und Steuerwesen über. Durch einen königlichen Erlaß wurde ihm 1835 dem Gutachten der juristischen Facultät an der Universität von Gent gemäß die Erlaubniß ertheilt, die Examina als Candidat und Doktor der Rechte zu machen, ohne des Diploms als Candidat der Philosophie zu bedürfen. Er hatte sich alle nöthigen Kenntnisse nach der Methode Jacotot selbst erworben, und wurde später ein eifriger Verbreiter derselben und ein Freund des Erfinders. Mit besonderm Eifer trieb er Sprachen und Literatur. Eine Zeit lang war er geschworener Uebersetzer beim Civilgericht in Eecloo, auch an mehrere andere Orte führte ihn seine Bestimmung. Als ich ihn und seine liebenswürdige Frau kennen lernte, war er Agent des Schatzes in Ypern.

De Bos ist Mitglied der Societé d'enseignement universel et d'émancipation intellectuelle in Paris, der Gesellschaft für nationale Literatur „Eintracht" zu Ninove, der Königlichen Gesellschaften für Sprache und Literatur „Concordia" zu Brüssel und „Regat prudentia vires" zu Gent, der Königlichen Gesellschaft für Sprache und Poesie zu Antwerpen, der Gesellschaften für Rhetorika zu Ninove und Kortryk, der Gesellschaft „Zum allgemeinen Nutzen" im Departement von Brüssel, und endlich der Gesellschaften „der Fortschritt" und „die Sprache ist ganz das Volk" in Gent. Preise empfing er 1818 von der Gesellschaft für Rhetorika zu Gent für die Uebersetzung von der Rede des Baron von Keverberg von Kassel „Ueber die schönen Künste", 1821 von der Königlichen Gesellschaft für Literatur und Rhetorika zu Kortryk für eine Dichtung „Das Vermögen des Eifers," und 1825

von der Königlichen Gesellschaft für Sprache und Literatur zu Brüssel ebenfalls für eine Dichtung: „Die Menschenliebe.“ Das Stück, welches ich mittheile, erschien zuerst im dritten Bande des „Sprachverbands.“ Bei der Aufführung in Gent gefiel es nicht, was sich leicht erklären läßt.

Ein Lustspiel von Arioſto.

Personen.

Nicolo Arioſto.
Luigi Arioſto, sein Sohn.
Matilda, seine Tochter.
Lambinetti, ein alter Rathsherr.
Agoſtino, ein junger Maler.
Ein Unbekannter.
Gerichtsdiener.

Der Schauplatz ist zu Reggio im Hause Nicolo's, die Zeit 1495.

Ein Saal. Eine Thür im Hintergrund, Seitenthüren. Tische, Sessel.

Erster Auftritt.

Matilda allein, einen Brief lesend.

„Fern von Euch, Matilda, wird mir das Leben zur Last, selbst die Kunst hat keinen Genuß mehr für mich, ich werfe meinen Pinsel fort und fliege in Eure Arme zurück. Wir wollen einander lieben und glücklich sein, der Ruhm komme später, wenn er will.“ (Sprechend) Lieben! Glücklich sein! Er hofft noch, — ich —. (Weiter lesend) „Ich bereite Alles zu meiner Abreise vor. Binnen acht Tagen seh' ich Euch wieder. Wie lang werden uns diese acht Tage noch werden!“

Armer Agostino — er weiß noch Nichts! Warum mußt' er auch so eilig fort? Wäre er geblieben — vielleicht — aber nein, er ist ja doch ein Mal arm, und mein Vater — was bin ich unglücklich!

Zweiter Auftritt

Matilda. Arioſto, ſpäter Nicolo.

Arioſto (noch ohne Matilda zu ſehen).

Das verdammte Luſtſpiel! Das hölliſche Stück bringt mich noch um den Verſtand. (Sieht die Schweſter.) Ah, Matilda!

Matilda.

Luigi!

Arioſto.

Armes Mädchen — immer traurig? Und einen Brief? Wenn es nicht unbeſcheiden iſt? —

Matilda.

Ein Geheimniß vor Euch? Leſ't.

Arioſto.

Von Agoſtino! (Nachdem er geleſen hat:) Und nicht ein einziges Wort für mich — der Undankbare!

Matilda.

Guter Luigi!

Arioſto.

Nun, ich verzeihe ihm. Verliebte haben einander immer ſo viel zu ſagen —

Matilda.

Wir haben Euch gewiß Beide lieb.

Arioſto.

Und Ihr könnt Beide auf mich rechnen.

Matilda.

Dank, Luigi! wir brauchen Euern Beiſtand mehr als je.

(Nicolo erſcheint links, bleibt ſtehen und horcht.)

Arioſto.

Ja, dieſe verwünſchte Heirath! — Aber ſie iſt noch nicht vollzogen. Und ſie darf auch nicht vollzogen werden. Lambinelli Euer Gemahl? Unmöglich! Wäre er bloß alt, aber es iſt ein eingebildeter Dummkopf, ein geldſtolzer Narr — Ihr wärt die unglücklichſte Frau auf Gottes Erdboden — es iſt unmöglich!

Matilda.

Wäre wirklich noch ein Strahl von Hoffnung — Ihr wißt es, ob ich Agoſtino liebe, ob ich ihn vergeſſen kann — und doch — ſoll ich meinem Vater ungehorſam ſein, ihm ſein Alter trüben, ſeinem Zorne widerſtehen?

Arioſto.

Verzweifelt nicht — verlaßt Euch auf mich, ich werde ihn auf andere Gedanken bringen. In dieſem Augenblicke noch gehe ich zu ihm, ſage ihm, daß es ungereimt, willkührlich, ungerecht —

Nicolo (vortretend).

Sprecht denn, mein Sohn, hier bin ich.

Arioſto (beſtürzt).

Mein Vate — rich dachte nicht —

Nicolo.

Vermeſſener!.(Zu Matilda.) Und Ihr, die Ihr ihn an=

hört! Heißt das mir gehorchen? Genug; morgen wird das ein Ende nehmen.

Matilda.

Morgen!

Nicolo.

Seid Ihr die Gattin des Rathsherrn.

Arioſto.

Aber, lieber Vater, ſolch ein Gemahl —

Nicolo.

Laßt hören, Signor, was Ihr gegen ihn einzuwenden habt.

Arioſto.

Erſtens ſein Alter.

Nicolo.

Gelbſchnabel! dreiundfunfzig Jahr iſt ein anſtändiges und ehrwürdiges Alter.

Arioſto.

Vielleicht allzuehrwürdig. Und ſolche Ungleichheit! —

Nicolo.

Die bringt Hymen in's Geleiſe. (Zu Matilda ſcherzend) Nicht wahr?

Matilda.

Ach, lieber Vater, wenn Ihr wüßtet, wie ſchrecklich mir der Gedanke an dieſe Heirath fällt!

Nicolo (ihr liebkoſend).

Närrchen, Lambinetti iſt reich.

Arioſto.

Geld und Glück ſind zweierlei Dinge.

Nicolo.

Die im Leben miteinandergehen.

Arioſto.

Aber nicht immer die Reiſe gemeinſchaftlich vollenden.

Matilda.

Vater, macht mich nicht ſo mit einem Schlage unglücklich!

Arioſto.

Verdient denn die Bewerbung meines Freundes Agoſtino gar keine Beachtung?

Nicolo (ſpottend).

O ja, wenn nur nicht ein unüberſteigliches Hinderniß da wäre.

Arioſto.

Und dieſes Hinderniß?

Nicolo.

Bin ich. Ihr kennt meinen Willen und mein Wille allein iſt Geſetz hier. Morgen, Matilda, iſt Euer Trautag. (Zu Luigi.) Was Euch betrifft, ſo iſt (auf einen Schreibtiſch deutend) Euer Platz dort. Fahrt in Euern Arbeiten fort, wenn ich zurückkomme, werd' ich ſie durchſehen. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Matilda, Luigi, dann Lambinetti.

Matilda.

Ihr hört es, daß der Vater unerbittlich iſt!

Arioſto.

Ich höre, daß wir Sklaven ſind, und ich frage mich, ob man dieſe Ketten nicht ſprengen darf? Matilda —

Matilda (erſchrocken).

Lambinetti! (Eilt ab.)

Arioſto (ihr lachend nachſehend).

Sie verſchwindet wie das Wetterleuchten. Welche Liebe!

Lambinetti (ankommend).

Warum verſchwindet das Fräulein ſo plötzlich?

Arioſto.

Weil ſie zu ſchüchtern iſt.

Lambinetti.

Sie iſt in der That ſeit ein paar Tagen ſehr ſchüchtern.

Arioſto.

Nicht ſchüchterner, als es natürlich iſt.

Lambinetti.

So glaubt Ihr, daß keine andere Urſache —

Arioſto.

Welche andere Urſache könnte es ſein? Daß Ihr ſie langweilt? Ihr könnt es unmöglich glauben.

Lambinetti.

Eigentlich nicht. Mißfallen kann ich ihr nicht gerade —

Arioſto.

Ganz im Gegentheil. Ihr ſeid viel zu beſcheiden mit Euerm edlen Anſtand, Euerm glänzenden Auge, und beſonders heute mit einer ſo friſchen Farbe —

Lambinetti.

Meint Ihr wirklich? —

Arioſto.

Auf meine Ehre. Ihr verjüngt Euch augenſcheinlich.

Ohne Schmeichelei, kein Menſch würde Euch ſechzig Jahre geben.

Lambinetti.

Erſt Funfzig, Signor Luigi.

Arioſto.

So, alſo ein halbes Jahrhundert. Ein ſchönes Alter für einen Rathsherrn, aber für einen Bräutigam ein wenig reif.

Lambinetti.

Spaß bei Seite — ich finde das Fräulein zu wenig zutraulich.

Arioſto.

Zutrauen kann man nur einflößen, nicht aufdringen.

Lambinetti.

Ich mache ſowohl auf ihr Herz wie auf ihre Hand Anſpruch.

Arioſto.

An Euern Anſprüchen zweifelt ſie keinesweges.

Lambinetti.

Und ich ſchmeichle mir, ſie mit Recht machen zu können. Meine Perſon, ohne von meinem Rang und meinem Vermögen zu reden —

Arioſto.

Oder umgekehrt — Euer Rang und Euer Vermögen, ohne von Eurer Perſon zu ſprechen —

Lambinetti.

Vor kurzer Zeit war ſie noch ſo freundlich.

Arioſto.

Ich will Euch ein Mittel angeben, um ſie wieder freundlich zu machen.

Lambinetti.

Sprecht — ich will Alles thun was ich kann.

Arioſto.

Laßt ſie in Ruhe, ſeht ſie nicht mehr an.

Lambinetti (erhaben).

Signor Luigi, vergeßt Ihr, daß Eure Schweſter meine Braut iſt?

Arioſto.

Ich wollt', ich könnt es vergeſſen.

Lambinetti.

Ihr ſeid vielleicht gegen unſere Verbindung?

Arioſto.

Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen.

Lambinetti.

Wohl — dann wird man ſich ohne Eure Einwilligung behelfen. Das Wort Eures Vaters genügt mir.

Arioſto.

Sein Wort iſt hier vielleicht nicht das letzte.

Lambinetti.

Sein Wort iſt das eines ehrlichen Mannes. Und dann hab' ich hier eine gewiſſe unterſchriebene Verpflichtung —

Arioſto.

Das iſt allerdings ein Mittel.

Lambinetti.

Ihr ſeid Dichter. Ich rechne auf Euch wegen des Hochzeitgedichtes.

Arioſto.

Gewiß. Bei dieſer Gelegenheit gerade werde ich mein Beſtes thun.

Lambinetti.

Verzeiht mir nur, daß ich Euch jetzt ſo lange von Euern dichteriſchen Beſchäftigungen abgehalten habe.

Arioſto.

Im Gegentheile, ich habe Euch zu danken — Ihr habt mir eine vortreffliche Figur geliefert.

Lambinetti.

Euer Vater — wo ſind' ich ihn? Ich hätte mit ihm zu reden —

Arioſto.

Im Gerichtshof wird er ſein, Meſſire Lambinetti.

Lambinetti.

Da ſollte auch Euer Platz ſein. Ein Amt, ſo ehrenvoll —

Arioſto.

Und ſo ſchmierig. Ganz recht! Fahrt wohl, hochedel geſtrenger Rathsherr.

(Setzt ſich lachend an ſeinen Tiſch. Lambinetti wüthend ab.)

Fünfter Auftritt.

Arioſto, dann Agoſtino.

Arioſto (aufſtehend).

Und dieſes elende Weſen ſollte meine Schweſter zum Altare ſchleppen? Niemals, ich ſchwör' es. Und mein Stück! Werd' ich dieſen hölliſchen Auftritt wieder umſonſt anfangen? Schon ſeit zwei Tagen zerbrech' ich mir darüber den Kopf,

gerade als wäre er so leer an Gehirn wie der Lambinetti's. Ein Vater, der seinen Sohn einmal tüchtig durchklämmt — wie meiner — ein Sohn, der die Strafpredigt gelangweilt und zerstreut anhört, der von Dichtkunst, Ruhm und Freiheit träumt, während man ihm Rechtsgelehrtheit, Gelderwerb und Pflichten anrühmt — wie ich — der Teitschel, wo steckt's denn, daß es so schwer ist? (Setzt sich wieder und nimmt nachdenkend die Feder).

Agostino (leise hereinkommend).

Da bin ich. Niemand hat mich gesehen. Ha, Luigi! (Steht und horcht).

Ariosto.

Laßt sehen. „Fünfter Aufzug, zweiter Auftritt." Donner und Wetter, will mir denn Nichts einfallen? (Schreibt und liest dann leise.) Taugt wieder Nichts — der Teufel hole die Cassaria! (zerstampft seine Feder, zerknittert sein Papier, rennt zornig umher und an Agostino). Agostino!

Agostino.

Mein guter Luigi! (Sie umarmen sich.)

Ariosto.

In Reggio! Durch welchen Zufall? —

Agostino.

Ich erfuhr Alles und kam.

Ariosto.

So wißt Ihr —

Agostino.

Und Ihr meldet mir Nichts! Ohne Vicenzo, den ich zu Bologna traf — Verschweigt mir Nichts mehr! Matilda — nach so vielen Eiden mich zu verrathen!

Arioſto.

Ihr klagt ſie an? Als ob Ihr's nicht beſſer wüßtet!

Agoſtino.

Aber ihre Heirath —

Arioſto.

Iſt noch nicht vollzogen. Und ſie hat noch nicht eingewilligt.

Agoſtino.

Sie, die Frau eines Andern! Weh' meinem Nebenbuhler! Wer iſt er?

Arioſto.

Ihr kennt ihn nicht?

Aguſtino.

Hätte Vicenzo ſeinen Namen gewußt, wär' ich nicht ſchon gerächt?

Arioſto.

Brav, Agoſtino! Wohlan, es iſt Lambinetti.

Agoſtino (betroffen).

Lambinetti? Der Rathsherr?

Arioſto.

Warum nicht? Was iſt für Euch in ſeinem Namen, daß Ihr ſo betroffen ſeid? Fürchtet Ihr einen Zweikampf mit dem tapfern Rathsherrn mehr als mit jedem Andern?

Agoſtino.

Nein, aber ich kann gegen ihn nicht fechten.

Arioſto.

So daß Ihr alſo ungerächt an Euerm Nebenbuhler bleiben werdet?

Agostino.

Luigi — Ihr wißt nicht —

Arioſto.

Was?

Agostino.

Unſeliges Schickſal! Hört; ich will Euch Alles bekennen.

Nicolo (draußen).

Addio, Signor Lambinetti. Meine Tochter iſt im Garten. Addio!

Arioſto.

Mein Vater! Er darf Euch nicht ſehen, oder Alles iſt verloren.

Agostino.

Wo verberg' ich mich?

Arioſto (nach rechts zeigend).

Dort in meinem Zimmer.

Agostino (im Abgehen).

Lambinetti mein Nebenbuhler!

Sechſter Auftritt.

Arioſto, Nicolo.

Nicolo.

Seid Ihr da? Wohl. (Arioſto will fort.) Bleibt — ich habe mit Euch zu reden.

Arioſto.

Mein Vater —

Nicolo.

Nähert Euch. Was habt Ihr in meiner Abweſenheit gethan?

Arioſto.

Ich —

Nicolo.

Kein Wort. Hört mich, und dann antwortet, wenn Ihr könnt. Hab' ich das um Euch verdient?

Arioſto.

Ich ſchwör' Euch —

Nicolo.

Ich, der ich als Lohn meiner Sorge in Euch die Stütze meines Alters zu finden hoffte?

Arioſto.

Guter Vater — (bei Seite): Mein Stück!

Nicolo.

Wagt Ihr mich Euern Vater zu nennen, entarteter Sohn? Wenn ich nicht das Gedächtniß Eurer tugendhaften Mutter ehrte — Ihr ſeid mir in Nichts ähnlich.

Arioſto.

Jugend —

Nicolo.

Schöne Jugend — in Euerm Alter ſtudirte ich längſt nicht mehr, da erwarb ich ſchon. Ich folgte guten Beiſpielen, ich ging mit ehrbaren Leuten um. Ihr dagegen verſchwendet was ich verdiente, Ihr verachtet was ich verehrte, Ihr ſucht die Geſellſchaft der ärgſten Taugenichtſe, und was das Traurigſte von Allem iſt, Ihr verdreht Eurer einzigen Schweſter den Kopf, ſo daß ſie nicht gehorchen will, wie ſie ſoll, ſondern heirathen will, wie ſie nicht ſoll — hab' ich das um Euch verdient?

Arioſto (jubelnd zerſtreut).

Wie wahr! wie natürlich!

Nicolo.

Was iſt das für eine Antwort? Wollt Ihr es mit mir machen wie mit dem Rathsherrn?

Arioſto.

Wie hab' ich es mit dem Rathsherrn gemacht?

Nicolo.

Ihr habt ihn zum Narren gehalten.

Arioſto.

Lieber Vater — auf meinen Knieen —

Nicolo (hält ihn zurück; erweicht).

Luigi, Ihr wißt nicht, welchen Kummer Ihr mir verurſacht. Noch iſt es Zeit — gebt Eure Narrheiten auf, denkt an Euern Ruf und an Eure Zukunft und — ſtudirt die Rechte. Wo iſt Eure Aufgabe?

Arioſto.

Ich war eben dabei, als Ihr kamt.

Nicolo.

Gebt her — laßt ſehen. (Arioſto's Schreibbuch nehmend.) „Corpus juris — Sponsalia — Mancipatio —" ziemlich gut — ſehr berühmte Rechtsgelehrte legen es ſo aus. — Dieſe Stelle indeſſen iſt noch unklar (zeigt ſie Arioſto) und bedarf einer ſchärferen Erläuterung. Was iſt Eure Anſicht?

Arioſtro (immer zerſtreut).

Meine Anſicht? O, daß ſich viel dafür und dawider ſagen läßt.

Nicolo.

So ſagt etwas dafür oder dawider.

Arioſto.

Frei heraus?

Nicolo.

Freilich, wie es Euch einkommt.

Arioſto.

Wohl — was iſt Eure Meinung?

Nicolo (der weiter geblättert).

Meine Meinung iſt, daß hier Verſe von Ovid am ſehr unrechten Platz ſtehen.

Arioſto (bei Seite).

Der Henker! das wird ernſthaft.

Nicolo.

Und hier welche von Plautus, und welche von Terenz und hier noch andere von — Niemand, oder von Euch? Iſt das römiſches Recht?

Arioſto.

Nein, es iſt Dichtkunſt.

Nicolo.

Und wohin wollt Ihr mit der Dichtkunſt?

Arioſto.

Zum Nachruhm.

Nicolo.

In's Hospital.

Arioſto.

Mit Ehren.

Nicolo.

Mit dem Bettelsack.

Ariosto.

Bravissimo!

Nicolo (zornig).

Was soll das?

Ariosto (sich besinnend).

Nichts; ich hörte zu.

Nicolo.

Da Ihr mir zuhört, so hört mich auch an. Ihr seid halsstarrig und rechnet auf meine Geduld. Rechnet nicht zuviel darauf, Ihr könntet Euch verrechnen. Entweder Ihr gehorcht von nun an, oder ich verläugne Euch von nun an. Ueberlegt es Euch und wählt. (Bei Seite, als er Ariosto nachdenklich und unbeweglich stehen sieht.) Ich siege. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Ariosto, dann Agostino.

Ariosto (an den Schreibtisch stürzend).

Endlich!

Agostino (Von rechts).

Luigi!

Ariosto (schreibend).

„Er kommt heimlich herein —"

Agostino.

Luigi — hört!

Ariosto (schreibend).

„Seid Ihr da?"

Agostino.

Ja, und ich habe ein Mittel gefunden, um Matilda zu retten.

Ariosto (schreibend).

„Hab' ich das um Euch verdient?"

Agostino.

Luigi, was wollt ihr sagen?

Ariosto (schreibend).

„Wagt Ihr —"

Agostino (ungeduldig).

Nun, freilich wag' ich's — diesen Abend noch bring' ich Matilda nach Bologna. (Ihn schüttelnd.) So laßt einen Augenblick Euer Schreiben.

Ariosto (in Gedanken bei seinem Stücke).

Es ist vortrefflich.

Agostino.

So willigt Ihr ein?

Ariosto (deklamirend).

Was das Traurigste ist, Ihr verdreht Eurer einzigen Schwester den Kopf.

Agostino.

Aber wovon sprecht Ihr denn?

Ariosto.

Seid Ihr taub? Von meiner Cassaria.

Agostino.

Habt Ihr auch eine Geliebte?

Arioſto.

Ein Luſtſpiel, Dummkopf.

Agoſtino.

Der Teufel hole Euer Luſtſpiel. Ich ſpreche ſeit einer Stunde von meinem Plan.

Arioſto.

Der Teufel hole Euern Plan — ich ſpreche von meinem Luſtſpiel.

Agoſtino.

Alſo wollt Ihr nicht —

Arioſto.

Geſtört ſein. „Entarteter Sohn!" (Deklamirend ab.)

Achter Auftritt.

Agoſtino, gleich darauf Matilda.

Agoſtino.

Sah man je eine ſolche Zerſtreutheit! (Matilda ſehend.) Ha, Matilda!

Matilda.

Agoſtino!

Agoſtino.

Ich weiß Alles, Matilda.

Matilda.

Dann wißt Ihr auch, daß alle Hoffnung verloren iſt.

Agoſtino.

Matilda, wenn es wahr iſt, daß Ihr mich liebt, ſo kann keine menſchliche Gewalt uns von einanderreißen.

Matilda.

Könnt Ihr zweifeln, daß ich Euch liebe?

Agoſtino.

So folgt mir nach Bologna.

Matilda.

Ich Euch folgen?

Agoſtino.

In einer Stunde kann Alles bereit ſein.

Matilda.

Nur ich nicht, Agoſtino!

Agoſtino.

Und warum nicht, Matilda?

Matilda.

Weil ich keine Schande will.

Agoſtino.

So wollt Ihr den Rathsherrn zum Gatten?

Matilda.

O mein Gott!

Agoſtino.

Die väterliche Gewalt hat Grenzen, die Liebe hat keine. Euer Bruder ſtimmt zu, Euer Vater wird zuſtimmen, ſobald ihm nichts Anderes mehr übrig bleibt. Beſinnt Euch — Ihr wißt, raſcher Entſchluß iſt nöthig. Morgen iſt es zu ſpät.

Matilda.

Morgen — Ihr werdet mich nicht verleiten wollen?

Agostino.

Euch verleiten wollen, wenn mein Schicksal von Euch abhängt?

Matilda (entschlossen).

Ich folg' Euch.

Agostino.

In einer Stunde — in Luigi's Zimmer. Muth! Auf Wiedersehen. (Ab.)

Matilda.

Ach hätte ich doch meinen Vater durch Gebete und Thränen bewegen können! (Rechts ab.)

Zehnter Auftritt.

Lambinetti, (der gelauscht, langsam hervorkommend.)

Verrathen — kein Zweifel mehr, ich hab' es gehört und hab' es gesehen. Die Signora Matilda, welche bei der allerbescheidensten Erklärung meiner Liebe über und über roth wurde — den Burschen hört sie an, ohne auch nur im mindesten verlegen zu werden, selbst wenn er ihr eine Entführung vorschlägt. Sie wird sich entführen lassen mit aller Bescheidenheit, aller Sittsamkeit, aller Unschuld — ja, wenn ich es erlaube. Aber ich werde mir erlauben, es nicht zu erlauben. Bitte um Verzeihung, Meister Agostino, aber der Rathsherr Lambinetti ist nicht nur unser Nebenbuhler, er ist auch unser Gläubiger. Ihr schlauer Fuchs, der Ihr mir mein Huhn stehlen wollt, wir wollen Euch das Gesetz contra debitorem kennen lehren.

Elfter Auftritt.

Lambinetti. Ein Unbekannter.

Der Unbekannte (durch einen Diener hereingeführt).

Niemand — ja doch.

Lambinetti (ohne ihn zu sehen).

Der Verräther! Der Ehrenschänder!

Der Unbekannte.

Was hat der Mensch?

Lambinetti.

Er zittere! Ich vernichte ihn. (Er will fort und rennt gegen den Unbekannten.) Verzeihung, Messire!

Der Unbekannte.

Es ist der Herr Nicolo Arioſto, den ich die Ehre —

Lambinetti.

Ich bin der Ritter Lambinetti, Rathsherr am hohen Gerichtshof von Reggio, Unterdekan am Collegium der Rechtsgelehrten, Mitglied der Provinzial-Consulta, und (sich verbeugend) ganz zu Euern Diensten.

Der Unbekannte (ebenfalls grüßend).

Ich bin auf das Aeußerste erfreut, Messire. (Bei Seite.) Der weiß sich vorzustellen.

Lambinetti (bei Seite).

Ein Fremdling — vielleicht ein Client. (Laut.) Und so wünscht der Herr meinen Freund und Amtsgenossen, den Herrn Nicolo Arioſto zu sprechen?

Der Unbekannte.

Ich wünschte ihm, wäre es möglich, unverweilt meine Aufwartung zu machen. (Lambinetti will sich empfehlen.)

Doch, (ſich beſinnend) vermuthlich kennt auch Ihr ſeinen Sohn?

Lambinetti.

Den Luigi?

Der Unbekannte.

Ganz recht.

Lambinetti.

Niemand kennt den Burſchen beſſer als ich, aber, die Wahrheit zu ſagen, wir ſind nicht allzugute Freunde.

Der Unbekannte.

Um ſo beſſer, ſo werdet Ihr ihn nicht überſchätzen. Er legt ſich hauptſächlich auf die ſchönen Wiſſenſchaften?

Lambinetti.

Nur allzuſehr.

Der Unbekannte.

Wie ſo? Thut er es nicht mit dem glücklichſten Erfolg?

Lambinetti.

Wenn Alles verſpotten, was in der Geſellſchaft als ehrwürdig gilt, Erfolg haben heißt —

Der Unbekannte.

Er macht indeſſen wirklich ſehr ſchöne Verſe.

Lambinetti.

Aber weiter macht er auch Nichts.

Der Unbekannte.

Ich ſehe, mein Herr, daß die Dichtkunſt nicht Eure Sache iſt.

Lambinetti.

Nein, Gott bewahre! Und wäre ich der Herzog —

Der Unbekannte.

Was würdet Ihr da thun?

Lambinetti.

Alle die Pinsler und Federfuchser, welche es sich jetzt am Hofe wohl sein lassen, in ein Narrenhaus sperren.

Der Unbekannte.

Und die Rathsherren und Advokaten?

Lambinetti.

Die Rechtsgelehrtheit und die brodlosen Künste dürfen gar nicht zusammen genannt werden.

Der Unbekannte.

Der Herzog denkt darüber allerdings etwas anders. Ihr wart wohl noch nie am Hofe?

Lambinetti.

Ich hatte noch nicht die Ehre. Man sagt, daß ernste Männer sehr selten dort gesehen werden. Dort kommt der Herr Nicolo.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Nicolo.

Lambinetti (Nicolo entgegengehend.)

Mein lieber College, dieser gute Herr wünscht Euch zu sprechen.

Nicolo.

Sehr wohl.

Lambinetti.

Er möchte Euch Einiges über Luigi fragen.

Nicolo.

So?

Lambinetti (heimlich.)

Ich hab' ihm so etwas auf dem Zahn gefühlt — 's ist nicht viel an ihm. (Während Nicolo und der Unbekannte sich grüßen.) Ich vergaß beinah Meister Agostino. (Ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Der Unbekannte. Nicolo.

Der Unbekannte.

Da ich nicht die Ehre habe, von Euch gekannt zu sein, so wird mein Besuch Euch vielleicht etwas befremden.

Nicolo.

Nicht im Mindesten, Signor. Wäre ich vielleicht im Stande Euch irgend einen Dienst zu leisten?

Der Unbekannte.

Wenn Ihr mir Gelegenheit zu einem Gespräch mit Signor Luigi zu verschaffen suchen wolltet, würdet Ihr mich sehr verpflichten. Ich habe ihm einen Vorschlag zu thun, der ihm und vielleicht auch Euch nicht unannehmbar dünken dürfte. Der junge Mann hat eine glänzende Zukunft vor sich, und ich bin ungeduldig, ihn kennen zu lernen.

Nicolo.

Ihr thut uns Beiden große Ehre an, Signor. Für den Augenblick ist er nicht zu Hause, und seine Gewohnheiten sind, leider, nicht regelmäßig genug, daß ich mit Bestimmtheit sagen könnte, wenn er zurückkommt.

Der Unbekannte.

Gestattet Ihr mir da ihm einige Worte zu schreiben?

Nicolo.

Mit Vergnügen, wenn Ihr Euch die Mühe machen wollt. (Der Unbekannte setzt sich und schreibt, Nicolo mustert ihn.) Sonderbar! Wer mag er sein, und was kann er von Luigi wollen? Aber was Lambinetti will, weiß ich auch nicht, „Nichts an ihm!" Im Gegentheil — der Herr hat ein edles Aussehen und ein sehr vornehmes Betragen. Aber doch begreif' ich nicht —

Der Unbekannte (macht seinen Brief zu und sieht dabei das Stück Ariosto's.)

Gewiß ein Stück von dem jungen Dichter? Wenn es nicht unbescheiden wäre, einen Blick hinein zu werfen —

Nicolo.

Keineswegs; es ist eine Arbeit über das römische Recht; les't, ich bitt' Euch.

Der Unbekannte.

Verzeihung, es ist ein Stück. (Liest.) Allerliebst.

Nicolo.

Was, schon wieder Verse?

Der Unbekannte.

Nein, dieses Mal ist es gute Prosa. Ein Vater, der seinen Sohn tüchtig durchhechelt. Vortrefflich. (Liest.) „Ich, der ich als Lohn für meine Sorge in Euch die Stütze meines Alters zu finden hoffte!"

Nicolo.

Wer sagt das?

Der Unbekannte.

Der Vater. (Lieſt weiter.) Wagt Ihr mich Euern Vater zu nennen, entarteter Sohn? Wenn ich nicht das Gedächtniß Eurer tugendhaften Mutter ehrte —

Nicolo (ihn unterbrechend).

Signor, was iſt's, was Ihr da leſ't?

Der Unbekannte.

Wie ich Euch ſagte: ein Stück.

Nicolo.

Unmöglich!

Der Unbekannte (giebt ihm das Heft.)

Leſ't ſelbſt.

Nicolo (erſtarrend im Leſen).

Es iſt — ich bin's — ich werde raſend.

Der Unbekannte.

Was iſt Euch?

Nicolo.

Was mir iſt! Ich werde raſend.

Der Unbekannte.

Aber warum werdet Ihr raſend?

Nicolo (ausbrechend).

Ich bin der Vater!

Der Unbekannte.

In der Komödie?

Nicolo.

In der Komödie. Es iſt noch keine Stunde her, daß

ich ihm Wort für Wort Alles gesagt habe, was er mich hier wiederholen läßt.

Der Unbekannte (lachend).

Ihr müßt ihm außerordentlich recht gekommen sein. Beruhigt Euch, gebt Signor Luigi diesen Brief und sagt ihm, daß ich binnen kurzer Zeit wieder zurück sein werde. Um Nichts in der Welt möcht' ich seine Bekanntschaft missen. Entschuldigt, Messire. (Ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Nicolo.

Ich stehe erstarrt. Eine solche Unverschämtheit! Wort für Wort. Nun haltet ihm noch Strafpredigten! Er schreibt sie auf, er bringt sie und Euch auf die Bühne. (Blättert und liest.) Und doch — es ist gut. Einfach — natürlich — die Intrigue entwickelt sich gut. Es ist Einbildungskraft d'rinnen —

Funfzehnter Auftritt.

Nicolo. Arioſto.

Nicolo (fortlesend, ohne Arioſto zu sehen).

Keiner Styl — Originalität —

Arioſto.

Was sagt er?

Nicolo (wird ihn gewahr).

Ah, da seid Ihr ja.

Arioſto.

Ja, mein Vater.

Nicolo.

Vielleicht um dieſes Heft zu ſuchen, Ihr kommt gerade recht — Ihr ſeht, ich hab' es gefunden.

Arioſto.

Ich ſehe es, mein Vater.

Nicolo (fortfahrend).

Und mich erkannt. Die Aehnlichkeit iſt treffend.

Arioſto (ſich entſchuldigend).

Eine rohe Skizze.

Nicolo.

Aber nach der Natur. (Bei Seite.) Ich will ihm doch nicht Stoff zu einer neuen Scene liefern.

Arioſto (bei Seite).

Kein Sturm?

Nicolo.

Ich kann nicht gerade ſagen, daß Euer Stück im Ganzen beſonders viel taugte —

Arioſto (bei Seite).

Es fängt an.

Nicolo.

Indeſſen iſt doch viel Gutes d'rinnen. Wenn es fertig iſt, laßt es mich leſen.

Arioſto.

Mit Freuden, mein Vater.

Nicolo.

Zu meiner Zeit machte ich wohl auch manchmal Verſe.

Arioſto.

Wirklich? (Bei Seite.) Koſtbare Entdeckung.

Nicolo.

Sie liegen da irgendwo in meinen alten Papieren. Ich hatte ziemlich viel dichterische Anlage. Ich entsinne mich noch, daß ich mit zwanzig Jahren eine große Elegie „Herkules und Omphale" angefangen hatte.

Ariosto.

Ein vortrefflicher Gegenstand. Und so ist es wirklich kein Scherz, mein Vater, ich darf mich der Dichtkunst widmen?

Nicolo.

Daß Ihr mir daran denkt! Hab' ich mich der Dichtkunst gewidmet, obgleich ich Verse machte? Ihr werdet Rechtsgelehrter wie ich, und werdet nach wie vor Eure Pandekten studiren. (Geht, kommt zurück.) — Hier ist auch ein Brief an Euch, und der Unbekannte, der ihn schrieb, wird in kurzer Zeit wiederkommen. (Ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Ariosto.

Ist mein guter Vater wirr im Kopf? Fast scheint es so. Und dieser Brief — von wem ist er? (Nachdem er gelesen.) Ist's möglich? Was für ein glänzendes, was für ein ehrenvolles Anerbieten! Ich kann mein Sklavenjoch abwerfen! (Ernst.) Und doch — Freiheit ist nicht in Palästen zu finden, und der Beschützer wird nicht selten ein Herr. Und der Dichter muß frei, sein eigner Mann sein!

Aber bin ich's denn hier? Ist mein Vater nicht mein Herr? O Freiheit, wo kann ich deine Luft einathmen! (Ruhiger.) Ich will Agostino zu Rathe ziehen.

Siebzehnter Auftritt.

Arioſto. Agoſtino. Dann Matilda.

Agoſtino.

Hier ſind wir, Luigi.

Arioſto.

Agoſtino, gut, daß Ihr kommt — nie brauchte ich dringender Freundesrath.

Agoſtino (ohne auf ihn zu hören).

Wir kommen Abſchied nehmen.

Arioſto.

Abſchied?

Agoſtino.

Ihr wißt's ja — Matilda folgt mir.

Arioſto.

Wohin?

Agoſtino.

Nun, nach Bologna.

Arioſto.

Seid Ihr toll?

Agoſtino.

Seid Ihr's? Ich hab's Euch ja geſagt?

Arioſto.

Mir! Wann?

Agoſtino.

Hier, dieſen Morgen, als Euer Vater fortgegangen war. Ihr ſtimmtet Allem bei, verſpracht uns zu helfen — Luigi, ſäumt nicht — die Gefahr iſt dringend.

Arioſto.

Bei meiner armen Seele, von Allem, was Ihr da ſchwatzt, verſteh' ich auch keine Sylbe. Ernſtlich, lieber Freund, was wollt Ihr? Mit Matilda flüchten? (Matilda kommt und hört ihn.) Das iſt unmöglich.

Matilda.

Wie, Luigi hat alſo nicht eingeſtimmt?

Agoſtino.

Ja, tauſend Mal, ja. Luigi, ich ſchwör's Euch — Ihr habt mich nicht gehört, (leiſer) wieder an Euer verdammtes Stück gedacht.

Arioſto.

Das kann ſein, aber es hätte auch Nichts geholfen, wenn ich Euch verſtanden hätte. Matilda kann nicht fort.

Agoſtino.

So muß ſie morgen an den Altar.

Arioſto.

Und mit Lambinetti!

Matilda.

Luigi!

Arioſto.

Nein. (Entſchloſſen.) Flieht.

Matilda.

Bruder!

Arioſto.

Eilt, ich nehm' Alles auf mich.

Agoſtino.

Beſter Freund, fahrt wohl!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Lambinetti, gefolgt von Gerichtsdienern.

Lambinetti (im Hintergrunde).

Es war Zeit. (Zu den Gerichtsdienern.) Habt Acht!

Matilda (ihn ſehend).

Himmel! (Verſchwindet.)

Agoſtino.

Lambinetti!

Arioſto.

Daß ihn der Satan entzweiſchlage!

Lambinetti (bei Seite).

Es ſcheint, daß ich einigen Eindruck hervorbringe. (Laut zu Agoſtino.) Mein lieber Herr Agoſtino, es thut mir unendlich leid, Euch läſtig zu fallen.

Agoſtino.

Wozu die Umſchweife, Meſſire Lambinetti?

Arioſto (barſch.)

Was ſoll das? Erklärt Euch.

Lambinetti.

So wißt Ihr Nichts?

Arioſto (zu Agoſtino).

Was ſoll ich wiſſen? Was will er?

Agoſtino.

Die Bezahlung einer elenden Schuld.

Arioſto.

Jetzt weiß ich, warum Ihr Euch mit ihm nicht ſchlagen konntet.

Lambinetti.

Unſer Meiſter wird die Güte haben, dieſe Schuldverſchreibung anzuerkennen.

Agoſtino.

Das braucht's nicht — mein Wort allein iſt genug.

Lambinetti.

Sehr wohl. Nur wart' ich ſeit einem Monat bereits, daß Ihr dieſes Wort einlöſt. Könnt Ihr es heute?

Agoſtino.

Laßt mir nur noch einige Tage.

Lambinetti.

Es thut mir unendlich leid. (Zu den Gerichtsdienern) Ihr kennt Eure Pflicht.

Arioſto.

Halt! (Den Brief anſehend, mit Entſchluß.) Ich nehme das Anerbieten an und rette meinen beſten Freund. (Laut.) Wie viel beträgt die Schuld, Herr Lambinetti?

Lambinetti (triumphirend).

Nur 500 Dukaten.

Arioſto (ihm einen Wechſel gebend).

Da — nun laßt uns in Ruhe.

Lambinetti (verblüfft.)

Was — eine Anweiſung auf die Bank von Ferrara!

(Mit den Gerichtsdienern fort, bald aber wieder zurück.)

Agoſtino.

Träum' ich? Luigi! (Matilda erſcheint wieder.) Mathilda!

Arioſto (zeigt ihm den Brief).

Der Herzog ruft mich nach Ferrara, giebt mir 2000 Dukaten jährlich, giebt mir 500 im Voraus.

Agoſtino (Arioſto umhalſend).

Mein Freund!

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Unbekannte. Nicolo.

Der Unbekannte (im Eintreten zu Nicolo).

Seid Ihr ſo freundlich geweſen? —

Nicolo.

Euer Brief ward ihm eingehändigt, und hier hab' ich die Ehre, Euch meinen Sohn Luigi vorzuſtellen.

Der Unbekannte.

Das iſt alſo der junge Dichter?

Arioſto.

Iſt es möglich? Eure Hoheit geruht in Perſon — (allgemeines Erſchrecken.) Euer Gnaden unterthäniger Diener.

Der Herzog.

Ich bitt' Euch — ohne Komplimente.

Arioſto.

Ich verdien' es nicht.

Nicolo.

Ich bitte Euer Gnaden um Verzeihung.

Der Herzog.

Ich bin es, der Euch um Verzeihung bitten muß, ich verſtellte mich, um deſto genauer über den jungen Dichter unterrichtet zu werden.

Arioſto.

So viel Gnade —

Der Herzog.

Nur Gerechtigkeit. Und — darf ich auf Euch rechnen? Ihr ſollt es gut in Ferrara haben.

Arioſto.

Wenn mein Vater einſtimmt —

Nicolo.

Das Verlangen ſeiner Hoheit iſt für mich ein Befehl.

Der Herzog (lächelnd).

So hat die Poeſie es endlich über die Rechte davongetragen. (Mit Arioſto im Geſpräch in den Hintergrund.)

Nicolo (zu Lambinetti).

Ein ſchöner Tag für mich, werther College, und zum Uebermaß des Glückes morgen die Hochzeit.

Lambinetti (ſäuerlich).

Ein Tag des Glückes und der Freude.

Nicolo (ſeine Tochter bei der Hand nehmend).

Kommt, Matilda, daß ich Seiner Hoheit die Braut vorſtelle. (Sehr unangenehm betroffen, als er Agoſtino gewahrt, der eine raſche Bewegung nicht zurückhalten kann.) Wie, Signor Agoſtino?

Mathilda.

Mein Vater, ich bitt' Euch in des Himmels Namen!

Nicolo.

Noch Widerſtand? Wo Alles zur Feierlichkeit bereit iſt?

Lambinetti.

Weiſe Fürſorge.

Der Herzog (wieder vorkommend zu Arioſto).

Laßt mich machen. (Zu Nicolo.) Wohl, Meſſire Nicolo Arioſto, ſo verheirathet Ihr Eure ſchöne Tochter?

Nicolo.

Euer Gnaden wird mir zugeben, daß ich keine beſſere Gelegenheit finden könnte.

Der Herzog.

Aber auch keinen beſſern Bräutigam? Der ehrwürdige Rathsherr ſcheint mir etwas — zu ehrwürdig.

Lambinetti (ſteif, feierlich).

Eure Hoheit geruhe meinen ungehörigen Empfang von vorhin zu vergeſſen.

Der Herzog.

Ah, Ihr erinnert Euch daran?

Lambinetti.

Ich ahnte keineswegs, daß ich die Ehre hätte, mit Euer Gnaden in Perſon zu ſprechen, ſonſt —

Der Herzog.

Wärt Ihr vielleicht etwas weniger offenherzig geweſen? Ich glaub' es, doch der Herzog will gern vergeſſen, was ſein Abgeſandter gehört hat, wenn — Ihr von den Euch zugeſicherten Rechten freiwillig abſteht, und der ſchönen Matilda die Entſcheidung anheimſtellt.

Lambinetti.

Euer Gnaden —

Der Herzog.

Ich — wünsche es, Messire Lambinetti.

Lambinetti.

Hier ist der Contrakt — das Fräulein beschließe ungehindert.

Der Herzog.

Bravo! Nun, Signora, entscheidet.

(Matilda schweigt.)

Lambinetti.

Wer schweigt, willigt ein.

Der Herzog.

Nicht immer. Die Augen der Signora sagen etwas Anderes. Fürchtet Nichts, schöne Matilda. Ihr liebt den jungen Künstler, der Euch liebt, Ihr liebt ihn von ganzer Seele, nicht wahr? Das Einzige, was Euch noch fehlt, ist die Zustimmung Eures Vaters. (Zu Nicolo.) Solltet Ihr grausam genug sein, sie diesen beiden zitternden Liebenden zu versagen?

Nicolo.

Wenn mein Freund von seinen Ansprüchen abstehen will —

Der Herzog.

O, er wird sich dieses edelmüthigen Opfers nicht wei[illegible]

Lambinetti

[illegible]es Zutrauen. I[illegible]

Agost[illegible]

Eurer Hoheit [illegible] [illegible]ugen?

Der Herzog.

Es giebt noch eine Art: entweder allein oder mit Eurer holden Gattin Euern Freund recht oft in Ferrara zu besuchen und so lange wie möglich dort zu bleiben.

Matilda.

Eure Hoheit ist gar zu gnädig.

Der Herzog.

Meinen Glückwunsch zur morgigen Hochzeit.

Nicolo.

Wenn Eure Hoheit geruhen wollte, uns mit ihrem Beisein zu beglücken —

Der Herzog.

Herzlichen Dank, ich muß sogleich wieder abreisen und kann daher nicht, wie ich es gern möchte, dem Bräutigam als Vater dienen, der Rathsherr, Ritter Lambinetti, Mitglied der Provinzialconsulta, wird die Güte haben, meine Stelle zu vertreten.

Lambinetti (bei Seite).

Er hat's auf mich abgesehen. (Laut.) Kann Eure Hoheit von mir fordern —

Der Herzog.

Ich — wünsche es, Messire Lambinetti.

Lambinetti.

Ich — gehorsame, Euer Hoheit.

Der Herzog.

Ihr werdet uns Alle verpflichten. (Nicolo die Hand drückend.) Heut ist ein Tag der Versöhnung.

Nicolo.

Der glücklichſte meines Lebens.

Het vermogen des yvers, dichtstuck, 1821.
De menschlievendheid, dichtstuk, 1825.
Zestien jaren, of de brandstichters, tooneelspel in drie bedryven en in zeven tafereelen met muzyk gemengt naer het fransch van Victor Ducange. Gent 1833.
Grondregelen van verdraegzamheid ten gebruike der belgische roomsche Katholyken, naer het fransch van De Potter. Gent 1834.
Een tooneel van Ariosto, blyspel in een bedryf. Antwerpen 1846.
Ernestine, of de Feilen der Jeugd, tooneelspel in drie bedryven, naer den roman van Emile Souvestre. Kortryk 1851.

Im Manuſcript:

Falkland, of het geweten, tooneelspel in vyf bedryven, naer het fransch van M. Laga, de l'académie française.
Inleiding tot de geschiedenis des christendoms en der christelyke Kerken sedert Jesus tot de 19. eeuw, naer het fransch van De Potter.

De Wulf (Leo), geboren den 4. Juli 1822 zu Petegem bei Deynze in Oſtvlandern. Seine Eltern waren Landleute und wollten den Sohn in ihrem Stande erziehen. Oft erlitt er harte Strafe, wenn der Vater ihn mit einem Buche in dem Schatten eines Baumes liegen fand, während die Arbeit, die er auf dem Acker verrichten ſollte, ungethan blieb. Doch Nichts hemmte den Wiſſenstrieb des Knaben. Nachdem er, theils in der Gemeindeſchule, theils durch ſich ſelbſt, Franzöſiſch und vorzüglich Vlämiſch gut gelernt hatte, gelang es ihm, in einem Inſtitut, von welchem der beſte vlämiſche Fabeldichter, P. J. Renier, Direktor war, als Hülfslehrer angenommen zu werden. Dann ging er zum Militair über und

hatte, Dank seinem Fleiße, die besten Aussichten auf Beförderung, als die Bekanntschaft mit einem jungen Mädchen und der Wunsch einer Heirath ihn veranlaßten, zum dritten Male einen andern Beruf zu wählen. Er ist jetzt Unterpolizeikommissair in Mecheln, Provinz Antwerpen, wo die Familie seiner Frau ansässig ist. Diese letztere, eine Wallonin von Abkunft, war bis jetzt der vlämischen Sprache, obwohl sie dieselbe versteht, äußerst abgeneigt. Die leise, vorsichtige Weise, auf welche De Wulf durch das abendliche Vorlesen vlämischer Romane und Novellen sie an den Geschmack für seine Muttersprache zu gewöhnen sucht, würde sich in einer bürgerlichen Idylle allerliebst machen. Als er mir „das Blumengrab" von A. Sniders wiederbrachte und ich mich erkundigte: wie das der jungen Frau gefallen habe, antwortete er mir sehr triumphirend: „sie hat sogar einige Thränen vergossen."

Von seinen eigenen Gedichten sind diejenigen die besten, in welchen seine ländlichen Erinnerungen anklingen, wie z. B.:

Das kranke Mägdlein.

S'ist morgen Fest im Dorf,
Ich hör' der Glocken Laut,
Und Jede wäscht und macht
Sich schön wie eine Braut.

Das lang gesparte Geld,
Sie gaben's freudig hin
Für Haube und für Kleid,
Den Festtag schon im Sinn.

Mein harret morgen Nichts
Als neue bitt're Pein —
Ach Gott, s'ist traurig, krank
Zu solcher Zeit zu sein.

S'iſt hart, mein lieber Gott,
Und dennoch murr' ich nicht,
Weil Mutter ſtets mit mir
Von deiner Güte ſpricht.

Ich will zufrieden ſein,
Thut mir's auch noch ſo bang,
Wenn morgen zu mir dringt
Des frohen Feſtes Klang.

Für den, der ſich vielleicht
Vergeht, will beten ich,
Und dabei für mein Loos,
O Vater, preiſen dich.

Vielleicht wär' dort Gefahr
Für meiner Seele Heil,
Es raubte mir das Feſt
Vielleicht mein ewig Theil.

Ihr Mädchen, jauchzt und ſpielt
Im lieben Mondenſchein,
Und denkt dabei an ſie,
Die krank im Bett muß ſein.

Und dann, dann kommt zu mir,
Erzählt von Eurer Luſt;
Kann ſein, Ihr ſchläfert ein
Das Weh in meiner Bruſt.

Von den übrigen Gedichten De Wulf's erſchienen, bevor er ſie ſammelte, mehrere in Tagesblättern, und eines, „Huldigungslied am fünfundzwanzigſten Jahrestag der Thronbeſteigung Königs Leopold" wurde bekrönt. Unter denen, die neuerdings in Zeitſchriften gedruckt wurden oder ſich noch im

Manuscript befinden, ist eines zu bemerken, welches die von den Vlamingen so sehr geliebte Musik des Beijaerd oder Carillon feiert, ebenso ein anderes, „die vlämische Sprache", das vom Dichter in der ersten feierlichen Sitzung vorgelesen wurde, durch welche am 7. Juli 1858 die alte und berühmte Päonie von Mechelen wieder ihren Platz in der Reihe der Rhetoreikammern einnahm. Das erste theil' ich noch mit.

An den Beijaerd.

Lieber Beijaerd, Nichts auf Erden
Kann dich stören im Gesang,
Immer gleich aus deiner Höhe
Schickst du nieder deinen Klang

Ob es Fest ist, und der Menge
Laute Freude zu dir bringt,
Ob das Volk in Angst und Jammer
Klagend seine Hände ringt

Ob es Frieden oder Krieg ist,
Ob der Handel blüht, ob nicht,
Ob es Winter oder Sommer,
Ob es dunkel oder licht.

Immer klingst du gleichen Klanges
Aus der Höhe, wo du bist,
Doch am wunderbarsten tönst du,
Wenn dir nah das Wetter ist.

Wenn die Hagelschauer klirren,
Wenn der Donner kracht und brüllt,
Und der Blitz den Baum zerspaltet
Und in Glut den Tempel hüllt.

In den Schrecken dieſer Stunde
Machſt das Herz du minder bang,
Denn es tönt dein helles Läuten
Freudig wie ein Siegsgeſang.

Und wenn ausgetobt das Wetter
Und der Himmel wieder rein,
Stimmeſt in das Chor der Vögel
Du mit deinem Danklied ein.

Spiele, Spielmann du der Städte,
Freudig unermüdlich fort,
Wenn von Trauer ich bedrücket,
Singe mir ein Troſteswort.

Wecke mich, wenn ſchwere Träume
Um mein Lager drängen ſich,
Und bedarf man mein, dann wecke
Morgens vor der Sonne mich.

Wecke mich, wenn ein Verbrecher
Um mein Haus im Dunkeln ſchleicht,
Und vielleicht mit ſeinem Beile
Schon mein Schlafgemach erreicht.

Wecke ſchnell mich, wenn das Feuer
Aus dem Dach des Nachbars fliegt,
Während er mit Weib und Kindern
Noch im Schlaf verſunken liegt.

Endlich, wenn mein Fahrzeug ſtrandet,
Und ich, abgelöſter Loots',
Sinken laſſ' das Steuer, wieg' mich
In den ſtillen Schlaf des Tod's.

Lambinetti.

Weise Fürsorge.

Der Herzog (wieder vorkommend zu Arioſto).

Laßt mich machen. (Zu Nicolo.) Wohl, Meſſire Nicolo Arioſto, ſo verheirathet Ihr Eure ſchöne Tochter?

Nicolo.

Euer Gnaden wird mir zugeben, daß ich keine beſſere Gelegenheit finden könnte.

Der Herzog.

Aber auch keinen beſſern Bräutigam? Der ehrwürdige Rathsherr ſcheint mir etwas — zu ehrwürdig.

Lambinetti (ſteif, feierlich).

Eure Hoheit geruhe meinen ungehörigen Empfang von vorhin zu vergeſſen.

Der Herzog.

Ah, Ihr erinnert Euch daran?

Lambinetti.

Ich ahnte keineswegs, daß ich die Ehre hätte, mit Euer Gnaden in Perſon zu ſprechen, ſonſt —

Der Herzog.

Wärt Ihr vielleicht etwas weniger offenherzig geweſen? Ich glaub' es, doch der Herzog will gern vergeſſen, was ſein Abgeſandter gehört hat, wenn — Ihr von den Euch zugeſicherten Rechten freiwillig abſteht, und der ſchönen Matilda die Entſcheidung anheimſtellt.

Lambinetti.

Euer Gnaden —

Der Herzog.

Ich — wünſche es, Meſſire Lambinetti.

Lambinetti.

Hier iſt der Contrakt — das Fräulein beſchließe ungehindert.

Der Herzog.

Bravo! Nun, Signora, entſcheidet.

(Matilda ſchweigt.)

Lambinetti.

Wer ſchweigt, willigt ein.

Der Herzog.

Nicht immer. Die Augen der Signora ſagen etwas Anderes. Fürchtet Nichts, ſchöne Matilda. Ihr liebt den jungen Künſtler, der Euch liebt, Ihr liebt ihn von ganzer Seele, nicht wahr? Das Einzige, was Euch noch fehlt, iſt die Zuſtimmung Eures Vaters. (Zu Nicolo.) Solltet Ihr grauſam genug ſein, ſie dieſen beiden zitternden Liebenden zu verſagen?

Nicolo.

Wenn mein Freund von ſeinen Anſprüchen abſtehen will —

Der Herzog.

O, er wird ſich dieſes edelmüthigen Opfers nicht weigern.

Lambinetti (bei Seite).

Ein ſchönes Zutrauen. Ich bin wüthend.

Agoſtino.

Wie kann ich Eurer Hoheit meinen Dank bezeugen?

In den Schrecken dieſer Stunde
Machſt das Herz du minder bang,
Denn es tönt dein helles Läuten
Freudig wie ein Siegsgeſang.

Und wenn ausgetobt das Wetter
Und der Himmel wieder rein,
Stimmeſt in das Chor der Vögel
Du mit deinem Danklied ein.

Spiele, Spielmann du der Städte,
Freudig unermüdlich fort,
Wenn von Trauer ich bedrücket,
Singe mir ein Troſteswort.

Wecke mich, wenn ſchwere Träume
Um mein Lager drängen ſich,
Und bedarf man mein, dann wecke
Morgens vor der Sonne mich.

Wecke mich, wenn ein Verbrecher
Um mein Haus im Dunkeln ſchleicht,
Und vielleicht mit ſeinem Beile
Schon mein Schlafgemach erreicht.

Wecke ſchnell mich, wenn das Feuer
Aus dem Dach des Nachbars fliegt,
Während er mit Weib und Kindern
Noch im Schlaf verſunken liegt.

Endlich, wenn mein Fahrzeug ſtrandet,
Und ich, abgelöſter Loots',
Sinken laſſ' das Steuer, wieg' mich
In den ſtillen Schlaf des Tod's.

Mengeldichten. Mecheln 1857.

Dodd (Guillaume Jean) geboren den 10. Sept. 1821 zu Antwerpen. Seine Kindheit theilte sich zwischen Spaziergängen mit seinem Großvater und dem Zusehen der militairischen Uebungen auf der Esplanade des Kastells. Gegen das Jahr 1827 kam er zu einem alten Schulmeister aus dem vorigen Jahrhundert, einem vortrefflichen Manne, der bisweilen an seinem Pult einschlief, aber den Knaben trotzdem rasch lesen lehrte. Ein alter Quartband, das alte und das neue Testament enthaltend, diente zugleich als Abc- und Lesebuch. Von nun an hatte der Knabe außer einer unersättlichen Lust nach Bildern noch die zum Lesen, aber allerdings konnte er sich für die fünf Centen seines wöchentlichen Taschengeldes, welches seine Mutter ihm gab, nicht viel Ausgezeichnetes verschaffen. Im Fache der bildenden Kunst mußte er sich mit Stücken zu zwei Centen begnügen, auf denen die Geschichte des kleinen Däumlings, die Abenteuer von Cartouche und der Krieg der Türken und Russen zu sehen war, und von der Literatur waren ihm nur die abscheulichen Ausgaben von Johann von Paris, Till Eulenspiegel und Dokter Faust zugänglich. Doch gelangte er bis zu den Mährchen von Perrault, und einige Jahre später entdeckte er eine neue Welt in Robinson Crusoé und Tausend und eine Nacht. Zu derselben Zeit, 1830, verlor er seinen Vater und die Aussicht auf eine gute Erziehung. Erst 1835 sandte seine Mutter, welche sich wieder verheirathet hatte, ihn nach Ryssel in eine Erziehungsanstalt, um dort „das wichtigste und nöthigste Erforderniß für jeden neugebacknen Belgier", das Französisch zu lernen. Dodd kehrte aus Ryssel mit einer guten französischen Aussprache und mit der gründlichsten Geringschätzung gegen alles Vlämische zurück. Umsonst hielt einer seiner früheren Lehrer, Michael Van der Voort, ihm

diese unvaterländische Gesinnung vor, der französische Schüler blieb dabei, das Blämische für etwas Gemeines, etwas Unpassendes zu halten. Ebenso wenig Neigung empfand er zu dem Handwerke seines Stiefvaters, der Klempner war. Dennoch versuchte er sich darin, nicht ohne jeden Augenblick, wo der Stiefvater die Werkstatt verließ, zum Lesen der Histoire des naufrages und der Biographies des grands hommes zu eilen, oder einige „Männerchen" zu Papier zu bringen. Seine schwache Gesundheit nöthigte die Eltern bald, ihn ganz seiner Neigung folgen zu lassen und anstatt für das Handwerk, für die Kunst zu bestimmen. Folglich studirte er die Malerei unter Leys, De Block und Thomas.

Als 1837 „das Wunderjahr" von Conscience erschien, wollte Dodd auf Andringen seiner Freunde einige Blicke hineinwerfen. Er konnte es nicht wieder aus der Hand legen, bis er es ganz gelesen hatte. Auch er war für die Sache der Muttersprache gewonnen und wünschte sich in ihr zu versuchen. Ungefähr 1840 brachte er seine ersten Verse zu Stande, aber seinem eigenen Ausdrucke nach hinkten sie ganz erschrecklich.

Eine erste und unglückliche Liebe spornte Dodd 1843 zu neuen dichterischen Versuchen an. Seine Reime schienen nicht mehr Beifall zu finden als seine Liebeserklärungen, wenigstens so viel man nach einigen Journalartikeln urtheilen darf. Er selbst war weit entfernt davon, mit diesen ersten Proben zufrieden zu sein, „und ich muß nicht ganz Unrecht gehabt haben," setzt er hinzu, „indem ein strenger Kritiker mir bei dieser Gelegenheit tüchtig auf die Finger klopfte und mir anrieth, an zehn Jahre noch für mein Taschenbuch zu schreiben. Ich ließ mir das nicht zwei Mal sagen und hielt inne mit dem Herausgeben."

Als 1844 zu Brüssel „Blämisch-Belgien" gestiftet wurde, forderte man Dodd zur Theilnahme an der Redaction auf, und er ließ, wenn gleich ungern, die Malerei sein, um sich ganz der Literatur zu widmen. Leider hörte das Blatt

schon 1845 wieder auf, und Dodd mußte an andere Erwerbsmittel denken. Er hatte sich in den letzten zwei Jahren Kenntnisse erworben, er benutzte dieselben, um Privatstunden zu geben. Diese, sowie ein gründliches Studium des Vlämischen und einiger fremden Sprachen ließen ihn nicht viel Zeit zu literarischen Arbeiten, dennoch ließ er seine beiden ersten Erzählungen drucken und schrieb in der „Vlämischen Stimme", der „Eintracht", dem „Kunst- und Literaturblatt", dem „Sprachverband" und anderen Journalen.

Obgleich Katholik, wurde er 1847 Hauptlehrer an der israelitischen Schule zu Brüssel, und 1848 trat er in eine „Dank sei Gott glückliche Ehe." Hierdurch wurde sein Leben geregelter und er selbst fleißiger. Er studirte die deutsche Literatur; bisher hatte er nur die holländische und die französische gekannt. „Ein Eden war mir aufgegangen," sagt er in den biographischen Notizen, welche er bei uns inmitten eines Tumultes von Gesprächen niederschrieb; „jetzt erst lernte ich kennen, was Poesie sei. Goethe, Schiller, Uhland, Geibel, Grün, Heine waren die Genies, welche mir sie offenbarten, und habe ich vielleicht Einiges geschrieben, was nicht die Vergessenheit verdient, so dank ich es ihnen."

Mit Van der Velde gab Dodd ein niederdeutsch-französisches Wörterbuch und mit Eekma von 1848 bis 1850 eine Zeitschrift „die Muttersprache" heraus. Auch mit der Kunst beschäftigte er sich und schrieb unter den Pseudonymen Jan Verpoorten, G. J. D. und Van den Eynde zahlreiche Artikel über die bildenden Künste.

Als Folge von Ueberanstrengung befiel ihn 1853 eine schwere Krankheit, welche ihn an den Rand des Grabes brachte. Als er nach acht Monaten genesen war, sah er sich genöthigt, dem Lehrfach ganz zu entsagen und dafür im April 1854 das Amt des Archivars bei den Brüsseler Hospitälern anzunehmen, welches er noch gegenwärtig bekleidet.

Dodd hat seine Novellen unter dem Titel „Am Herde" gesammelt. Mehrere davon, unter anderen die, welche ich

mittheile, erſchienen zuerſt in der „Vlämiſchen Stimme". Er ſchrieb „die Tochter der Blumen", während er ſein erſtes Kind wiegte. Ein Freund, der ihn bei der zweifachen Arbeit fand, behauptete, die Hand könne unmöglich etwas Poetiſches niederſchreiben, während der Fuß eine Wiege in Bewegung ſetze. Die kleine Erzählung beweiſt, daß der Freund ſich irrte.

Eine „Geſchichte der Malerkunſt in Belgien" iſt die Arbeit, mit welcher Dodd jetzt eben beſchäftigt iſt. Seine Gedichte ſollen unter dem Titel „Liebe und Leid" herauskommen und werden zu den beſten gehören, welche die Vlamingen beſitzen. Der Dichter war ſo freundlich, ſie mir im Manuſcript anzuvertrauen, ich fand mit Freuden deutſchen Klang in ihnen und unter anderen mehrere meiner liebſten Lieder von Heine vlämiſch gemacht. Leider kann ich nur drei Proben daraus geben. Die erſte, „Großmutter", war auch das erſte Gedicht nach der langen Krankheit des Dichters.

Die kleine Sammlung „Liedchen und Liederchen" iſt vlämiſch oder vielmehr vaterländiſch. Das vorletzte Lied aus ihr, „La Saint Napoléon", verdient, ein Volklied zu werden.

Die Tochter der Blumen.

Eintönig ſind die Kempen. Magere Felder, dürre Haiden, traurige Nadelwälder und nackte Sandhügel, das ſind die Bilder, welche ſie abwechſelnd dem Reiſenden bieten. Und dennoch hat dieſe Gegend eine Anziehung, womit ſie die Seelen zu feſſeln weiß. Ich weiß nicht woher es kommt, aber man hat dort mehr Hunger, man denkt freier, man fühlt wärmer als in der drückenden Luft der Städte. So manches Mal denk' ich an das einfache und doch ſo ſchmackhafte Mahl aus Kartoffeln*), an unſere Spiele auf dem

*) Ein liebenswürdiger Antwerpner Künſtler antwortete mir auf meine Frage, wie es in der Kempen mit dem Proviant ſtehen

Sandberg, an die glatte Bahn auf den zugefrorenen Wiesen und vor Allem an die uneigennützige und aufrichtige Freundschaft einiger meiner Schulkameraden, welche mir inmitten der geräuschvollen Hauptstadt gefolgt ist.

Auch schätz' ich mich glücklich, wenn ich im Herbst für einige Tage Kempenwärts ziehen kann, um in der Einsamkeit die Mühen des täglichen Lebens auf kurze Zeit zu vergessen.

Vor etwa fünf Jahren machte ich im August meinen gewöhnlichen Ausflug, die Farbenschachtel auf dem Rücken und den Malerstuhl in der Hand. Ich befand mich ungefähr eine halbe Meile von dem schönen Meerhout, in Gesellschaft meines Freundes Joseph, der mich vom Eilwagen in Gheel abgeholt hatte. Wir gingen über die Nethe auf einer Brücke, welche die beiden Abtheilungen einer malerischen Mühle mit einander verband. Ich betrachtete die brausenden Räder, welche das schnelle Wasser des Flusses in Silberstaub verwandelten, als ich plötzlich ein Mädchen gewahr wurde, das funfzehn bis sechszehn Jahre zählen mochte. Ein unbeschreiblich unschuldiger Blick strahlte aus ihren großen blauen Augen; weder die Vergißmeinnicht am Ufer, noch die schwankenden weißen Glöckchen, welche sich aus dem krystallenen Bett des Stromes erhoben, konnten mit dem Mädchen an Reinheit wetteifern. Unendlich anmuthig beugte ihre schlanke Gestalt sich über den klaren Spiegel, aus welchem das frische Roth ihrer Wangen zurückschimmerte.

„Was ist das für ein liebes Kind, das sich so unbesonnen der Gefahr preisgiebt, in's Wasser zu fallen?" frug

würde: „vortrefflich! man hat Kartoffeln und Eier und dann wieder Eier und Kartoffeln."

ich meinen Freund, indem ich mit dem Finger nach der Stelle wies, wo die Unvorsichtige sich befand.

„Das Mädchen dort?“ bekam ich zur Antwort, „das ist die Tochter der Blumen.“

„Die Tochter der Blumen? Das versteh ich nicht recht.“

„Ich auch nicht, Bester, aber man nennt sie allgemein so. Es ist ein arm Waischen, welches von der Frau aus dem Pachthofe dort vor ungefähr funfzehn Jahren auf dem Fleck gefunden wurde, wo so viel Blumen stehen, und es scheint, daß man ihr deshalb den wunderlichen Namen gegeben hat.“ Und damit zeigte er auf ein Stückchen Grund, welches, von einem Kranz von Weiden eingeschlossen, inmitten der öden Fläche, die es umgab, wirklich einen Garten zu bilden schien.

„Ein schönes Fleckchen — ich will gleich eine Skizze davon machen, während Ihr mir noch etwas von der Kleinen erzählt.“

„Nach Euerm Wohlgefallen — ich hänge ganz von Euch ab.“

Ich schlug meinen Stuhl auf und machte mich an's Zeichnen. Mein Gefährte ließ sich auf den Rasen nieder und fuhr fort: „und was noch wunderlicher ist, als ihr Name — daß sie sich selbst für eine Tochter der Blumen hält.“

„Aber das ist Wahnsinn?“

„Sie behauptet, daß die Blumen eine Sprache haben, daß sie leben und lieben, daß der Umgang mit ihnen tausend Mal angenehmer ist, als der mit den Menschen; bisweilen versichert sie auch, die Menschen, die tugendhaft gelebt haben,

würden zu Blumen, die vor Gottes Thron blühten und den Garten des Himmels durchdufteten."

„Was für ein sonderbarer Gedanke!"

„Ihr ganzes Leben widmet sie den Blumen. Tagelang eilt sie von einer zur andern, und oft ist schon der Mond am Himmel und das Lampenlicht in den Gehöften, wenn sie noch einsam umherschweift. Ihre Pflegemutter, eine gute kinderlose Frau, läßt ihr freien Willen, seit sie gesehen hat, daß die Krankheit der Kleinen unheilbar ist. Der allgemeinen Vorstellung nach ruht eine böse Hand auf ihr. Der Winter ist für sie eine Zeit des Jammers. Dann ist sie gezwungen, sich im Hause zu halten. Dann klagt und weint sie über das Schicksal ihrer armen Blümchen, dann zehrt sie ab und erst wenn es wieder grün wird, erholt sie sich. Und das Alles wäre noch kein solches Unglück, zöge sie nicht den einzigen Sohn der Müllerin mit in das Verhängniß, welches über ihr zu walten scheint. Der Junge liebt sie leidenschaftlich, aber die eigensinnige Schöne bleibt dabei, daß sie, die Tochter der Blumen, den Blumen angehöre und verlangt, daß er sich mit schwesterlicher Liebe genügen lassen solle. Und doch würden sie ein liebes Paar abgeben. Als sie so sechs, sieben Jahre alt waren, nannte man sie stets das kleine Ehepaar, denn immer waren sie zusammen, spielten auf den Wiesen, oder wadeten, wenn das Wasser tief war, durch die Nethe."

„Dann hätte ich sie malen mögen — die rothen Füßchen im Wasser, die weichen Aermchen liebevoll um einander geschlungen, und — nicht so gekleidet wie manche Maler ihre Gestalten kostümiren. Aber seitdem das Mädchen tief-

sinnig*) geworden ist, leidet der arme Junge unsäglich. Oft wenn ich Müen neben Rosa in die Kirche gehen sehe, denke ich über die Liebe nach, über die Jeder spottet und die doch Jeden überwältigt. Ihre Gewalt muß furchtbar sein, um solche Verwüstungen anzurichten. Seht selbst — dort kommt Müen eben bei den Haselsträuchern hervor."

Ich sah auf und gewahrte einen bleichen Jüngling, der eine Menge Blumen vor die Füße der lieben kleinen Bäuerin warf, die sich, sobald sie ihn hörte, nach ihm umgewandt hatte.

Der Jüngling hatte ihr gewiß eine Freude mit den Blumen machen wollen, aber sie fing, als sie dieselben sah, bitterlich an zu weinen, kauerte sich zu ihnen auf den Boden nieder, that ihnen schön und schien ihr Geschick zu beklagen. Der Jüngling, das sah ich deutlich, wollte ihr Mitleid von den Blumen auf sich ziehen, aber sie machte so traurige, abwehrende Bewegungen, daß endlich auch er in Thränen ausbrach.

„Gehen wir, mein Freund," sprach mein Gefährte; „es thut mir weh, zwei solche Kinder solche unnöthig leiden zu sehen."

„Wenn ich den Tiefsinn darzustellen habe, werde ich mich dieses Auftritts erinnern," sprach ich, und wir setzten unsern Weg nach Meerhout fort, wo uns aus mehr als einem Munde ein herzliches Willkommen entgegenklang.

Nachdem ich einige Wochen lang erfahren hatte, was ächte Freundschaft ist, kehrte ich zurück nach Brüssel, wo ich

*) Mymerziek, wörtlich: traumkrank; ebenso: Mymerziekte. Einer von den dämmernden Ausdrücken des Blämischen, die uns im Hochdeutschen fehlen.

inmitten meiner Beſchäftigungen die Tochter der Blumen und den armen Müen ſo ziemlich wieder vergeſſen hatte, als ich einen Brief empfing, in welchem ich folgende Stelle fand:

„Ich muß Euch einen Vorfall mittheilen, der einen tiefen Eindruck hervorgebracht hat. Ihr erinnert Euch doch der Tochter der Blumen und des nachtheiligen Einfluſſes, den der Herbſt immer auf ſie ausübte? Niemals jedoch war ſie beim Fallen der Blätter ſo unruhig geweſen, wie dieſes Jahr. Sie behauptete, die Zeit komme, wo ſie zu ihrer Mutter zurück müſſe. Faſt den ganzen Tag hing ſie am Ufer der Nethe über die weißen Glöckchen hin und kam immer erſt ganz ſpät nach Hauſe. Eines Tages aber war es viel ſpäter als gewöhnlich und Roſa kam nicht. Die Pflegemutter wartete in der höchſten Angſt; als es Mitternacht ſchlug und Roſa noch nicht da war, lief die Pächterin ſie ſuchen. Sie ſuchte auf der Haide, auf den Wieſen, ſie rief unaufhörlich, keine Roſa antwortete. Endlich fing der Tag an zu grauen, und bei ſeinem erſten Licht ſah die Frau zwiſchen den Gewächſen im Waſſer Roſa's Strohhütchen. Sie rang die Hände und rief: „mein armes Kind, mein lieb Roſeken iſt ertrunken!“ Da ſagte ihr eine Stimme geheimnißvoll in's Ohr: „Sie iſt zu ihren Schweſtern zurückgekehrt.“ Die Pächterin ſah ſich um — Müen war's, der da ſtand und das Hütchen anlachte.“

Gott hatte dem Unglücklichen die Gnade des Wahnſinns zu Theil werden laſſen.

Großmutter.

In ihrem ledernen Seſſel
Sitzt Großel voll Grämlichkeit,
Und denkt an ihre Jugend,
An die gute alte Zeit.

Sie ſchüttelt das Haupt und murmelt:
„Wie iſt's in der Welt jetzt ſchlecht!
Stets kürzer wird der Sommer,
Nie werden die Früchte recht.

„Und der Winter, der ſo ſtreng' iſt,
Kein Ende nimmt er mehr,
Und bei Menſchen und bei Kartoffeln
Plagt uns die Krankheit ſchwer.

„In meiner Jugend, was prangten
Die Blumen im Garten und Feld!
Sie haben nicht Glanz noch Duft mehr,
Hin iſt die Luſt der Welt.

„Wenn unſer Karl gleich ſchwatzet
Von Ball und von Bankett,
Was iſt das modiſche Springen
Wohl gegen die Menuet?

„Hin biſt, o goldne Zeit, Du,
O Zeit voll Freuden und Luſt!
Was Freundſchaft und Liebe, das hat man
In meiner Jugend gewußt."

Und Großel ſah traurig im Bild an
Des Gatten werthe Geſtalt,
Und ſprach dann heftig huſtend:
„Ach, Welt, was wirſt Du alt!"

Jahre der Jugend.

Die fröhlichen Jahre der Jugend
Sie flogen und kannten kein Weh,
So schießen die Sterne, die fallen,
So rollen die Wogen der See.

Die fröhlichen Jahre der Jugend,
Blüh'n Rosen wohl frischer als die?
Ach, Rosen und Wogen und Sterne
Vergehen so schnell nicht wie sie.

Schneefall.

Schneefall mit den weißen Hüllen
Kommt im Sturm dahergeschnellt,
Schüttet die Millionen Federn
Ueber's arme nackte Feld.

Wie mit magdlich reinen Linnen
Deckt er Acker, Straß' und Wald,
Will die künft'ge Saat beschirmen
Vor des Winters Zorngewalt.

Und das Kindervölkchen jauchzet:
„Seht, die Engel aus den Höh'n
Schütteln auf des Herren Bette —
Ach, was sind die Fläumchen schön!

Und: „was sind sie rein, die Fläumchen!"
Ruf' ich in Entzückung laut,
Und so rein wie ihr, o Flocken,
Ist die Seele meiner Braut.

Het onbekende Meesterstuk, drama in een bedryf. Brussel 1848.
Nach dem Französischen von Lafont.
Dichtstuk op Jacob van Artevelde. Brussel 1846.
Somer en Winter. Vlaemsche Stem. 2. deel 1847.
Emma. Vlaemsche Stem. 4. deel 1849.
De Blinde en zyn hond. Vlaemsche Stem. 5. deel 1853.
Jaek de Spelman. Vlaemsche Stem. 5. deel 1853.
Nieeuw vlaemsch-fransch woordenboek, ten gebruike der kollegien en opvoedingsgestichten. Brussel 1852.
By den Haerd, verhalen. Gent.
Liedjens en Deuntjens. Brussel 1858.

Du Caju (Jan Jaek), geboren zu Antwerpen den 26. Juni 1826. Als Kind hielt er mehr vom Spielen als vom Lernen, doch machte er bereits in dem Alter von fünf Jahren mit dem Zeichnen eine Ausnahme. Er ließ keine Mauer sein, und in der Schule mußten ihm die Bücher und Schreibbücher seiner Gefährten zum Hinwerfen seiner Portraits und Carrikaturen dienen. Kaum zehn Jahre alt, war er bereits die Verwunderung mehrerer Künstler, die von ihm viel für die Zukunft hofften. Sein Vater wollte ihn indessen nicht Maler werden lassen, und so lernte er nur das Graviren auf Stein und zwar bei einem der besten Graveure in Brüssel. Mit siebzehn Jahren kam Du Caju nach Turnhout, um in einer Fabrik zu arbeiten. Wie viele Andere regten auch ihn die ersten Werke von Conscience zum Schreiben an, doch nicht früher als den 5. November 1854 wurde auf dem Nationaltheater zu Antwerpen sein erstes Stück aufgeführt. Es hieß „die Körbe"*) und fand so großen Beifall, daß der Verfasser hervorgerufen wurde. Kurz darauf verfertigte er ein Gelegenheitsstück für einen Schauspieler, der sich als Gaukler zeigen wollte. Dieses Stück gefiel nicht, um so mehr dagegen sprachen drei Novellen an, welche unter dem Titel „die heutige Jugend" vereinigt waren. Binnen drei Mo-

*) Blämisch: „Blaue Scheine."

naten war der zierliche Band abgesetzt. „Willkommen! Wann gehst Du!“ ein den 2. November 1856 zum ersten Mal gespieltes launiges Stückchen habe ich zum Uebersetzen gewählt. „Gustav und Louise,“ Schauspiel in zwei Aufzügen, wurde zum ersten Mal am 28. Januar 1857 gegeben und ist nach der ersten der drei Novellen „Eine sonderbare Heirath“ gearbeitet. Am 20. September 1857 ging „Alles ist nur eine Einbildung“ über die Bühne, ein Lustspiel, in welchem die üble belgische Gewohnheit, sich bei Glatteis die Beine zu brechen, sehr lustig ausgebeutet wird. In „Sinte Greef“*) oder „der Graf von Halbfasten“, Lustspiel, welches den 13. Januar 1858 zuerst dargestellt wurde, finden wir die Antwerpner Sitte, nach welcher die Liebhaber ihren Erkorenen einen „Greef“ in „Speculatie“**) verehren müssen, dessen Größe die Größe der Liebe andeutet oder doch andeuten soll.

In dem „Volksblatt“, welches Du Caju 1856 stiftete, schrieb er mehrere Erzählungen und launige Aufsätze. Das Jahr darauf trat er dasselbe jedoch ab und beschäftigt sich jetzt ausschließlich mit dramatischer Literatur.

Willkommen — wann gehst du?

Posse in einem Aufzug.

Personen:

Prickler, Händler mit Tannenäpfeln.
Trees, seine Frau.

---

*) „Sinte Greef“ oder „der Graf von Halbfasten“, der Pfefferkuchenbringer und Marcipanspender, welcher in vielen Städten Brabands und Vlanderns an Lätare durch den Schornstein kommt und wie St. Niklas den Kindern Schuhe und Körbchen füllt.

**) Speculatie, Pfefferkuchen.

Janen, Pachter.
Mie, seine Frau.

Das Stück spielt zu Antwerpen 1850.

Die Bühne stellt eine Bürgerstube vor. Links, rechts und im Hintergrunde Thüren, Tische und Stühle.

Erster Auftritt.

Prickler (allein).

Ja, so werden wir ihn wegkriegen. (Ueberlegend.) Ich hab' gut gethan. Mag daraus kommen was da will, er soll uns nicht länger so auf dem Halse sitzen bleiben. Meine Frau hatt' es auch nöthig, ihn einzuladen! S'ist zwar wahr, wir konnten nicht gut anders, aber wenn auch — wir mußten uns nicht geniren. Es sind immer nur Bauern, und was Bauern sind, das weiß ein Jeder, man braucht's Keinem erst zu sagen. Wir dachten allerdings nicht, daß er gleich kommen würde, aber, schönen Dank, er war augenblicklich da und denkt auch an kein Weggehen. Und essen kann er, essen, wie — ein Bauer. Doch da ist er!

Zweiter Auftritt.

Der Vorige. Trees.

Prickler.

Ach, Ihr seid's. Wißt Ihr, Trees, daß ich ein Mittel gefunden hab', um ihn wegzubringen?

Trees.

Ja? Laßt hören.

Prickler.

Ihr müßt wissen, daß seine Frau noch immer eifer-

ſüchtig iſt und nicht leiden kann, wenn er ein Mädchen anſieht.

Trees.

Eiferſüchtig, auf den Fratz?

Prickler.

Freilich iſt er ein Fratz, aber alle können nicht ſo nett ſein, wie Euer Mann, und es iſt auch ganz eins, ſie kann ihn deshalb doch gerne haben.

Trees (bei Seite).

Nicht ſo nett wie er, der Mehlſack! Der darf von ſeiner Schönheit reden!

Prickler.

Was ſchwatzt Ihr da?

Trees.

Daß Ihr ein lieb Männchen, ein Schätzchen ſeid. (Sie ſtreichelt ihm das Kinn.)

Prickler.

Ich denk's auch, doch zur Sache. Ich hab' an ſeine Frau geſchrieben, und ihr weiß gemacht, daß er hier eine Bekanntſchaft gemacht hat, daß er mit einem Mädchen aus der Nachbarſchaft vertraut geworden iſt, mit einem Worte, daß wir ſie benachrichtigen, weil wir es für unſere Pflicht halten und uns ſpäter Nichts zu reprochiren haben wollen.

Trees.

Aber, Prickler, was habt Ihr da gethan? Frau und Mann gegen einander aufgehetzt — das kann ſchlimme Folgen haben.

Prickler.

Ach was, ſchlimme Folgen — ſie wird ihn ganz einfach zurückkommen heißen und wird ihn ausfragen, was er hier gemacht hat, und da er nichts Böſes gethan hat, ſo wird es ihm nicht ſchwer fallen, ihr Alles wieder auszureden. Ueberdies hab' ich ihr auch nichts Beſtimmtes geſagt, ſie nur etwas vermuthen laſſen.

Trees.

Nun, es kann ja gut thun, doch glaube ich, ein beſſeres Mittel gefunden zu haben.

Prickler.

So laßt hören.

Trees.

Es iſt ſehr einfach. Wir eſſen heute Kartoffeln mit Eſſigſauce —

Prickler.

Zur Veränderung.

Trees (empfindlich).

Wie, zur Veränderung! Es iſt doch nur in der Woche, daß Ihr Eſſigſauce kriegt, Sonntags haben wir doch immer was Anderes.

Prickler.

Nun, nun, werdet nicht böſe — ich bin ja zufrieden damit.

Trees.

Nun, wenn wir alſo beim Eſſen ſitzen, ſo müßt Ihr ärgerlich auf den Tiſch ſchlagen und ſagen, die Sauce ſei angebrannt. Ich werde es abſtreiten, und Ihr müßt dabei blei-

ben, und dann werd' ich auch anfangen, ärgerlich zu werden. Endlich fragen wir ihn, wer Recht habe; sagt er: ich, so heißt Ihr ihn gehen, giebt er Euch recht, weis' ich ihm die Thüre, und wir sind ihn in jedem Falle los.

Prickler.

Vortrefflich, Trees, Ihr seid eine geschickte Frau. Es ist nicht zu verwundern, daß Ihr Euer Glück gemacht habt.

Trees (bei Seite).

Mein Glück gemacht — ein Händler mit Tannenäpfeln —

Prickler.

Was murmelt Ihr da?

Trees.

Ich sag' — ich sag', daß Glückmachen nicht so eigentlich das Wort ist, aber wir haben unser Brod, und das ist genug.

Prickler.

Was, Glückmachen nicht so eigentlich das Wort? und ich bin Aufseher eines Taubenschlages und Händler mit Tannenäpfeln — ein Mann mit zwei Geschäften!

Trees.

Nun, nun, s'ist gut; thut nur nicht gar so groß — ich bin ja zufrieden.

Prickler.

Das will ich mir auch ausgebeten haben.

Trees.

Und vergeßt nicht, was ich Euch gesagt habe — es ist Mittag, und ich gehe das Essen zurecht machen.

Prickler.

Ja doch, ſeid nur ruhig. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Trees, dann Janen.

Trees (allein).

Ich bin neugierig, was er ſagen wird. Da iſt er.

Janen.

Guten Tag, Muhme; was bin ich müde! Iſt das Eſſen fertig?

Trees.

Noch nicht, Vetter, aber es wird nicht lange mehr dauern. Habt Ihr ſo großen Hunger?

Janen.

Ach nein, Muhme; ich weiß nicht — ich hab' keinen Appetit — ich kann nicht eſſen.

Trees.

Ja, es ſcheint, daß es Euch gar nicht recht iſt, Vetter. Die Stadt bekommt Euch nicht, Ihr müßt Landluft haben.

Janen.

Ich glaub' es auch, Muhme; ich werde nicht lange hier aushalten können.

Trees.

Ich habe mich auch ſchon gewundert, Vetter, daß Ihr ſo lange von Hauſe abkommen könnt.

Janen.

O, ich hab' einen guten Knecht, der meine Arbeit ver-

richtet, und Mie, meine Frau, iſt 'ne gute Seele, die's gern hat, wenn ich mir ein Vergnügen mache.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Prickler.

Prickler. (Als er kommt, geht Trees ab.)

Ha, Vetter, ſeid Ihr da? Wie habt Ihr Rubens*) gefunden?

Janen.

Schön!

Prickler.

Er ſteht 'mal ſtolz da — nicht?

Janen.

Ja; aber was er für einen Hut aufhat!

Prickler.

Das war damals die Mode. Und was für einen Schnurrbart er hat — nicht?

Janen.

Ja!

Prickler.

Und wie ſchön er gekleidet iſt!

Janen.

Ja!

Prickler.

Und habt Ihr geſehen, daß er auch einen Degen trägt?

---

*) Rubens' Standbild auf dem grünen Kirchhof, von J. Geefs.

Janen.

Ja!

Prickler (ihm nachmachend, bei Seite).

Ja! ja! (Zu Janen.) Er war auch Ritter.

Janen.

Ja, das iſt ein gutes Geſchäft. Wir haben in unſerm Dorfe auch einen, dem das viel Geld eingebracht hat.

Prickler (verwundert).

Daß er Ritter war?

Janen.

Ja, oder ſo wie wir ſagen, daß er mit Eiern handelte.

Prickler.

Mit Eiern?

Janen.

Ja, Rubens handelte ja doch mit Eiern, ſonſt ſäß' er doch nicht mit einem Korbe Eier da?

Prickler (bei Seite, lachend).

Der meint wahrhaftig den Eierbauer*). Nun mag er dabei bleiben. (Laut.) Ja, ja, Ihr habt Recht, aber habt Ihr nicht auch Hunger, Vetter?

Janen.

Nun nein — ich hab' gar nicht den mindeſten Appetit.

Prickler.

Was Ihr ſagt. Vielleicht zu müde?

---

*) Kleine Statue auf dem Eiermarkt, der Pasquin von Antwerpen.

Janen.

Nein, mir iſt nicht wohl.

Prickler.

Nicht wohl? (Bei Seite.) Wenn er gar krank würde — das fehlte noch! (Laut.) Das wird ſchon wieder beſſer werden — es iſt vom Wetter.

Janen.

Nein, Vetter, ich weiß wohl, wovon es iſt — vom Magen. Da ſitzt mir's.

Prickler.

Ach was, Janen, ſetzt Euch ſo was nicht in den Kopf — da iſt weiter keine Gefahr dabei.

Janen.

Keine Gefahr, Vetter? Wenn Ihr nicht eſſen könnt, könnt Ihr doch auch nicht leben bleiben?

Prickler.

Das iſt wahr, aber etwas werdet Ihr doch zu Euch nehmen können?

Janen.

Ich werd's verſuchen, — aber ich fürchte ſehr — die Luft bekommt mir hier nicht — ich werde nicht lange mehr hier aushalten können.

Prickler.

Ja, ich glaube auch, daß die Landluft Euch beſſer iſt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Trees, die eine vollgehäufte Schüſſel rauchender Kartoffeln auf den Tiſch ſetzt.

Trees.

Nehmt Platz, Vetter, und verſucht zu eſſen.

Prickler.

Verſorgt Euch, Vetter. (Er giebt ihm die Schüſſel; Janen nimmt ſich zwei Drittel von den Kartoffeln.)

Trees (bei Seite).

Er iſt nicht wohl.

Prickler (ebenſo).

Er hat keinen Appetit.

Trees (ebenſo).

Er kann nicht eſſen.

Prickler (ebenſo).

Es ſitzt ihm im Magen.

(Sie ſetzen ſich und theilen ſich die übriggebliebenen Kartoffeln.)

Prickler.

Schmeckt's, Vetter?

Janen.

Nicht beſonders.

Trees.

Ich ſeh's, Vetter.

Prickler (bei Seite).

Nicht beſonders! — ich frage! (Zu Trees.) Trees, die Sauce iſt ſchon wieder angebrannt.

Trees.

Ich glaube, Ihr träumt. (Janen ißt tapfer d'rauf los, ohne ſich um ihren Zwiſt zu kümmern.)

Prickler.

Ich ſage, ſie iſt angebrannt.

Trees.

Und ich ſag', es iſt nicht wahr.

Prickler.

Was, Ihr wollt's wirklich abſtreiten?

Trees.

Ja ſicher, Ihr Schandmaul.

Prickler.

Nicht mehr Schandmaul als Ihr. Fragt den Vetter, ob ich nicht Recht hab'.

Trees.

Ja, fragt ihn nur.

Prickler.

Was ſagt Ihr, Vetter?

Trees.

Ja, Vetter, wer hat Recht?

Prickler.

Iſt die Sauce nicht angebrannt?

Trees.

Iſt die Sauce nicht gut?

Prickler.

Ihr müßt Euch nicht geniren, Vetter, ſprecht nur frei von der Leber weg.

Trees.

Ja, Vetter, Ihr müßt Euch nicht geniren. Nun ſagt, was meint Ihr?

Janen (der achſelzuckend weitergegeſſen hat).

Ach, für die vierzehn Tage, die ich noch hierbleibe, werde ich mich nicht in Eure Sachen einmiſchen.

Prickler (ärgerlich aufſtehend, bei Seite).

Für die vierzehn Tage, daß er noch hierbleibt — na, da frag' ich!

Trees (ebenſo).

Vierzehn Tage noch — das iſt ja ſchön.

Prickler.

Und was das Schönſte iſt — daß ſich dawider Nichts ſagen läßt. Er hat Recht, daß er ſeine Naſe nicht dazwiſchen ſteckt — ich würd' es auch ſo machen. (Zu ſeiner Frau.) Na, was ſagt Ihr jetzt zu Euerm Anſchlag?

Trees.

Ja, er iſt mißglückt, aber —

Prickler.

Aber — aber — Ihr ſeid ein dummes Menſch.

Trees.

Die Zeit wird's lehren, ſagt das Sprüchwort. Wir wollen erſt ſehen, was für einen Erfolg Euer Brief haben wird.

Prickler.

Ja, das wollen wir ſehen, aber ich weiß ſchon, was für einen er haben wird — einen guten. (Janen beim Eſſen zuſehend.) Wenn Einen das nicht wüthend machen

soll — wenn ich mich nicht hielte! — Und er hat noch keinen Appetit, der Freßsack!

(Es wird geschellt und eine Stimme ruft: dreißig Centimes!)

Trees (während sie aufmachen geht).

Ein Brief!

Prickler (sich die Hände reibend).

Ha, ha, da haben wir es schon — seine Frau, die ihn zurückruft. Nun wollen wir sehen, was für ein Gesicht er schneiden wird! (Trees kommt mit dem Brief.) Gebt her, Trees, ich werd' ihn lesen. (Liest.) Abzugeben bei Meinherr Prickler in der Wollgasse zu Antwerpen und weiter an Janen. (Zeigt Janen den Brief.) Er ist für Euch, Vetter!

Janen.

Wollt Ihr wohl die Güte haben, Vetter, und ihn lesen? Ich bin nicht gelehrt.

Prickler.

Mit Plaisier, Vetter. (Liest.) Geliebter Janen, ich thu' Euch den Zustand meiner Gesundheit zu wissen, und hoffe von Euch dasselbe; sollte es anders sein, würde es mir sehr leid thun. (Zu Trees.) Wie rührend! (Liest weiter.) Geliebter Janen, Ihr seid nun schon vier Tage zu Antwerpen und ich habe noch kein Wort von Euch gehört. Ich ersuch' Euch mich wissen zu lassen, daß Ihr noch frisch und gesund seid und Vetter und Muhme auch. Geliebter Janen, wenn es Euch beim Vetter gefällt, so müßt Ihr Euch meinetwegen nicht geniren, dann könnt Ihr so lange bleiben wie Ihr wollt; Tist thut Eure Arbeit ganz ordentlich. Hiermit schließ'

ich meinen Brief nicht mit der Feder, sondern mit dem Herzen und verbleibe Eure getreue Frau Mie Sneuk.

P. S. Seht Euch ja vor, daß Ihr Vettern nicht den Brief lesen laßt; es ist nicht seine Sache und er könnte am Ende denken, wir kämen nur des Essens wegen. (Zu seiner Frau.) Wie findet Ihr das? (Zu Janen.) Was für 'ne charmante Frau! Ich weiß nicht, Vetter, wie Ihr so lange von ihr wegbleiben könnt. S'ist, meiner Seel, ein Mensch wie Gerstenbrod.

Janen.

Ja, s'ist 'ne gute Seele.

Trees.

Da habt Ihr sehr Recht, Vetter.

Janen (eine große deutsche Pfeife hervorholend).

Vetter, habt Ihr nicht ein Pfeifchen Tabak?

Prickler.

Nein, Vetter, es thut mir leid. (Bei Seite.) Ein Pfeifchen Tabak! Da geht mindestens ein halbes Pfund hinein.

Janen.

Dann will ich welchen kaufen gehen. Auf Wiedersehen, Vetter.

Sechster Auftritt.

Prickler. Trees.

Trees.

Seht Ihr nun mit Euerm Brief?

Prickler.

Ihr könnt noch Nichts sagen, es ist deutlich, daß sie

meinen Brief noch nicht hatte, als sie ihren schrieb. Ihr werdet sehen, daß noch heute oder spätestens morgen ein ganz anderer ankommen wird.

Trees.

Wenn's nur wahr ist.

Prickler.

Das kann nicht fehlen.

Trees.

Ganz gut, aber unterdessen ißt er uns die Ohren vom Kopfe.

Prickler.

Wißt Ihr etwa noch ein Mittel?

Trees.

Ich dachte daran, ob wir nicht am Ende ihn eifersüchtig machten? Wenn wir ihm sagen, daß es nicht gerathen sei, eine schöne junge Frau allein zu lassen, daß die Gelegenheit den Dieb macht —

Prickler.

Daß manche Frauen so brav, so unschuldig, so treu sind, daß man sie auch nicht einen Augenblick allein lassen kann —

Trees.

Und daß die Männer das wissen und den unschuldigen Geschöpfen durch falsche schöne Worte lästig fallen. (Bei Seite.) Ich weiß das aus Erfahrung.

Prickler.

Ja, und daß den unschuldigen Geschöpfen damit gar nicht gedient sei.

Trees.

Sicher nicht. Ihr sagt das in einem Tone, als wär's anders, aber Ihr wißt es nicht gut.

Prickler.

Ich glaube gern, daß Ihr es besser wißt, aber darauf kommt es nicht an.

Trees.

Was wollt Ihr sagen, Prickler?

Prickler.

Daß Ihr Recht habt, daß ich Euch glaube, und daß Euer Mittel nicht schlecht ist, anders Nichts. Ich find' es zwar unnöthig, es anzuwenden, da seine Frau ihn sicher nach Hause kommen lassen wird, doch haltet Ihr darauf, können wir's ja versuchen.

Trees.

Freilich wollen wir's versuchen. Da ist er.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Janen.

Janen (rauchend).

Was für'n Wetter, Vetter!

Prickler.

Ja, Vetter, auf dem Lande muß es prächtig sein — ich begreif' nicht, wie Ihr's noch einen Tag in der Stadt aushalten könnt.

Janen.

Ja, das frag' ich mich auch, Vetter. Ich möchte nicht in der Stadt leben, und wenn man mir noch so viel Geld gäbe.

Prickler.

Ja, da habt Ihr Recht, ich wäre an Eurer Stelle schon lange weg.

Janen.

Ich glaub' es, Vetter; auch bleib' ich nur, um Euch und der Muhme ein Plaisier zu machen, weil ich weiß, daß ich hier so sehr willkommen bin.

Trees (bei Seite).

Wie die Katze bei den Mäusen.

Prickler (ebenso).

Um uns ein Plaisier zu machen — der Schuft!

Trees.

Aber wißt Ihr wohl, Vetter, daß es doch nicht sehr gerathsam sein dürfte, Eure Frau gar zu lange allein zu lassen? Ihr wißt, was einer schönen Frau Alles begegnen kann.

Janen.

Ach, deswegen seid ruhig. Tist, mein Knecht, das ist ein Kerl, der wird sie schon bewachen.

Prickler.

Aber wenn nun ihm selber nicht zu trauen wäre?

Janen.

O darin irrt Ihr! Der beste Junge, und thut Alles was man verlangt — geh' ich aus, bleibt er zu Hause, um meiner Frau Gesellschaft zu leisten.

Trees.

Und das laßt Ihr zu? Nun bei mir sollte das nicht geschehen.

Prickler.

Auch bei mir nicht. Ich ließe mich nicht so betrügen.

Trees (auf Prickler zeigend).

Der ist pfiffiger.

Janen.

Ich kann das von meiner Mie nicht glauben.

Prickler (bei Seite).

Es faßt nicht — zum Spaß will ich noch 'mal was Anderes versuchen. (Zieht eine Zeitung hervor und scheint darin zu lesen. Plötzlich laut.) Ach, Vetter, Vetter!

Janen.

Was ist, Vetter?

Trees.

Was ist geschehen, Prickler?

Prickler.

Ich wag' es kaum zu sagen! Solch ein Unglück!

Janen.

Sagt's nur, Vetter.

Trees.

Nun, Prickler?

Prickler.

So hört denn: (scheinbar lesend) diesen Morgen ist zu Contich ein furchtbarer Brand in der Brauerei von Nelles Kneukel ausgebrochen —

Janen.

Neben mir?

Prickler.

Ja, ja, und es steht hier: (wieder lesend) man fürchtete für alle Nachbarhäuser.

Trees.

Gott, Vetter, da müßt Ihr ja augenblicklich hin.

Janen (lachend).

Wozu denn? Mein Haus und Alles d'rinnen ist veraſſecurirt — brennt's ab, werd' ich einen schönen Groſchen Geld kriegen.

Prickler.

Und Eure Frau?

Janen.

Die ist auch veraſſecurirt.

Prickler (zu Trees).

Seht Ihr wohl, daß Nichts helfen wird, als mein Brief?

Trees (bei Seite).

Das wollen wir doch sehen. (Laut.) Vetter, ich kann's nicht verschweigen. Mit Tist und Eurer Frau ist's nicht richtig, es hat's mir heute früh erst Eine aus Contich erzählt. Wär' ich an Eurer Stelle, ich machte mich auf nach Hause und suchte die Sache herauszukriegen.

Janen.

Ich kann es nicht glauben.

Trees.

Ich kann es Euch versichern.

Janen.

Sollte es wahr sein, Vetter?

Prickler.

Ich zweifle nicht daran.

Janen.

Was Ihr sagt!

Trees.

Ja, ja, Vetter, es ist sicher.

Janen.

Wohlan, das muß ich wissen.

Prickler.

Nur müßt Ihr's pfiffig anstellen, sonst erfahrt Ihr Nichts.

Janen.

Ich werde zu Tist, meinem Knecht, gehen und ihn verblümt fragen, ob es wahr ist, daß er meine Frau gern sieht. Da wird er mir sagen, was daran ist, und so werde ich hinter die Wahrheit kommen.

Prickler.

Thut das; das ist sehr fein ausgedacht. Vetter, Vetter, Ihr könnt nicht lange leben.

Janen.

Warum nicht?

Prickler.

Weil Ihr zu klug seid.

Janen.

Das haben sie mir schon öfter gesagt, aber ich lasse sie schwatzen — ich glaube nicht an so was.

Trees.

Aber nun, Vetter, würde ich auch nicht länger mehr warten.

Prickler.

Ja, je länger Ihr hierbleibt, deſto ärger wird's dort.

Trees.

Verzieht nicht mehr, Vetter.

Prickler.

Hier iſt Euer Stock.

Janen.

Ja, Muhme, ich glaube, daß es das Beſte iſt.

Trees.

Natürlich.

Prickler.

Ihr ſolltet ſchon fort ſein.

Janen.

Ich weiß es, Vetter; ich bin auch nur ſo lange hier geblieben, um Euch und der Muhme ein Vergnügen zu machen, aber wie die Sachen ſtehen, bin ich wohl genöthigt zu gehen. Glaubt mir, Vetter und Muhme, es thut mir ſehr leid, daß ich nicht länger bleiben kann — aber Ihr begreift — ich muß; nehmt es mir nicht übel — es iſt nicht meine Schuld.

Prickler.

Nein doch, Vetter, da Ihr nun einmal nicht bleiben könnt, müſſen wir uns wohl d'rein ſchicken, aber es iſt ärgerlich.

Trees.

Ja, freilich iſt's ärgerlich — für das eine Mal, daß Ihr des Jahres hereinkommen könnt, doch es muß ſein, nicht wahr?

Janen.

Ja, aber wenn ich ein Mal —

Trees und Prickler (zugleich).

Guten Tag, Vetter; Complimente zu Hauſe. (Ihn nach der Thür drängend.) In drei Wochen kommen wir nach Contich zur Kirmeß, hört Ihr? Glückliche Reiſe, guten Tag! Complimente zu Hauſe! (Es wird geklingelt.)

Janen.

Mie! meine Frau!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Mie.

Mie.

Guten Tag, Vetter, guten Tag, Muhme, wie geht's? friſch und geſund, ſeh' ich.

Prickler.

Gott ſei gelobt. Und mit Euch?

Mie.

So geſund und fett wie'n Dachs. Nur hab' ich bisweilen ein Drücken im Magen. Jetzt eben fühl' ich's wieder. Habt Ihr keinen Bittern, Vetter?

Prickler.

Nein, Muhme, es thut mir leid.

Mie.

Janen, geht, holt 'mal einen Bittern.

Janen.

Einen Bittern, Mie?

Mie.

Ja, macht schnell.

Janen.

Wo soll ich ihn holen, Vetter?

Prickler (ärgerlich).

Gegenüber beim Zinngießer.

Janen.

Könnt Ihr mir nicht einige Centen leihen, Vetter? Ich hab' kein einzelnes Geld.

Prickler.

Ich auch nicht, ich hab' nur Gold und Banknoten. (Janen ab.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen ohne Janen.

Mie

Es war nur, um ihn wegzuhaben, daß ich ihn nach einem Bittern geschickt hab', denn ich hab' kein Magendrücken, und ich mag auch das Zeug nicht trinken, aber es war nur, um ihn wegzukriegen und mit Euch frei über das reden zu können, was Ihr mir geschrieben habt.

Prickler.

Ich dachte mir's wohl, Muhme, Ihr kommt ihn holen?

Mie.

Nein.

Prickler und Trees (zugleich).

Nein?

Mie.

Nein, Vetter, ich bin geſcheidter. Ich will vierzehn Tage hierbleiben und ſehen, was d'ran iſt.

Prickler (bei Seite).

Vierzehn Tage!

Trees (ebenſo).

Vierzehn Tage! Dann ſind wir rein aufgefreſſen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Janen mit einem Glas Bittern.

Janen.

Da. Beim Zinngießer verkaufen ſie keinen Bittern, er hat mich nach dem Schmidt geſchickt — der ſagte: Ihr habt ſchon genug an Euerm bittern Geſicht, und damit ließ er mich ſtehen. Endlich hab' ich hier nebenan im Wirthshaus einen gekriegt.

Mie (trinkt das Glas aus).

Pfui, das iſt ſchlechtes Geſöff! Aber es wird mir etwas beſſer — Ihr müßt noch einen holen. (Janen ab.)

Elfter Auftritt.

Die Vorigen ohne Janen.

Prickler (bei Seite).

Sie mag das Zeug nicht!

Mie.

Es iſt bloß, um ihn wegzuhaben.

Prickler.

Ich verſteh', Muhme. (Bei Seite.) Ja wohl verſteh' ich.

Mie.

Na, nu, Vetter, ſagt mir, wer das Weibsſtück iſt, worauf er verſeſſen iſt?

Prickler.

Das kann ich Euch nicht ſo ganz genau ſagen, aber weit von hier kann's nicht ſein.

Trees.

Hört 'mal, Muhme, mein Mann hat ſich darin geirrt — s'iſt Nichts an der Sache. Wir haben Acht auf ihn gegeben, und haben auch nachgeforſcht, und ich kann Euch verſichern, bis heute haben wir nicht das Mindeſte entdeckt.

Prickler.

Ja, Muhme, ich hab' mich geirrt, ich glaub' jetzt auch nicht, daß was d'ran iſt.

Mie.

Um ſo beſſer, doch ganz trau' ich dem Kerl doch nicht — wir wollen ſehen.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Janen mit einem neuen Glaſe Bittern.

Janen.

Hier, Mie, hier!

Mie (nachdem ſie das Glas ausgetrunken).

So! nun iſt's wieder ganz gut.

Janen.

Gott ſei Dank! Aber ſagt mir doch 'mal, Mieken, iſt es wahr, daß die Brauerei vom Nelles ganz abgebrannt iſt?

Mie.

Die Brauerei abgebrannt? Ich weiß von keinem Brand.

Prickler.

Was die Zeitungsschreiber doch lügen können! hier im Blatte hat's gestanden.

Mie.

Wo nehmen sie's nur her? Ach, meine Füße! sie sind mir so schwer wie Blei, ich möchte in der Stadt nicht bleiben, blos darum, daß ich Schuhe tragen müßte Muhme, könnt Ihr mir nicht ein Paar Holzschuhe geben?

Trees.

Ja, hinten in der Küche werdet Ihr welche finden.

Mie.

Hinten?

Trees.

Ja, Muhme; der Vetter wird Euch zeigen. (Janen und Mie ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Prickler. Trees.

Trees.

Seht Ihr nun, was aus Euerm Briefe herausgekommen ist?

Prickler.

Ja, wer sollte das gedacht haben?

Trees.

Und was nun thun?

Prickler.

Ja, was nun thun?

Trees (nach einigem Nachdenken).

Prickler!

Prickler.

Ja, Trees?

Trees.

Ein einziges Mittel giebt's noch.

Prickler.

Ein einziges Mittel?

Trees.

Wir müssen Geld von ihnen borgen. Sagt, daß wir einen Brief von unserm Wirthe bekommen haben, daß er uns um die Miethe mahnt, daß wir sie nicht bezahlen können, geht Janen um einen Vorschuß an, ich werde dasselbe bei Mie thun. Wenn das nicht hilft, so hilft Nichts auf Erden.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Janen. Mie.

Mie.

Ich finde keine, Muhme.

Trees.

Es ist wahr, ich hab' ja keine. Aber hört doch 'mal, Muhme! (Zieht sie bei Seite.)

Prickler (Janen auch bei Seite ziehend).

Hört 'mal, Vetter, ich hab' da eben einen Brief bekom-

men, mein Hauswirth mahnt mich, ich ſoll die Miethe zahlen, und ich hab's Geld im Geſchäft ſitzen —

Janen.

In den Tannenäpfeln?

Prickler.

Ja, in den Tannenäpfeln. Ihr glaubt nicht, was die für Geld ſchlucken. Und ſo braucht' ich denn ſo ein funfzig Franken — könnt Ihr ſie mir leihen?

Janen.

Vetter, Ihr begreift — das iſt etwas, worüber ich mit meiner Frau ſprechen muß — und ich glaube — ich weiß nicht —

Prickler.

Eure Frau wird ſicher nicht dagegen ſein — fragt ſie nur.

Janen (ſeine Frau bei Seite ziehend).

Mie, der Vetter will Geld von mir borgen.

Mie.

Die Muhme von mir auch.

Janen.

Wie, ſollen wir's denn abſchlagen?

Mie.

Wir ſagen, daß wir kein Geld bei uns haben. Und dann machen wir uns geſchwinde fort, da ſind wir ſie los.

Janen.

Ja das iſt das Beſte. (Zu Prickler.) Vetter, wir haben kein Geld bei uns. Sagt mir doch, Vetter, um welche

Stunde geht der Siebenuhrzug ab? Meine Frau will nicht länger hier bleiben.

Prickler.

Was, schon fort? Und sie ist eben erst angekommen?

Mie (zu Trees).

Es ist schlimm, aber Janen hat kein Geld bei sich, und ich auch nicht. Nehmt es also nicht übel, Muhme, und auch nicht, daß wir abfahren, Janen will nicht länger bleiben.

Trees.

Was, Muhme, Ihr wollt fort? (Zu Prickler.) Was meint Ihr dazu, Prickler, die Muhme will fort?

Prickler.

Doch nicht, ehe sie was zu sich genommen hat?

Mie.

Ich dank' Euch, Vetter, ich würde Nichts genießen können — ich hab' keinen Appetit.

Janen.

Es geht ihr gerade wie mir, Vetter, sie leidet auch am Magen.

Prickler.

Also Ihr wollt wirklich nicht bleiben, Vetter?

Janen.

Nein, Vetter, gewiß nicht.

Trees.

Ihr wollt wirklich fort, Muhme?

Mie.

Ja, ganz gewiß, Muhme.

Prickler.

So lauft zum Teufel. (Zum Publikum.) Seht da das rechte Mittel, um Verwandte los zu werden, die Euch auf dem Halſe liegen.

Blauwe Scheenen, blyspel met zang in een bedryf. Antwerpen 1854.
Hedendaegsche Jongheid, dry verhalen. Antwerpen 1855.
Gustaef en Louisa, tooneelspel in twee bedryven. Gent 1857. (Tooneelbibliothek, 3. jaer. Nr. 35.
Welkom hier! Wanneer vertrekt-ge? Kluchtspel met zang in een bedryf. Gent 1857. (Tooneelbibliothek, 3. jaer. Nr. 36.)
Alles is maer een gedacht, blyspel met zang in een bedryf. Gent 1858. (Tooneelbibliothek, 4. jaer. Nr. 45.)
Sinte Greef, of de Graef van Halfvasten, blyspel met zang in een bedryf. Antwerpen 1858. (Vlaemsch Tooneel. Nr. 1.)

Du Mont (Chriſtian Pieter), geboren den 28. September 1824 zu Antwerpen. Aus einer ſchlichten bürgerlichen Familie brachte er ſeine Kindheit ſtill mit Lernen zu. 1837 begann er auf dem Athenäum ſeiner Vaterſtadt die Humaniora und zeichnete ſich von Anfang an im Studium der Geſchichte und der Sprachen aus, von denen er beſonders die deutſche und die engliſche eifrig betrieb. Als er 1843 ſeine Studien beendigt hatte, erwählte er den Beruf als Notar, legte vor der Jury der Hochſchulen von Lüttich und Löwen bald mit Auszeichnung ſein Examen ab und empfing das Diplom als Candidat des Notariats.

Obgleich er bereits 1840 eine Geſellſchaft zur Beförderung der Mutterſprache geſtiftet hatte, trat er doch erſt jetzt mit den bedeutendſten Schriftſtellern in Beziehungen. Bei Gelegenheit von der Gründung der „Scheldeſöhne", der erſten Geſanggeſellſchaft in Belgien, machte er 1844 die Bekanntſchaft Van Kerckhovens, mit welchem er bis zu der Stunde,

wo er ihm die Augen schloß, in der genauesten Freundschaft lebte. Er war einer der fleißigsten Mitarbeiter des „Vlämischen Rederykers" und von 1847 an Mitredacteur desselben. Auch sein Talent hat Analogie mit dem Van Kerckhovens, mit welchem er ebenfalls die Liebe für italienische Stoffe theilt.

Im Jahre 1844 wurde er auch Mitglied des „Oelzweiges" und drei Jahre später vom zweiten Sekretair dieser Gesellschaft zum ersten befördert, ein Platz, den er noch bekleidet. Denselben Posten nimmt er seit 1853 bei der Antwerpner Verwaltung des „Niederdeutschen Sprachverbandes" ein, in dessen 1855 ausgeschriebenem Preiskampf er den Ehrenpreis gewann. Außerdem ist er Mitglied des „Mittencomits's" und der literarischen Abtheilung des „Verbandes von Künsten, Literatur und Wissenschaften" und war Mitarbeiter am „Kunst- und Literaturblatt" und am „Volksblatt". Am 20. Mai 1858 verheirathete er sich mit Lucie Du Caju. Im Sommer desselben Jahres ließ er unter dem Namen „Lenzblätter" eine Sammlung Gedichte erscheinen; in der Arbeit hat er eine „Abhandlung über die Miethskontrakte" und ein Schauspiel in zwei Aufzügen, betitelt „der Lohn wie die Arbeit." Man sieht also, daß man Du Mont keine Einseitigkeit vorzuwerfen hat; wie Ledeganck ist er zugleich juristischer Schriftsteller und Dichter, nur daß er noch Novellist und Dramatiker ist. Die Novelle, welche ich mittheile und gewählt habe, weil eine pathetische Geschichte vom Unglück des Soldatenstandes in diesem Werke nicht fehlen darf, befindet sich in den „Romantischen Erzählungen".

Willem.

Vor einigen Jahren saß an einem der ersten Lenzabende auf einem Bodenstübchen in einem niedrigen Häuschen zu H... in Braband, ein blonder achtzehnjähriger Jüngling, das Haupt und den Arm muthlos auf einen Tisch gestützt,

welcher durch ein trübbrennendes Licht nur schwach erhellt wurde. Von Zeit zu Zeit drang ein Seufzer aus des Jünglings Brust hervor, und eine Thräne trat brennend in sein blaues Auge. Dann warf er auf ein ihm gegenübersitzendes Mädchen einen Blick, der nach Trost zu suchen schien. Aber das Mädchen, seine Geliebte, seine Verlobte, empfand dieselbe Angst und erlitt die gleichen Schmerzen wie er.

Die Wanduhr, welche in einer Ecke hing, begann zu schlagen. Durch den Klang aus seinem Nachdenken aufgeschreckt, frug der Jüngling, langsam die Stimme erhebend, wie spät es sei.

„Elf Uhr, Willem," antwortete das Mädchen leise.

„Elf Uhr schon!" sprach er aufstehend, „dann darf ich nicht länger bleiben, dann müßt Ihr zu Bette, Louise, denn Ihr habt Ruhe nöthig." Er faßte ihre Hand, drückte sie und fuhr mit schmerzlichem Nachdruck fort: „fahrt wohl, Louise, fahrt wohl bis morgen. Noch eine Stunde und der für uns unselige oder glückbringende Tag bricht an. Noch einige Stunden, und unser Schicksal ist entschieden, ich bin entweder Soldat, oder ich werde bald Euer Gatte."

Louise brach in Thränen aus, als sie das bittere Lächeln auf seinen Lippen wahrnahm. „Ach, Willem, schöpft doch Muth!" rief sie. „Ich will Gott so bitten, daß er Euch eine gute Nummer ziehen lasse! Er wird's thun, Willem, er ist ja unser Vater!"

„Engel," seufzte Willem, sie an seine Brust drückend, „betet — Euer Gebet wird dem Allgütigen wohlgefälliger sein als das meine. Und ich kann auch nicht beten, denn ich weiß es vorher, Louise, ich muß doch Soldat werden."

„O nein, Willem, nein, Ihr werdet eine Freinummer ziehen, glaubt mir's, und wir werden glücklich mit einander werden!" fiel sie schluchzend ein, doch er antwortete nur: „wir müssen es abwarten, Liebe!" und eilte, nachdem er ihre Hand nochmals gedrückt, unter dem wiederholten Ausruf: „fahrt wohl, Louise, bis morgen!" die Treppe hinab.

Das Mädchen vermochte den Zuruf nicht zu beantworten. Das Wort: morgen! erfüllte sie mit einer solchen Angst, daß ihr alles Blut in den Adern gerann und sie sich nur mühsam zu der Lagerstätte hin schleppen konnte, wo sie sich neben ihre Mutter zur anscheinenden Ruhe niederlegte.

Willem sank, als er in seiner Wohnung angekommen war, wie zerbrochen auf einen Stuhl und erwachte erst als der Tag anbrach aus einer Art dumpfer Bewußtlosigkeit. Wie man schon errathen haben wird, besaß Willem auf die Achtung seiner Mitmenschen keinen andern Anspruch als den, ein ehrlicher Mensch zu sein. Er war aus der ärmeren Volksklasse, aber durch seine Anlagen über dieselben erhaben. Wie es öfter bei armen Leuten der Fall ist, hatte er als das jüngste Kind eine bessere Erziehung genossen, als seine beiden Brüder. Als er seine Mutter verlor, verlangte der Vater, daß er, kaum vierzehn Jahre alt, einen Beruf ergreifen solle. Er wählte das Buchdruckerhandwerk, in der Hoffnung, daß es ihm Gelegenheit zur ferneren Ausbildung gewähren könne. Alle seine freien Stunden, alle seine kleinen Ersparnisse zum Lesen von Büchern verwendend, machte er auch wirklich große Fortschritte. Er liebte besonders philosophische Schriften, in denen er die Kraft zu finden suchte, um den in der Jugend so gefährlichen Leidenschaften zu widerstehen.

Es war als wollte der Himmel die guten Vorsätze des Jünglings unterstützen, indem er ihm die Liebe gab. Louise, in einem Alter mit Willem, nämlich achtzehn Jahre, wohnte in einem Hause dem seinigen gegenüber. Nicht schön, war sie doch anmuthig, von stillen Sitten und sanfter Gemüthsart, ganz eine Frau für Willem. Sie lebte mit ihrer Mutter, deren Stütze sie war. Willem seinerseits hatte auch nicht blos für sich allein zu sorgen; sein Vater war vom Schlage gerührt und dadurch gänzlich hülflos geworden, und die beiden älteren Söhne überließen seine Ernährung ausschließlich dem jüngeren. Aber dennoch war die Ehe der jungen Leute beschlossen, und beide Familien wollten sich zu einer verbinden, nur konnte das erst geschehen, wenn Willem frei vom Soldatenstande geworden war. Am nächsten Tage sollte die Ziehung stattfinden — man begreift nun den Zustand der beiden Verlobten.

Der entscheidende Tag bricht an, die Stunde schlägt, der Augenblick ist da.

Der große Markt ist vollgepfropft von Menschen. Eine zahllose Menge wogt wie ein Meer. Tausende von Stimmen schallen durch die Luft. Hier hört man aufrichtiges Freudengeschrei, dort erzwungenes. Es wird mit Gleichgültigkeit gescherzt und gelacht, es wird heimlich und schmerzlich geweint. Väter, Mütter, Bräute, Geschwister, Freunde, Verwandte harren auf das Ergebniß der Ziehung. Im glücklichen Falle ziehen sie triumphirend nach Hause, im anderen — es ist eine schauerliche Vermischung von Weh und Freude. Auf der Treppe des Rathhauses erhebt sich plötzlich ein wüstes

Geschrei. Es ist eine Schaar Conscribirter, welche durcheinander herausstürzen und sich auf dem Markt zerstreuen. Die Augen der Zuschauer folgen ihnen. Alle suchen unter der Zahl den Sohn, den Bruder, den Freund. Und wieder steigt Freudengeschrei empor, und wieder fließen heiße Thränen, und jetzt gellt ein scharfer verzweifelnder Schrei gen Himmel, und ein junges Frauenzimmer sinkt im Gedränge bewußtlos nieder. Man eilt ihr zu Hülfe, man frägt, wer sie sei? Athemlos bahnt ein Jüngling sich einen Weg zwischen dem Volke, sinkt neben dem jungen Mädchen zur Erde, preßt es an seine Brust — es ist Willem, es ist Louise. Sie hatte ihren Geliebten in der lärmenden Schaar entdeckt; Alles war verloren, Willem mußte Soldat werden.

Es würde uns nicht schwer fallen, zu schildern, was die jungen Leute und ihre Eltern litten. Wer sollte nun für den alten Vater des Jünglings sorgen? Louise, die ihn bereits als ihren eigenen Vater betrachtete, bat so lange, bis er zu ihr und ihrer Mutter zog. Tag und Nacht arbeitete sie für ihn, und obwohl die Anstrengung für ihre Kräfte oft zu groß war, blieb sie doch unermüdlich. Man glaube nicht, daß der wackere Sohn seines Vaters vergaß und gefühllos bei den Mühen seiner Louise war. Willem brachte, was er sich nur immer am Sold abdarben konnte, um die Familie zu unterstützen, aber diese hatte noch die Hefe vom Becher des Leidens nicht getrunken.

An einem Winterabend stand unser junger Soldat in einem abgelegenen Theil der Stadt H. auf Wache. Es war neun Uhr. Den ganzen Tag über hatte es ungewöhnlich

heftig geregnet, jetzt jagte ein wilder Nordwind durch die Straßen der Stadt. Die Luft war grau und dunkel. Bisweilen nur zeigte der Mond sich hinter den treibenden Wolken. Kein Mensch mehr befand sich auf der Straße, Willem allein wandelte in diesem wüsten Wetter hin und her. Er achtete nicht des Sturmes, er sah nicht die Nacht, welche so schwer über der Stadt hing; in seiner Seele stürmte es wilder, in seinem Herzen war es dunkler. Nachdem er lange hin und hergegangen war, hatte er sich, in seinen Mantel gewickelt, in das Schilderhäuschen zurückgezogen und sich gänzlich seinen trüben Gedanken hingegeben.

Kaum aber hatte er einige Minuten so gestanden, als er sich beim Namen rufen hörte. Er trat heraus und die Hand der Frau ergreifend, die vor ihm stand und ihm bekannt war, fragte er ängstlich: „was giebt's, Gertrud, was bringt Euch her?"

„Armer Willem!" seufzte Gertrud.

„Ihr seid so betrübt — Gertrud, was ist vorgefallen?"

„Eure Louise —"

„Ist todt?" unterbrach er sie und taumelte gegen das Schilderhäuschen.

„Seid ruhig, Willem! Ich bin Euch in der Kaserne suchen gegangen, da sagte man mir, daß Ihr auf Wache ständet, und so —"

„Aber was wollt Ihr von mir — warum kommt Ihr her?"

„Louise schickt mich zu Euch. Sie ist auf einmal so schwach geworden, sie hat sich zu Bette legen müssen und —"

„Vielleicht giebt sie in diesem Augenblicke den Geist auf!" rief Willem verzweifelnd.

„Fürchtet nichts, Willem, ſie bittet nur, Ihr möchtet zu ihr kommen — ſie tröſten —"

„Ach, Gertrud, das kann ich nicht! Ich kann meinen Poſten nicht verlaſſen," ſprach er, ſeine glühende Stirn mit den Händen faſſend.

Gertrud bebte an allen Gliedern.

„Und wie lange müßt Ihr hier noch bleiben?" frug ſie.

„Zwei Stunden," gab er ſchluchzend zur Antwort.

„Mein Gott! Ach, Willem, Willem, dann —"

„Iſt es vielleicht zu ſpät?" frug er ihren Arm faſſend und in ihrem Geſicht nach der Wahrheit ſuchend.

„Nun ja, ich kann es Euch nicht länger verſchweigen: wenn Ihr mir nicht augenblicklich folgt, dann ſeht Ihr Eure Louiſe nicht mehr, dann entflieht ſie Euch," brach es endlich von den Lippen der weinenden Frau.

Es ſchien Willem, als ergriffe ihn der Tod, ſo eiskalt ſchauerte es über ſeine Glieder. Mit krampfhafter Gewalt die Fäuſte ballend, ſchien er gleichſam zu erſtarren; dann kam wieder Leben in ihn zurück, und ein Strom von Thränen entſtürzte ſeinen Augen.

„Unglücklicher, der ich bin!" rief er, „ſie ſtirbt, ſie ruft mich, und ich kann nicht zu ihr, nicht das letzte Wort von ihren Lippen küſſen, meine Pflicht hält mich hier feſt. Gott helfe mir, denn ich vergehe."

„Willem, lieber Willem," ſchluchzte die Frau, „erfüllt doch ihre Bitte, laßt ſie nicht ſterben, ohne ihr die Augen zu ſchließen! Wenn Ihr's wüßtet, wie flehentlich ſie mich gebeten hat, Euch zu ihr zu bringen, Ihr würdet keinen Augenblick zögern!"

„Aber, Gertrud, ich darf nicht! Sobald ich meinen Posten verlasse, werde ich zum Tode verurtheilt!“

„Was sagt Ihr doch? Ihr habt nur einige Augenblicke nöthig, die Nacht ist so dunkel, das Wetter so schlecht, Niemand sieht uns, Niemand wird Eure Abwesenheit vermuthen, Ihr werdet rasch hier zurück sein — kommt!“

„Ich folg' Euch, Gertrud; ja, ich will ihrem Verlangen nachgeben,“ sprach er mit heiserer Stimme, aber er blieb stehen. „Unglücklicher, was will ich thun!“ rief er leise, die Hand an die brennende Stirn legend. „Meinen Posten verlassen — nein, nein, niemals!“

„Willem, Eure Louise stirbt!“ rief die Frau.

„Sie stirbt! Ach, wenn sie stirbt, was gilt mir dann noch das Leben!“ schrie er in rasender Verwirrung. „Louise, ja, ich komme — zusammen gehen wir in die Ewigkeit!“ Und während er noch so rief, hatte er bereits seinen Posten verlassen und stürzte, gefolgt von der bebenden Gertrud, dem Sterbebett der Geliebten zu.

Je näher er der Wohnung Louisen's kam, je schwerer ward es ihm zu athmen. Es überfiel ihn eine solche Herzbeklemmung, daß er kraftlos gegen eine Mauer sank. Doch nach einer kurzen Pause konnte er sich wieder aufraffen und seinen Weg mit gleicher Schnelligkeit fortsetzen, bis er endlich das Haus erreichte, wo die Geliebte im Todeskampfe lag. Ohne eine Frage zu thun, flog er die Treppe hinauf, stieß die Thür auf und trat schwankend in das Gemach. Niemand richtete ein Wort an ihn, er hörte nichts als dumpfes Weinen. Bebend näherte er sich dem Bette, spähte bei dem bleichen Lampenlichte, tastete, und: „todt! todt!“ gellte es

schauerlich durch die Stille des Sterbezimmers. Leblos sank Willem neben dem Bette zu Boden, erst am andern Tage gelang es, ihn in's Bewußtsein zurückzurufen.

Man kann leicht errathen, welches Schicksal dem jungen Soldaten bevorstand. Er wurde in Haft genommen und blieb, bis er vor dem Kriegsrath erscheinen konnte, im Gefängniß. Umsonst jedoch richtete man Fragen an ihn über das Vergehen, dessen er sich schuldig gemacht. Ein bitteres Lächeln war seine ganze Antwort. Wenn man ihn heimlich beobachtete, sah man ihn stets in finsterm Hinbrüten dasitzen. Eine Woche nach seiner Verhaftung erschien der Unglückliche vor dem Kriegsrath. Er zeigte sich belebter als bisher; es lag sogar eine gewisse Fröhlichkeit in seinem Gesicht. Aber wie groß war der Schreck der Richter, als Willem auf die Fragen des Vorsitzers nur mit einem schallenden Gelächter und mit lautem Rufen nach Louise antwortete. Es war nicht möglich, die Untersuchung fortzusetzen; Willem mußte in ein Irrenhaus gebracht werden.

Dort versank er wieder in die finstere Schwermuth, welche er im Gefängniß gezeigt. Stets war er gelassen, und so oft er freie Luft schöpfen durfte, setzte er sich auf eine Bank, welche im Schatten einer Weide stand. Im Winter wenn der Schnee lag, machte er neben der Weide ein Grab in den Schnee und kniete betend dabei nieder. Mehrmals versuchte man ihn daran zu verhindern, aber dann wurde er wild, und es kostete Mühe, um ihn wieder zu beruhigen. Eines Morgens war die Thür seiner Zelle aufgebrochen. Er kniete neben seinem Grabe im Schnee bei der Weide, er schien noch zu beten, aber er war todt.

Sein Vater und die alte Mutter Louiſen's fanden im Hospital eine Zufluchtsſtätte.

Das Liedchen, welches ich beifüge, findet ſich im „Blämiſchen Rederyker" 1851.

Die Blicke meiner Liebſten.

Darf in deinem blauen Auge,
Lieb, mein Auge ſpiegeln ſich,
O, dann iſt kein Menſch auf Erden
Froher, ſeliger, denn ich.

Und erheb' ich meine Blicke
Zu dem Himmel blau und rein,
Dünkt er mir dein ſüßes Auge,
Zartes, liebes Mädchen mein.

Sag' mir, borgen ſich vom Himmel
Deine Augen ihren Schein?
Oder ſind es deine Augen,
Die dem Himmel Bläue leih'n?

Laster en Onschuld, (met Em. Rosseels), drama uit het hedendaegsch leven in vyf bedryven. Antwerpen 1850.
Romantische verhalen. Antwerpen 1851.
Anna, eene ware geschiedenis uit de volksklas. Gent 1854.
Vreemde bloemen, verhalen. Gent 1854.
Na onweder kalmte, tooneelspel in twee bedryven. Antwerpen 1854.
Over het gevoel voor het Schoone. De vlaemsche Rederyker 1854.
Twee vliegen in eenen slag, blyspel met zang in een bedryf. Brussel 1855.
Verhandeling voor het volk over de minderjarigheid, de voogdy en de zelfmaking, bekroond door het nederduitsch Taelverbond. Antwerpen 1856.

Een blick in de Geschiedenis van het Regt sinds de vroegste tyden tot op onze dagen. Antwerpen 1857.
Lentebladen, gedichten. Antwerpen 1858.

Druckbereit:

Eene verhandeling over de Kontrakten van Verhuring.
Loon naer werken, toonèelspel in twee bedryven.

Duvillers (Constantinus Fidelis Amandus), geboren den 1. August 1803 zu Avelghem, einem großen Dorfe an der Schelde in Westvlandern zwischen Audenaerde und Kortryk. Sein Vater war Arzt. Als der Knabe sechs Jahre alt war, ließ er ihn mit dem Auswendiglernen von vlämischen Versen beginnen, vier Jahre später gab der Kleine bereits französische Stunden in einer großen Kostschule, wo gewiß an vierzig Pensionnaire und über sechszig Externen waren. Der Vater starb 1811, die Mutter zog nach Zomerghem, ihrem Geburtsorte; der Knabe wurde dort Schreiblehrer bei dem Sohn des Einnehmers, den Kindern des Notars, mit einem Worte allen Vornehmsten im Orte. Die Erziehung der Kinder wurde durch den Tod des Vaters nicht unterbrochen, die Mutter „verkaufte selbst ihre seidenen Kleider, um den Unterricht bezahlen zu können." Als auch sie 1830 starb, war Duvillers bereits Priester und Professor der Poesie in St. Nikolas im Lande von Waes, wo er sieben Jahr blieb. 1836 zum Pastor in Middelburg in Vlanderen gegen Zeeland zu ernannt, versah er dort sein Amt achtzehn Jahre lang. Seit fast vier Jahren ist er Pastor in Woubrechteghem im Lande von Aelst.

Als Schriftsteller ist Duvillers, was er im Leben ist: lehrender Priester. Seine dramatischen sowohl, wie seine lyrischen Sachen sind für die Jugend und das Volk berechnet. Zwei Bändchen Lieder wurden ganz besonders zum Singen

in den Schulen, wo das Spitzenmachen gelehrt wird, „Zwanzig neue Liedchen" für die Mädchenschule in Mittelburg gedichtet. Aus diesen gebe ich das Maiabendlied, welches die Sitte des Rundtanzes um den Maibaum veranschaulicht. Viele Lieder von Duvillers beziehen sich auf volksthümliche Feste, andere wohl auf Persönlichkeiten und unschuldige Schulmalicen. Alle sind in der ächten Volkssprache geschrieben. Man kann in keinem vlämischen Schriftsteller die Alltagsredeweise so gut kennen lernen, wie in den Schriften von Duvillers, aber man muß bereits selbst mit dem Volke sprechen können, um ihn zu verstehen. Er schreibt selbst: „was die Sprache betrifft, so meine ich sie gut zu kennen — es ist fünfundzwanzig Jahr her, daß ich mich darauf gelegt habe." Von dem einen seiner kleinen Stücke, „Großmutters Geburtstag," sagt er: „dieses Werkchen ist wohl in hundert Nähschulen in Blandern und Braband aufgeführt worden." Ganz aus Dialogen besteht „Baron Penninck," ein Conscience gewidmetes Volksbuch, in welchem das Verhältniß der großen Eigenthümer zu ihren kleinen Bauern oder Pächtern geschildert wird. Noch nicht heraus ist „der bekehrte Geizhalz" und eine Auswahl von Fabeln, welche Duvillers aus dem Spanischen in's Vlämische und Französische übersetzt hat. Seit elf oder zwölf Jahren schrieb er „auf Ersuchen seiner geistlichen Obrigkeit" einen Almanach, von welchem 150,000 Exemplare abgezogen wurden, für 1859 hat er einen neuen „verfertigt, welcher an Wichtigkeit und Absatz alle andern übertreffen soll." Ebenfalls auf höheren Wunsch hat Duvillers in mehreren Blättern zum Volke geredet, wie in dem „Thourout'schen Blatte," der „Zeitung des Waeslandes," dem „Vaterlande." Im höhern literarischen Style gehalten ist seine „Lobsprache der Poldern," nicht minder niederdeutsch in der Behandlung, als im Vorwurf, und seine „Fransquillonade," *) deren In-

*) Fransquillons, die Belgier, welche durchaus französisch sein wollen.

halt aus den Worten errathen werden kann, welche Duvillers an mich richtet: „Walsch ist falsch.“

Maiabendliedchen.

Mädchen, kommt und laßt uns tanzen
Um den schöngekrönten Mai,
Seht ihr nicht die Blumenkränze?
Kommt und tretet in die Reih',
Laßt uns froh das Mailied singen,
Und dann wird der Baum gepflanzt,
Und nach unsers Landes Weise
Freudig um ihn hergetanzt.

Ja, dem Herrn behagt die Freude,
Wenn mit Sitte sie gepaart,
Hüpft und springt und dreht euch wacker,
Heut' den Athem nicht gespart!
Morgen ist der erste Maitag,
Morgen kommt die Nachtigall,
Dann ist Lust in Wald und Weide,
G'rade wie im Schullokal.

An den Sträuchern steh'n und wehen
Weiße Blüten lind im Wind,
Und die Vögel legen Eier,
Die für euch zu Kuchen sind,
Und die Tulipan' erschließt sich
Und die Bauernrose auch
Und bald wird das Kirmeßfähnchen
Ausgehängt nach Väterbrauch.*)

Lustig denn und laßt uns singen,
Denn der Maibaum wird gepflanzt,
Hand in Hand mit frohen Sprüngen
Lustig um ihn hergetanzt!

*) Auf dem Kirchthurme.

S'iſt die liebſte Zeit des Jahres,
Weil der Mai uns Freude ſchafft,
Immerhin ſeid froh, ihr Mädchen,
Aber bleibt auch tugendhaft.

Lofspraek der Polders. Gent 1839.
Louis Van Wyneghem, of den student te wege, zedelyk blyspel in vyf bedryven. Gent 1840.
De Fransquillonnade, of dichtproef op de verbasterde Belgen, de Fransquillons en Cie. Gent 1842.
Twintig nieuwe liedjes, ten gebruyke der meisjesschool van Middelburg in Vlaenderen. Gent 1844.
Volksliedjes, met een geestig supplement voor den buyten en voor Gent. Gent 1845.
Liedjes voor de Kantwerkscholen, gevolgd door de spreuken van Baeske Van de Wiele. Brugge 1846.
Liedjes voor de Kantwerkscholen, en spreuken van Baeske Van de Wiele. Gent 1847.
Den baron Penninck, of samenspraken waerin de vlaemsche zeden getrouwelyk worden afgeschetst. Volksboek. Gent 1851.
Grootmoeders verjaerdag, klucht in een bedryf. Gent 1851.
Meester Hageman of den oolyken suykernonkel. Klucht in dry bedryven. Gent 1851.
Uitboezeming op het graf van Louisa Maria van Orleans, koningin der Belgen. Gent.
Liefdadigheid en vergelding, of den Armen aen de begoede menschen in verscheydene dichtstukjes aenbevolen. Gent.
Jan Van Wyneghem, of den bekeerden student, zedelyk blyspel in dry bedryven. Gent.

Duyvewaardt (Hendrick Willem), geboren den 24. Oktober 1829 in Antwerpen, und wie er kurz und bündig ſagt: je nach den Zeitumſtänden Maler, Buchdrucker und Schreiber. Von ſeinem erſten Romane „der Börſenſpieler" ſprach Sleeckx ſehr günſtig. Die kleine Skizze, welche ich von ihm mittheile, iſt aus dem „Volksblatt," für 1856 oder 57.

Eine Kirmeß.

Das Heu war herein, das Getreide war d'rinnen,
Die Herbſtſonne ſtrahlte mit feſtlichem Glanz,
S'war Kirmeß im Dorf und die Bäuerinnen,
Sie ſchwenkten ſich mit den Bauern im Tanz.

Und dort bei der Linde die Trommel erklang,
Die Menge beim Tone der Fidel ſich ſchwang,
Das frohe Gewühl wuchs lebendiger an,
Doch Leiden und Sterben — wer dachte daran?

J. Van Beers.

I.

Es war Kirmeß, echte, rechte Kirmeß. Aber mitten in dem Gewühl lág ein Fleck, wo es ſtill war, ſo laut auch das Gejauchze der Freude darüber hinſchallte, ein Fleck, deſſen Anblick das Lachen von den Lippen verſchwinden machte — der Ruheplatz der Todten, in deſſen Mitte der demüthige Tempel der Landleute ſich erhob. Wer hält in der Luſt nicht inne, wer wird nicht von ſeiner Nichtigkeit ergriffen, wer denkt nicht an Gott, den Unbegreiflichen, wenn er die Stätte betritt, wo ſein Leib einſt ruhen ſoll? Wer hat eine Seele und wird nicht von der geheimnißvollen „Stimme" durchſchauert, welche, über die Gräſer hinſchwebend, leiſe flüſtert: „Heute wir — morgen du — denke daran!" Heilig iſt dieſer Boden, welcher ſo zur Seele redet, an das Vergangene erinnert, das Gegenwärtige in voller Wirklichkeit offenbart und das Zukünftige ahnen läßt:

Alles kehrt zu ſeinem Urſprung wieder.

II.

Einsam, todtenstill ist eben jetzt der Kirchhof. Von Zeit zu Zeit verkünden Töne eines dumpfen Gesanges, welche durch die Kirchenfenster dringen, daß in der Kirche ein Dienst begangen wird.

Hinter dem großen Kreuz, welches sich in der Mitte des Gottesackers erhebt, macht der Todtengräber, ein steinalter Mann, ein neues Grab.

Ist für den Mann heute auch Kirmeß? Nein, wie von seiner gefalteten Stirn Schweißtropfen, fallen Thränen aus seinen Augen. Was bewegt ihn? Ist es die Erinnerung, wie viele Gräber er schon gegraben hat? Ist es der Gedanke, daß vielleicht bald ein neuer Todtengräber, sein Nachfolger, das Grab für ihn graben wird? Oder ist das, an welchem er jetzt arbeitet, für ein ihm theures Wesen bestimmt?

III.

Plötzlich hallt ein erschütternder Klang über den Kirchhof hin; die Todtenglocke sendet ihre hohlen Seufzer zu der feiernden Gemeinde, die Trauertöne dringen seltsam an das Ohr. Längs aller Wege und Pfade strömt das Volk herbei, die Menge wächst an und wird zahlreich. Und ehe der letzte Laut des Trauerglöckchens über den Feldern verhallt, geht die Thür der Kirche auf, und ein schlichter Leichenzug kommt heraus.

Der Todtengräber steht bewegungslos, den unsichern Blick auf das fertige Grab gerichtet. In den Händen hält er krampfhaft einen Strick gepreßt. Der Leichenzug nähert

ſich. Ein ſchmerzlicher Seufzer dringt aus der Bruſt des alten Mannes, ſein Blick fällt auf den Sarg; ein bitteres Lächeln zieht die Falten um ſeinen Mund noch tiefer. Dennoch ſpringt er gewandt hinzu und wirft den Strick über das Grab. Ein dumpfer Wiederhall wird gehört — der Sarg iſt hinabgeglitten.

IV.

„Wen begräbt man da?“ fragen die Neugierigen einander. Niemand weiß es. Man wendet ſich an den Todtengräber:

„Freund, wen begrabt Ihr?“

Der Mann ergreift mit ſeiner ſteifen Hand zitternd das Grabſcheit und antwortet traurig:

„Eine junge Frau.“

„Was für eine Krankheit hat ſie gehabt?“

„Keine. Die Arme — ſie brachte ein Kind zur Welt — ſie und ihr Mann hatten ſo ſehr eins gewünſcht. Daran ſtarb ſie.“

„Daran!“ wiederholt man leiſe.

Der Greis trocknete ſich die Augen, und während er die letzte Schaufel Erde auf das Grab warf, fuhr er leiſe fort: „Gott habe ihre liebe Seele! Als ſie zur Taufe getragen wurde, war ich ihr Pathe. Als ſie Hochzeit hielt, war ich ihr Zeuge, und nun begrab' ich ſie.“

In der einen Hand das Grabſcheit, in der andern den Strick, warf der Greis noch einen letzten Blick auf das kaum geſchloſſene Grab und verließ, lautſchluchzend, die tieferſchütterten Umſtehenden.

Und doch, doch war Kirmeß in der Gemeinde! doch klang über Alles hin der fröhliche Geſang der Kirmeßgäſte, während hier auf dem Kirchhof die Mutter eingeſenkt wurde, welche das Glück des Mutterſeins nur eine Stunde lang genoſſen hatte.

V.

Seht Ihr dort hinter der Brombeerhecke die Bauernhütte mit dem Schobendach? Vor der Thür liegt ein Kreuz von Stroh. Dieſes Kreuz bedeutet, daß Jemand aus dem Hauſe geſtorben iſt.

Dort wohnt der arme Gatte der jungen zu früh geſtorbenen Mutter.

Wer denkt an den Unglücklichen, der gegen dieſen harten Schlag des Schickſals ankämpfen muß? Ach, es iſt Kirmeß:

Und Leiden und Sterben — wer dachte daran?

Und warum nicht? Warum kommt kein Reicher in dieſe Hütte, um zu helfen? Soll der Mann, der bereits ſo viel gelitten, auch noch Hunger leiden? Ihr ſagt: er kann arbeiten, er hat Arme. Wahr, aber er hat auch ein Herz. Dieſes Herz iſt zerriſſen, die Kraft des Mannes iſt gebrochen — könnte er ſterben, ſterbend ſich wieder mit der Verlorenen vereinigen, dann wäre ſein jetzt einziger Wunſch erfüllt. Kommt alſo ſchnell, Ihr Fröhlichen, Ihr Reichen, die Ihr wirklich menſchenfreundlich ſeid, kommt in die arme Hütte, richtet den hoffnungsloſen Mann durch ein Wort des Troſtes auf — vielleicht gebt Ihr ihm den Muth zum Leben wieder, und wer weiß, ob Gott es Euch nicht zu Gute ſchreibt?

VI.

Horcht, der Hund heult! Es iſt wahr, ſeine Herrin iſt todt. Aber wer wird dort ſichtbar?

Ah, es iſt der Abgeſandte der Vorſehung. Er naht, der dieſes zerrüttete, aber noch immer chriſtliche Gemüth auf's Neue mit Muth und Kraft entzünden ſoll. Es iſt ein Greis: es iſt abermals der Todtengräber. Alt und arm iſt alſo der vom Himmel Geſendete. Alt und arm — will uns die Vorſehung in dieſer Geſtalt das Bild des Menſchenfreundes erſcheinen laſſen?

Kaum hat er den Pfad betreten, der zur Wohnung leitet, ſo hört der Hund auf zu heulen und läuft ihm wedelnd entgegen. Kaum hat er die Schwelle überſchritten und den Mund geöffnet, ſo fühlt der junge Mann ſich ſchon getröſtet.

„Freund, Gott hat Euch Euer Weib genommen, aber er hat Euch dafür ein Kind gegeben. Verliert den Muth nicht — wir dürfen weder murren über die Schickungen des Himmels, noch ſeine Gaben verſchmähen.“

So ſprach der Greis. Eine Thräne drang in das Auge des jungen Wittwers; er verſuchte zu reden, aber nur ein ſchmerzliches Stöhnen vermochte aus ſeiner Bruſt zu dringen.

Da hörte man plötzlich aus einem Nebenkämmerchen das klägliche Geſchrei eines Kindes, und mit Thränen in den Augen begann der Greis wieder: „Hört, Freund, Euer Kind — es bittet Euch ſo kläglich, daß Ihr es nicht vergeſſen und verlaſſen mögt.“

„Mein Kind, ja, mein Kind!“ rief der arme Vater und ſich an die Bruſt des Greiſes werfend, gelobte er ſich im

Schweiß ſeines Angeſichtes das Nöthige für ſein Kind zu erwerben.

Und dort bei der Linde die Trommel erklang —

Und es war Kirmeß! Was kümmert es eine Gemeinde, wenn eines ihrer Glieder ſtirbt? Es iſt der Lauf der Welt: „tanzt, ſo lange es Kirmeß iſt — wer weiß, ob Ihr bei der nächſten Kirmeß nicht auf dem Kirchhof liegt?“

Jets over handen, handschoenen en sjals. Volksblad, 1856.
Een aengenomen broeder. Volksblad 1856.
Sir Walter Raleigh. Volksblad 1856.
Aen een meisje dat ik geern zie. Volksblad.
Aendenken van een Kermis. (Overweging.) Volksblad.
Manke Dries. (Verhaeltje.) Volksblad.
Een bezoek in het atelier van den Kunstschilder Ed. Dujardin. Volksblad.
De vastenavond te Antwerpen. Volksblad.
Aendenken van Rousselaers Kermis. Volksblad.
De Fondsenspeler, verhael uit die antwerpsche zeden. Antwerpen 1857.
Jan de Korden, stonden uit het leven van eenen garnaelvanger. Almanak der beschryving van de 'ramp voorgevallen aen den koninglyken Entrepot. Antwerpen 1858.

Ecrevisse (Pieter), geboren den 3. Juni 1804 zu Obbicht bei Sittard in Niederländiſch-Limburg. Seit ſeiner früheſten Jugend Augenzeuge von dem Drucke, mit welchem die Fremdherrſchaft auf ſeinem Vaterlande laſtete, entwickelte ſich frühzeitig in ihm das Bedürfniß der Unabhängigkeit, zugleich mit einem unauslöſchlichen Durſt nach Wiſſen. Raſch machte er alle vorbereitenden Schulen durch. Seine Bildung war mehr deutſch als franzöſiſch, indem nicht nur die deutſche Sprache als vergleichende diente, ſondern auch lediglich deut-

sche Klassiker gelesen wurden. Mit neunzehn Jahren zur Universität reif, erwarb Ecrevisse, der seine Eltern frühzeitig verloren hatte und nur spärlich mit Vermögen bedacht war, sich durch Unterricht in den todten Sprachen die Mittel, um in Göttingen und Löwen die Rechte studiren zu können. Nachdem er 1832 Doktor geworden war, praktizirte er sieben Jahr lang als Advokat und wurde, als er bei der Theilung von Limburg sich Belgien zum Vaterlande wählte, Friedensrichter zu Eecloo in Ostvlandern, ein Amt, welches er jetzt noch bekleidet. Nach zehn Monaten schon wurde er in den Provinzialrath gewählt, wo er, ebenso wie Ledeganck, die Rechte der vlämischen Sprache vertrat. Er that es auf die beste Weise, indem er durch sein Beispiel bewies, daß die vlämische Sprache sich eben so gut zum Halten von Reden eigene, wie jede andere. Acht Jahre lang setzte er diesen Kampf fort, dann kam das Gesetz über die Incompatibilität, welches den Richterstand ausschloß, und Ecrevisse ist jetzt nur noch Mitglied vom Stadtrath zu Eecloo. Auch hier seiner volksthümlichen Aufgabe getreu, hat er es dahin gebracht, daß die städtische Verwaltung auf Vlämisch geführt wird, und am 25. Oktober 1846 stiftete er eine literarische Gesellschaft unter dem Titel „Muth und Fleiß." Da er gut und lebendig aus dem Stegreif spricht und zwar ohne Dialekt, was den vlämischen Schriftstellern nicht genug anempfohlen werden kann, so thut er hauptsächlich viel, wo es sich um rasche Entscheidung einer Frage handelt.

Als Schriftsteller ist Ecrevisse allein in seiner Eigenthümlichkeit. Wie alle Limburger hängt er fest an seiner Heimath und bewegt sich als Romancier am liebsten, ja, fast ausschließlich dort. Sein „Vatermörder" soll erschreckend wahre Schilderungen enthalten, für seine „Verwüstung von Maestricht," worin sein Haß gegen alle Unterdrückung am deutlichsten hervortritt, verlieh König Leopold ihm die große goldene Verdienstmedaille. Seine „Teuten," ein Name, den im achtzehnten Jahrhundert eine berüchtigte Diebsbande in der Limburg'schen Kempen

führte, erschienen zuerst im Feuilleton von „Vlämisch Belgien." Man warf dem Verfasser vor, daß er aus seinem Stoff nicht Vortheil genug gezogen habe — der „Drossaerd Clercq," eine gründliche Umarbeitung, antwortete diesem Vorwurf. Das bedeutendste Werk von Ecreviſſe ist jedenfalls sein Roman: „die Bockenreiter." In der Art der italiänischen geschichtlichen Romane geschrieben, nämlich mit breiter Anlage und ruhiger Ausführung, wenigen Personen, aber genau ausgemalten Charakteren, enthält dieses Buch vortreffliche Natur- und Sitten-Schilderungen. Das Gemälde der Maasufer kann als Vorbild dienen, ebenso die Darstellung des Kampfes um das Kers- oder Weihnachtsbrodchen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Vlamingen den unschätzbaren Reichthum ihrer alten Ueberlieferungen in Sitte und Sage öfter auf diese glückliche Art anwendeten. Gern hätte ich diese beiden Schilderungen übersetzt; doch vielleicht findet sich, durch mich angeregt, für den ganzen Roman ein deutscher Uebersetzer. Der Verfasser selbst schlug mir zur Uebersetzung „Wilhelm der Schweiger" und „Farnese" vor, welche beiden Bilder sich in allen belgischen Chrestomatien finden sollen. Ebenso soll auch die bekrönte Lobrede auf „Artevelde" als ein Meisterstück der Dialektik gelten. Aber das Alles war zu ernsthaft für meinen Zweck, und ich suchte nach einer Novelle herum, als ich ganz zufällig im Antwerpner Musenalbum folgende vortreffliche Skizze fand.

Der Sachwalter.

Nach dem Leben geschildert.

Es giebt in der Geschäftswelt einen Mann, der weder die Gelehrsamkeit des Advokaten, noch die Spitzfindigkeit des Avoué, noch die Gewichtigkeit des Notars, noch die officielle Strenge des Huissier besitzt, aber statt dieser vier Eigenschaften ebensoviele andere aufzuweisen hat, welche zusammen-

genommen ſeine Exiſtenz bedingen. Iſt er nämlich nicht gelehrt, ſo weiß er dafür zur rechten Zeit zu ſprechen und zu ſchweigen. Die Spitzfindigkeit erſetzt er durch eine Art praktiſcher Gewandtheit. Hat er die Gewichtigkeit nicht, ſo bedient er wohlfeiler und macht kürzere Rechnungen, auf denen die Notatien geſchickt durch verſchiedene devoirs und démarches vertreten werden. Anſtatt der officiellen Strenge endlich wendet er die ausgeſuchteſte Höflichkeit an, um ſein Ziel durch Vorſtellungen und Rathſchläge zu erſchleichen und rückſtändige Summen einzutreiben, ohne den Schuldner zu verſtimmen. Einen ſolchen Mann nennt man hier zu Lande einen „Sachwalter," ſpottweis wohl auch „Sackwalter."

Das erſte redliche Weſen, welches dieſen Titel annahm, kam ohne Zweifel in dem oder jenem kleinen Dorfe zur Welt, und lebte lange Zeit faſt ungekannt von Allen, die außerhalb des Umkreiſes ſeiner Gemeinde wohnten. Erſt nachdem das Sachwalterthum unzählige Stufen erklimmt hatte, erreichte es die Höhe, auf welcher es gegenwärtig in allen ſeinen charakteriſtiſchen Zügen prangt, die nicht weniger ausgeprägt ſind, als die der Aerzte und Advokaten zur Zeit Molière's. Jetzt zeigt ſich der Sachwalter ſchon hier und da in Städten und weiß öfter die „Honorariſſen" des Advokaten, die „Comparatien" des „Avoué," die „Vacatien" des Notars, die Reiſen, „Originalen" und Copien des „Huiſſier" wegzuſchnappen. Auch hat er es ſo weit gebracht, daß der Advokat für ihn plaidirt, der Avoué erſcheint, der Notar verkauft und der Huiſſier inſtrumentirt, wenn ſie gerade anderweitig nicht viel zu thun haben, und er weiß ſtets und

überall einen oder den andern solcher Beamten ausfindig zu machen, um ihm seine Geschäfte aufzulegen.

Der Sachwalter ist befreundet mit dem Arzt und dem Chirurgen. Sie geben ihm schon einige Wochen im Voraus Winke, daß bei diesem oder jenem begüterten Dorfbewohner wohl eine Hinterlassenschaft zu regeln sein dürfte, und in dieser Zeit kann er Mittel und Wege finden, um mit der Liquidation betraut zu werden.

Er steht auch mit dem Bürgermeister der Gemeinde gut, ist Wähler und unterstützt das Gemeindeoberhaupt, obschon er sich wohl in Acht nimmt, irgend eine politische Meinung blicken zu lassen. Denn seine erste und nothwendigste Eigenschaft besteht darin, Allerweltsfreund zu sein, und darum hütet er sich vor Allem, was auf einen Streit hinauslaufen könnte.

Doch klammert sich der Sachwalter nicht ausschließlich an die weltliche Obrigkeit an, er sucht auch das Vertrauen des Pastors zu gewinnen, indem er regelmäßig dem Gottesdienste beiwohnt, alle kirchlichen Pflichten erfüllt, besonders die, welche in die Augen fallen, und nicht nur in jede Brüderschaft eintritt, sondern auch bei jeder Prozession eine Wachskerze trägt. So schlüpft er allmählig in den Rath der Kirchenfabrik und stimmt für alle Verzierungen des Chors und der Sakristei. Nicht selten weiß er sich auch in den Gemeinderath wählen zu lassen und nimmt dann den Schein an, als würde ihm diese Würde aufgedrungen. Bei den Versammlungen spannt er alle Kräfte seines Geistes an, um gerade genug und nie zu viel Verstand zu zeigen. Soll jedoch ein oder der andere Gegenstand zur Besprechung und

Entscheidung kommen, über welche die Ansichten in der Gemeinde getheilt sind, so sieht man ihn schon früh Morgens mit einem Stoß Akten unter dem Arme abwandern. Dann hat er irgendwo in einem Sterbehaus zu thun, Güter abzuschätzen oder durch einen befugten Beamten eine Versteigerung abhalten zu lassen.

Nehmen wir das Haus des Sachwalters in Augenschein, so tritt uns dieselbe berechnende Umsicht entgegen. Gleich über der ersten Thür rechts oder links im Flur steht mit großen gothischen Buchstaben das Wort „Comptoir." Der Client findet den Sachwalter zu jeder Zeit allein, mit Geschäften überhäuft oder in tiefen Gedanken versunken. Eine Art Gestell mit offenen Schubfächern nimmt wenigstens eine Wand des Zimmers ein. Ungefähr in der Mitte des Raumes steht ein Pult mit Akten und Registern beladen. An den Wänden hängen einige Bilder, ein Calender, die Karte von Belgien und eine Masse Anschlagzettel, welche Verkäufe von über zehn Jahren her ankündigen. In dem Bureau des gesuchtesten Advokaten oder Notars findet man nicht soviel Anschlagzettel, wie in dem Comptoir des erbärmlichsten Dorfsachwalters, und alle sind sorgfältig blau gebunden und auf's Beste geordnet.

Der Mann selbst trägt fast durchgehends eine dunkelgrüne Brille, so daß es unmöglich ist, auch nur die kleinste Empfindung in seinen Augen wahrzunehmen. Die Feder weiß er mit einem gewissen Schick hinter das Ohr zu stecken. Mit dem einfachen Landmann ist er sparsam in Worten, mit dem Gebildeten dagegen stumm wie eine Bildsäule, und hat er erst einmal mit der Rolle des geduldigen Zuhörers be-

gonnen, so läßt er den Clienten ungehindert fortsprechen, studirt seine Absichten und stößt ihn niemals vor den Kopf. Selten äußert er eine bestimmte Meinung über eine Rechtsfrage; kommt es auf Thatsachen an, so macht er den reichlichsten Gebrauch von den vorsorglichen Worten „wenn, jedoch, falls, indessen," und ähnlichen andern. In den meisten Fällen hilft er sich mit seinen Lieblingsredensarten: „Es ist eine schwierige Sache, welche reiflich überlegt werden muß; es ist das eine Frage, die ich erst beschlafen muß; das Für und Gegen will genau mit einander abgewogen werden!" u. s. w., alles Antworten, die da Nichts sagen und beinahe immer auf einen Aufschub von acht Tagen hinauslaufen. In dieser Zeit werden hier Erkundigungen eingezogen, und dort Rathschläge erholt, und kömmt der Landmann am bestimmten Tage wieder, so hört er die Entscheidung seines Sachwalters mit groß aufgerissenen Augen an, und kehrt, bald mit zurückgeworfenem Kopf, bald mit hängenden Ohren, nach Hause zurück. Immer jedoch murmelt er für sich: „O der Mann hat Grütze im Kopf! Das ist ein grundgelehrter Kerl, oder ich verstehe mich auf Nichts!"

Kein Sterblicher hat die Kunst des Geldzusammenscharrens so weit getrieben, als der Sachwalter. Er hat einen Boten und Ausrufer nöthig: der Feldhüter versieht beide Posten und giebt ihm zugleich die genaueste Auskunft über das Alter jeder Grenzhecke und jedes schlagbaren Busches, kennt auch die Feldfrüchte, welche auf dem Halm verkauft werden sollen, wie am Schnürchen und weiß es immer so anzudrehen, daß er selbst den kleinsten Verkauf seinem Patron in die Hände spielt. Wird dann ein Getreide- oder Holz-

verkauf angekündigt, so steht gewiß am Schluß: daß noch andere Käufe in Unterhandlung sind, und daß Jeder, der Anträge zu machen hat, sich beeilen müsse. Auf diese Weise wächst ein kleines Verkäufchen in kurzer Zeit zu einem großen Verkaufe an. Die Bäume, deren Versteigerung angekündigt wird, übertreffen auf den Anschlagzetteln stets ihren eigentlichen Umfang, liegen oder stehen durchgehends in der Nähe einer Chaussee oder eines Canals und sind demzufolge auf das Leichteste fortzuschaffen. Der Eigenthümer überzeugt sich, daß der Sachwalter sich väterlich seiner Sache annimmt.

Steht irgendwo die Eröffnung einer Hinterlassenschaft bevor, bei welcher Seitenverwandte als Erben betheiligt sind, so besteht die große Kunst des Sachwalters darin, sich zum Testamentsvollstrecker ernennen zu lassen. Ist ihm das gelungen, sucht er alle Erben bis in's zwölfte Glied kennen zu lernen. Befindet sich Einer oder der Andere unter ihnen, der Geld nöthig hat oder Willens ist, seinen Erbschaftsantheil zu verkaufen, so schießt ihm der Sachwalter Geld vor oder kauft ihm sein Erbrecht ab. In beiden Fällen gelangt er in das Sterbehaus, setzt sich mit an die Schüssel und geht mit einem fetten Bissen davon. Bevor jedoch die verschiedenen Grundstücke vertheilt oder verkauft sind, hat er die Nummern, die Größe und den Reinertrag im Kataster aufgesucht, hat den Pachtzins, die Bäume, das Schlagholz geschätzt, den Nachlaß beim Registraturbureau angemeldet, mit einem Worte: so viel devoirs und démarches, Abschätzungen, Nachforschungen, Reisen und Ausgaben gemacht, daß die Aufzählung mehrere Seiten beträgt und das Register mit einer Zifferreihe schließt, welche kein Ende nimmt.

Kommt es nun zur Theilung unter den Erben, so hat der ſchlaue Fuchs ſich ſelbſt bereits bezahlt gemacht. Das baare Geld hat er ſchon in ſeinem Hauſe bis auf Heller und Pfennig eingetheilt. Jeder Erbe erhält ein beſonderes Säckchen, hört unter dem Zauber, welchen das vor ſeinen Augen blitzende Geld ausübt, das Vorleſen der Theilungsakte nur mit halbem Ohre an, und unterzeichnet dieſelbe, oder läßt, wenn er nicht ſchreiben kann, die Zeugen und Notare für ſich unterzeichnen. Der Sachwalter geht mit leerer Börſe und leeren Händen nach Haus und die Clienten, welche das ſehen, glauben, er habe Alles nur aus Liebe und Güte für ſie gethan. Natürlich erklären ſie mit vollem Munde, er ſei die Blüthe aller früheren, jetzigen und künftigen Rechtsanwälte.

Meiſtentheils iſt der Sachwalter auch Generalbevollmächtigter großer Gutsbeſitzer und wohlthätiger Stiftungen. In dieſer Eigenſchaft verpachtet er die Grundſtücke, ſchreibt und regiſtrirt die Akten und ſichert ſich zugleich ſämmtliche Pachter für ſeine Praxis. Ihre Pferde und Wagen ſtehen ihm zu Dienſten, und die fettſten Hühner ſind für ſeine Küche, der übrigen kleinen Vortheile gar nicht zu gedenken.

Seine Frau — denn der Mann iſt verheirathet und Vater einer Familie — iſt vortrefflich eingeſchult, um Clienten anzulocken und feſtzuhalten. Sie empfängt Jeden mit einem lächelnden Geſicht. Kommt ein Landmann, holt ſie geſchwind den Wachholderbranntwein herbei und für das ſchöne Geſchlecht hat ſie Mürze, macaron, parfait amour und Punſch in Bereitſchaft. Wer kann ſo vieler Freundlichkeit und Güte widerſtehen?

So lange die Nachkommenſchaft nicht herangewachſen iſt, hat der Sachwalter nicht ein Fünkchen Ehrgeiz. Dieſer wächſt jedoch mit den Söhnen und den Töchtern. Sind dieſe groß, ſucht er in den Rath zu kommen, und iſt er erſt drinnen, ſtrebt er nach einem Schöppenſtuhl und wartet mit Ungeduld auf den Augenblick, wo er den Bürgermeiſter oder den Geheimſchreiber erſetzen kann. Wie ſollte ihm einer dieſer Poſten entgehen können? Iſt er nicht der Held des Feldhüters, das Orakel der Gemeinde? Steht er nicht mit dem Paſtor gut? Kennt ihn nicht Jeder als einen braven, ſorgſamen und uneigennützigen Geſchäftsmann?

Während er zur öffentlichen Amtsverwaltung übergeht, trägt er die Sachwalterſchaft auf den zweiten Sohn über; denn der älteſte muß auf der Hochſchule nach dem Diplome eines Doktors der Rechte ringen, um ſpäter dem Comptoir die Koſten der „Adviesen" zu erſparen. Hat ihm der Himmel noch einen dritten und vierten Sohn geſchenkt, ſo tritt der Eine in den Prieſterſtand, der Andere wird Arzt, Geburtshelfer und Chirurg. Die Frau ſetzt dann einen franzöſiſchen Hut auf das graue Haupt und „Meinherr" hält Wagen und Pferd. Die Bürgermeiſterſchaft kann doch nicht gut zu Fuß gehen! Und ſo lange die Sachwalterſchaft nur auf geſunden Beinen ſteht, iſt von einem ſchlimmen Winter Nichts zu fürchten!

Seit einiger Zeit hat der Sachwalter einen Rieſenſchritt vorwärts gethan: er iſt vom Rechtspraktikanten und Rechtsconſulenten Proceßführer geworden. Er erſcheint mit ſeinen Clienten ſowohl in Civil- wie in Polizeiſachen ganz dreiſt vor dem Friedensrichter des Cantons und ſtimmt jedes Mal

für einen Vergleich. Hat er es aber so weit gebracht, daß die streitenden Parteien sich versöhnen, dann solltet Ihr ihn belauschen, wenn er mit seinen Clienten nach Hause geht! Ihr solltet hören, wie er die Versöhnung als eine Tochter des Himmels preist! „Ich," sagt er, „der aus Erfahrung zu reden weiß, kann Euch den Rath geben, mein lieber Freund, wenn Ihr um ein Kalb processiren wollt, so gebt lieber die Kuh noch zu und laßt den Proceß fallen."

In Polizeisachen spricht er stets, als wäre sein Client weißer denn Schnee. Sind jedoch die Thatsachen allzuklar erwiesen, dann spricht er von „mildernden Umständen," gerade als ob er vor einem Dutzend französischer Geschwornen stände, die über eine Vergiftung aus Liebe zu entscheiden hätten. Er führt zur Begründung seiner Ansicht eine Masse Erkenntnisse an, und obgleich dieselben mitunter zur vorliegenden Sache passen wie ein Besen auf ein Schwein, so steht doch der Client ganz verblüfft da über den Strom von Gelehrsamkeit, welcher von den Lippen seines Vertheidigers fließt.

Der Landmann zahlt sehr gern für ein playdoyer, wenn nur recht viel Worte zu seiner Vertheidigung verschwendet werden. Der folgende Fall wird dem Leser beweisen, wie sehr der durchtriebene Rechtspraktikant von dieser Wahrheit durchdrungen ist.

Vor ungefähr zehn Jahren wohnte ich als Advokat einem Zeugenverhöre vor einem Gerichtscommissär bei, in welchem meine Gegenpartei einen alten Sachwalter oder sogenannten défenseur officieux als Beistand hatte. Der Richter war ein Mann, der viel Erfahrung und noch mehr Versöhnlichkeitssucht besaß: er schlug einen Vergleich vor, der nach eini-

gen Einwendungen von Seiten beider Parteien angenommen wurde. Man ſetzte ein Protokoll auf, beide Parteien unterzeichneten es, und damit hielt ich die ganze Sache für abgemacht. Wie war ich daher verwundert, als mit einem Male der alte Rechtspraktikant das Wort nahm und in einer Rede, die mindeſtens eine halbe Stunde lang dauerte, die Rechte ſeines Clienten dermaßen vertheidigte, daß ihm der Schweiß von der Stirn herabfief! Der Richter ſah mich an, ich ſah den Richter an, und wir zuckten beide die Achſeln. Als die Rede beendet war, frug der Richter: „à quoi bon?“

„A faire comprendre à mon client, que j'ai gagné mes honoraires!“ antwortete der Sachwalter mit der größten Kaltblütigkeit, während er ſich den Schweiß vom Geſicht wiſchte. Er hatte ſich wirklich die Mühe gegeben, eine ellenlange Rede zuſammenzuſtoppeln, die Arbeit mußte bezahlt werden, und der Client bezahlte mit Freuden. Der Redner verſtand ſein Handwerk oder kannte ſeinen Mann. Er ließ uns lachen, ſteckte das Geld in die Taſche und ſagte beim Abſchiede zu mir :

„Herr Advokat, Ihr verſteht das Theoretiſche unendlich beſſer als ich, aber was das Praktiſche anbetrifft, ſo könntet Ihr noch bei mir in die Schule gehen.“

Ich will dieſe Skizze damit ſchließen, womit ich eigentlich hätte beginnen ſollen: mit den äußeren Kennzeichen des Sachwalters.

Seine Größe läßt ſich nicht angeben, die iſt unendlich verſchieden. Die Brille iſt ein nothwendiger Charakterzug. Den Mund kneift er zu, auf der Stirne zieht er Falten. Er geht etwas gebückt unter der Laſt ſeiner Gedanken, der Rohr-

ſtock fehlt nie in ſeiner Hand. Seine Taſchen ſind ſtets vollgepfropft mit Papierrollen. Man begegne ihm des Morgens oder treffe ihn des Abends, immer iſt er mit Geſchäften überhäuft. Die ſilberne Schnupftabaksdoſe iſt ſeine unzertrennliche Gefährtin: aus ihr ſchöpft er die tiefſinnigen Gedanken, vor denen der Landmann auf die Kniee fallen ſoll, um ihn wie eine Gottheit anzubeten. Sein Gang bleibt zu jeder Zeit derſelbe, langſam und vorſichtig. Selten wird er dick, denn er bewegt ſich wie das Rad am Wagen.

Die Genauigkeit des Sachwalters in der Führung ſeines Regiſters kann als Muſter gelten. Keinen Fuß ſetzt er aus der Thüre, ohne es anzumerken. Findet er durch Zufall ſeinen Clienten nicht zu Hauſe, ſo ſteht auf der Rechnung „Mich in ſein Haus begeben und ihn nicht gefunden ... einen Frank!" Verliert er ſein Tintenfaß bei der Abſchätzung von Grundſtücken, findet man ſelbſt dieſen Verluſt auf der Rechnung angeführt, ſo daß man vom Sachwalter mit Recht ſagen kann: Er findet verlierend.

Nun ſage man noch, das ſei kein großer Mann, der ine ſolche Rolle in unſerm aufgeklärten Jahrhundert ſpielt!

Dieſe Skizze iſt in ihrer Art ebenſo angelegt und ausgemalt wie die „Bockenreiter" in der ihrigen. Sie hat überdies noch denſelben Vorzug: ſie iſt ächt volksthümlich. Es iſt zu bewundern, daß Ecreviſſe ſich ſo beſtimmt als Niederdeutſcher erhalten hat, da ſeine Erziehung hochdeutſch war, ſeine Frau deutſch iſt und ſeine vier Kinder, wie er

mir in einem höchſt originellen Briefe ſchreibt, es mehr als halb ſind.

De Teuten, eene zedenschets uit de XVIII. eeuw. Brussel 1844.
De Drossaerd Clercq, eene omwerking der Teuten in de Limburger Kempen. Brussel 1845.
Een tafereel uit de geschiedenis van 1813 en 1814. Taelverbond 1845.
De Bokkenryders. Brussel 1845.
De verwoesting van Maestricht. Antwerpen 1845.
Twee Origineelen. Vlaemsche Stem 1846.
Koning Zwintebolt. Nederduitsch letterkundig Jaerboekje 1846.
De Zaekwaernemer. Muzen-Album. 1846.
Egmond's einde, historisch romantisch verhael, bekrönt mit der vergoldeten Ehrenmedaille der Geſellſchaft „Voor Moedertael en Vaderland" zu Deinze. Antwerpen 1850. Herinneringen uit de hoogeschool en de pleitzaal. De vlaemsche Rederyker 1853—54.
De Bokkenryders of het land van Valkenburg. Tweede verbeterde en vermeerderde uitgave met vele platen. Brussel 1854.
Het Meilief van Geleen. Gent 1858.

Eekma (O. J.). Um Auskunft über dieſen Holländer zu erhalten, welcher in der vlämiſchen Literatur eine Zeit gaſtirt hatte, wandte ich mich an einen Antwerpner Schriftſteller, der mir Folgendes über ihn ſchrieb.

„Es war 1847, daß ich ihn in Brüſſel kennen lernte. Er war von Geburt ein Frieſe. Sein Vater übte zu Leeuwaarden in Holland das Amt eines Generalprocurators aus. Der Jüngling, welcher etwa zwanzig Jahre zählte, war nach Belgien gekommen, um ſich im Buchhandel und in der Buchdruckerei auszubilden. Bald fing er an, ſich mit Poeſie zu beſchäftigen und lieferte ſowohl in die „Vlämiſche Stimme", wie in den „Sprachverband" lyriſche Beiträge, unter denen ſich auch Ueberſetzungen befanden. Später ſchrieb er in dem Genter Tagblatt: de Vaderlander, unter Anderm ein langes

Spottgedicht, „die Pegaſtade," in welchem er viele Literaten unbarmherzig geißelte. 1850 ging er nach Holland zurück, doch nicht auf lange. Sein Vater war geſtorben; er richtete zu Brüſſel von dem, was er geerbt, mit einem Franzoſen gemeinſchaftlich ein Caſino oder einen Café chantant ein. Das Ding ging ſchlecht, Eekma büßte nicht nur ſein ganzes Erbtheil ein, ſondern wurde auch noch wegen Schulden feſtgeſetzt. Als er wieder frei wurde, verließ er Belgien. Die Literatur hatte er ſeit ſeiner Rückkehr aus Holland gänzlich aufgegeben. Einige Jahre ſpäter ſchrieb er aus Californien an einen Freund in Brüſſel, daß er ſich in den traurigſten Umſtänden befinde. Seitdem hab' ich Nichts mehr von ihm gehört. Er war ein guter Junge, aber eigenſinnig wie ein Frieſe."

So weit der Antwerpner. Ich habe Nichts mehr hinzuzufügen, als die Ueberſetzung eines Liedes, welches ich aus dem dritten Jahrgang des „Sprachverbandes" genommen habe.

Die Schildwache.

Romanze.

Die Lagerfeuer brennen,
Das Heer es liegt und ruht,
Und nur die Schildwacht wachet
Mit Luſt und friſchem Muth.

Es ſteht kein Stern am Himmel,
Dunkel iſt's überall,
Des Feuers Glanz alleine
Verhütet den Ueberfall.

Er denket ſeiner Liebſten,
Des Mädchens, deſſen ſein Herz,
Des Vaterlands, der Eltern,
Die er verließ mit Schmerz.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 419